Pfälzisches Sonntags-Blatt.

Belletristisches Beiblatt der „Pfälzischen Volkszeitung."

Nr. 1. Sonntag, den 5. Januar 1868.

* Liederblüthe.

Hinaus in's Freie, in die Weite
Trägt er die Beute, wie im Traum,
Der Wind, der von der Schwester Seite
Die Blüthe riß, geboren kaum;
Und unter Tausenden Geschwistern
Am selben Blüthenbaum im Hain,
Da hing versteckt sie; und verborgen
Verblühte sie ihr schönes Sei'n.

So zwingt sie uns, sie anzuschauen,
Von allen Fesseln nun befreit,
Und ruft, als wie mit Selbstvertrauen:
O freue dich der Blüthenzeit.
Man schlägt den Stein, der Funke sprühet,
Jetzt wird man dessen Kraft gewahr,
Der Zephir wirft vor unsern Füßen,
Des Lenzes schönste Reize dar.

So flattert kosend und mit Scherzen,
So flattert fort mit Zaubermacht,
Mein jüngstes Lied aus meinem Herzen,
Im Phantasienreich erwacht.
Durch Geistes Wehen sanft getrieben,
Zu dir, die mich beseelt, beglückt.
Sieh, die da flieht, die junge Blüthe,
Ist nicht wie Sal'mon ausgeschmückt.

Sie würde ja gleich ihm vergehen,
Und eitler Weltentrug nur sein,
Umsonst würd' sie von dannen wehen,
Und nimmermehr dein Herz erfreu'n.
Doch deines edlen Geistes Augen,
Erschauen klar in seiner Pracht:
Was hier mein Herz in dürren Worten,
Dir hat im Liede dargebracht.

Ich weile zwar in weiter Ferne,
Doch ist mein Liebstes auf der Welt,
Mir nah und immer nah, die Sterne,
Der Mond, der diese Nacht erhellt.
Worin die Sorge sich verhüllet,
Bist Du, die jene Blüth umschwebt:
In Liebe will sie dich begrüßen,
Und nur für dich mein Herz noch lebt.

Der Geist, er geht durch mein Gemüthe,
Und wie er geht, entschwebet mir
Ein Minnelied als Sangesblüthe
Und zieht nun eilends fort zu dir;
Mit Kosen, Scherzen dich zu grüßen,
So kommt es, nimm es freudig an,
Du weißt es besser selbst zu deuten,
Als Wortessinn es sagen kann.

St. Paul. Th. M.

Indianische Gourmands.

Vor einiger Zeit kam eine Indianer-Deputation nach Pennsylvanien, um mit dem Gouverneur zu unterhandeln und wurde von den Behörden in Philadelphia zum Essen eingeladen. Die Indianer benahmen sich während der Mahlzeit äußerst würdevoll und anständig, zeigten über nichts ein Erstaunen und gaben sich alle Mühe, die Gebräuche der Weißen beim Essen nachzuahmen, um sich diesen gegenüber nicht zum Gegenstande spöttischer Bemerkungen zu machen.

Während der Mahlzeit wurden die Augen eines jungen Häuptlings durch ein Gefäß mit Senf angezogen, worin ein Löffel zum beliebigen Gebrauch steckte. Durch den gewürzreichen Geruch in Versuchung geführt, zog er es sachte zu sich heran und hatte bald einen bis zum Rande gefüllten Löffel in seinen Mund praktizirt. Obgleich er augenblicklich seinen Mißgriff merkte, hatte er dennoch die Geistesstärke, es hinunter zu schlucken, obgleich es ihm die Thränen aus den Augen preßte.

Ein Häuptling, der ihm gegenüber saß, und die Folgen beobachtet hatte, aber die Ursache nicht kannte, frug ihn erstaunt: „Was weinest Du?"

Der junge Häuptling erwiderte: „Ach, ich gedenke an meinen theuren Vater, welcher vor zwei Jahren in der Schlacht gegen einen feindlichen Stamm getödtet worden ist!"

Bald nachher kam der alte Häuptling, von Neugierde getrieben, wie wohl der Inhalt des zierlichen weißen Gefäßes schmecken müsse, ebenfalls auf die Idee, die Senfbüchse heranzuziehen und deren Inhalt mit schnellem Schlucke zu kosten, und er machte es ebenso wie sein jüngerer Gefährte — er schluckte das scharfe, beißende Zeug heldenmüthig hinunter, konnte aber doch nicht verhindern, daß ihm das Wasser dabei aus den Augen lief.

Schadenfroh fragte nun seinerseits der junge Häuptling: „O, sag' an, großer Adler, warum weinest denn Du?"

Ingrimmig erwiderte ihm schnell der schwarze Adler: „Nun, siehst Du, ich weine, weil Du nicht mit Deinem Vater zugleich vor zwei Jahren in der Schlacht getödtet worden bist!"

Eine fromme Prinzessin.

In Paris gehört es bekanntlich in den eleganten Kreisen ebenso zum guten Tone, die Predigten zur Advent- und zur Fastenzeit zu besuchen, als es dazu gehört, eine Loge in der italienischen Oper zu haben. Doch giebt es auch noch Frauen, welche nicht durch die Mode, sondern durch wirkliche Andacht und echte Frömmigkeit bewogen werden, die Stätten der Erbauung zu besuchen, und unter diesen wahrhaft frommen Damen steht obenan die Prinzessin Clotilde, die Gemahlin des Prinzen Napoleon, welche unermüdlich

und eifrig betet, vielleicht um die zu geringe Frömmigkeit ihres Gatten dadurch wieder gut zu machen.

Während der letzten Adventzeit erzählte die Prinzessin ihrem Gemahle beim Diner auf seine Frage, wie sie ihren Tag zugebracht habe, Folgendes:

„Ich fuhr zuerst in die Madelainekirche, um die Messe und die Predigt anzuhören, indessen war nur ein mittelmäßiger Prediger da, was mich jedoch in meiner Andacht nicht störte. Von da fuhr ich in das Fouburg de St. Germain, um der Gräfin A. einen Besuch abzustatten, da die gute Dame schon seit längerer Zeit leidend ist. Dabei führte mich mein Weg an der Kirche Sanct Clotilde vorbei, und ich konnte nicht widerstehen, ich mußte auf einen Augenblick hineingehen; obgleich grade nicht gepredigt wurde, waren doch sehr viele Leute darin. Auf dem Rückwege besuchte ich auch die Kirche St. Germain de Prés, wo ich zu meiner Freude, einen recht guten Prediger hörte. Dann wollte ich auch an der Kirche des heiligen Rochus in der Rue St. Honoré nicht vorbei, ohne nur einmal hineinzublicken; ich ging jedoch gleich wieder fort, da eben ein deutscher Prediger auf der Kanzel stand.“ Der Prinz Napoleon hörte sich diesen Bericht der frommen Königstochter mit stillem Lächeln an, dann sagte er in seiner ruhigen Weise: „Weißt Du was, Du kommst mir vor wie die Trunkenbolde, die an keiner Schenke vorbeikönnen, ohne einzukehren.“

Ein gefangener Liebhaber.

Einem Eisentandler in Wien, das heißt nämlich einem Eisenhändler, der nur mit altem Eisen handelt, der es aber trotzdem zu einem ganz netten Vermögen gebracht hatte, wurde die Nachricht hinterbracht, seine einzige Tochter habe allabendlich in der Dunkelstunde in dem langen Durchgange, der zu seinem Geschäfte führte, zärtliche Zusammenkünfte mit einem Liebhaber. Der Vater eilte zornentbrannt zu der Tochter, fluchte und tobte wie ein Bühnentyrann und bedrohte die Tochter, welche sich hartnäckig weigerte, zu sagen, wer ihr Geliebter sei, mit allem möglichen Schrecklichen, was über sie und ihren Galan ergehen solle. Doch was kümmert sich die Liebe um väterliche Drohungen? Die Rendezvous in dem Durchgange währten fort, nach wie vor, und der gehässige Spion träufelte auf's Neue Gift in die Ohren des Vaters, der nunmehr beschloß, um jeden Preis den Liebhaber in seine Hände zu bekommen und Rache an ihm zu nehmen. Was thut der erfinderische Eisentandler?

Er suchte aus seinem Eisenkram ein altes, verrostetes Fuchseisen hervor, machte dies wieder zurecht, so gut es gehen wollte, und stellte es in dem engen Durchgange, der von Niemanden als solchen, die zu seinem Geschäfte wollten, betreten wurde, zu der Abendstunde auf, wo gewöhnlich der Geliebte zum Rendezvous zu erscheinen pflegte.

Tückisch legte er sich dann auf die Lauer und siehe da, es dauerte nicht lange, so hörte er einen kläglichen Schmerzensschrei; er eilte hinzu und fand richtig den unglücklichen Liebhaber, in dem Eisen gefangen, mit zerschmettertem Schienbeine am Boden liegen. Darüber wurde es dem grausamen Vater doch schmählich Angst; der Gefangene, ein armer Schneidergeselle aus der Nachbarschaft, bedrohte ihn schwer mit Verklagen, Gefängniß, Schmerzensgeld und allem Möglichen, und der Vater, der nun wohl sah, daß er viel zu weit gegangen und daß dies sehr unangenehme Folgen für ihn haben könne, wurde dabei ganz windelweich und gab Alles nach, was ihm auch der Verwundete für Bedingungen stellte.

Der Schneidergeselle, dessen Zukunftsaussichten bisher nicht sehr glänzend gewesen waren, wurde als anerkannter Schwiegersohn in das Haus des Schwiegervaters transportirt, geheilt und gepflegt. Freilich wird er zeitlebens ein lahmes Bein behalten, aber dafür bekommt er eine hübsche und vermögende Frau und soll später das Geschäft des Schwiegervaters übernehmen; die Hochzeit wird schon in den nächsten Tagen stattfinden.

Der Mägdemarkt in Ripen.

Die Meisten unserer Leser haben wohl den Mägdemarkt in Richmond, der uns in Flotow's Oper Martha schon so oft amüsirte, für eine Sitte aus vergangenen Jahrhunderten angesehen, die längst abgekommen. Dem ist aber keineswegs so: im Norden und im Süden unseres lieben Vaterlandes werden solche Mägdemärkte abgehalten, aber sie sind so vereinzelt, daß Mancher sein Lebenlang nichts davon hört. In Bremen sieht man zweimal im Jahre Knechte und Mägde aus der ganzen Umgegend zusammenströmen, um sich auf öffentlichem Markte an den Meistbietenden für den Sommer- oder Winterdienst zu verdingen. Dieser Brauch zieht sich vom äußersten Norden, vom Meere bis zum Bodensee, in dessen Nähe (Ravensburg) sogar ein Kindermarkt gehalten wird, auf den die Kinder der ärmeren Gegenden von Tyrol, Vorarlberg und der Schweiz wie eine Heerde zusammengetrieben werden, um als Treib- und Hirtenbuben oder als Kindsmägde verdingt zu werden. Lassen wir nun Baudissin uns von einem solchen Mägdemarkt erzählen, der jenseits deutscher Grenze, auf dem Marktplatze von Ripen, einem Städtchen im Süden Jütlands, jedes Jahr stattzufinden pflegt. „Ich muß vorausschicken, daß nördlich, östlich und südlich von Ripen reiche Marschländereien liegen, auf denen Getreide aller Art gezogen wird. Da es aber an Schnittern und Ernteleuten fehlt, und da auf der dänischen Insel Fanö eine große Zahl blühender und kräftiger Mädchen heranwachsen, so ist es seit Alters her Sitte, daß die Eltern ihre erwachsenen Töchter nach Ripen bringen, um sie für die Erntezeit auszuheuern. An einem bestimmten Tage kommen Hunderte von ausnahmsweise schönen Mädchen, die sich in ihrer Nationaltracht doppelt reizend ausnehmen, in Ripen an

und setzen sich der Reihe nach auf Bänke, die zu ihrer Bequemlichkeit bereit gehalten werden. Sobald sie Platz genommen haben, erscheinen schmeerbäuchige Marschbauern mit der Meerschaumpfeife im Munde, mustern die hübschen Kinder der Reihe nach und lassen sich von der Frau Mama oder Tante die Vorzüge ihrer Tochter oder Muhme erzählen. Das Mädchen selbst hat bei dem ganzen Handel kein Wort drein zu reden; die Mutter verlangt einen Preis und verspricht Fleiß und Ordnung; der Bauer feilscht hin und her und schließt endlich den Handel ab, wenn er meint, daß die Angepriesene stark genug ist, um ihm für ein paar lumpige Thaler die reiche Ernte in die Scheuer zu bringen. Sind die Handelsleute einig geworden, so zahlt der Bauer ein Drangeld, die Mutter steckt es in die Tasche und wünscht ihrem Kinde alles Gute, und dies erhebt sich, blickt stolz auf seine Schwestern, die noch keinen Käufer gefunden haben, — und scheidet mit einem kalten Händedruck von der Frau Mama, die schon in Gedanken über das Geld verfügt, das ihr eigen Fleisch und Bein für sie verdienen wird. Ich will übrigens den hübschen Fanöerinnen das wohlverdiente Lob spenden, daß sie allgemein als fleißige, tugendhafte und außerordentlich zuverlässige Dienstboten bekannt sind, und obgleich ich bezweifle, daß jemals eine Tochter Fanö's diese Blätter in die Hand bekommen wird, — will ich hinzufügen, daß sie zum großen Theile von überraschender Schönheit und Regelmäßigkeit der Gesichtsbildung und des Körperwuchses sind. Sie haben äußerst zarten Teint, prachtvolles Haar, schönes Oval des Gesichts, schneeweiße Zähne und gute, freundliche Augen, unterscheiden sich daher von der dienenden Klasse Dänemarks und Nordschleswigs sehr zu ihrem Vortheile. Die lieben Kinder werden gewöhnlich auf zwei bis drei Monate vermiethet. Ist ihre Zeit um, so kommen die Mütter von Fanö herüber, nehmen die sauer erworbenen Thaler in Beschlag und regaliren die Bauern, bei denen ihre Kinder wenig Schlaf und viel Arbeit gehabt haben, — mit in der Luft getrockneten Klippfischen, vor denen Gott mich in Gnaden bewahren möge."

Einige Worte über den Werth der Treue.

Man stellt in dem Geschlechtsverhältniß zwischen Mann und Frau so vielfache Ansichten über die Art der Treue auf, die beide gegen einander beobachten sollen und legt je nach den Geschlechtern eine so verschiedene Werthschätzung an diese Eigenschaft, daß es wohl erlaubt ist, an ein Wort von Heinr. König zu erinnern, das diesen Gegenstand erschöpfend bespricht. Er meint in seinem Roman „König Jerome's Carneval", die Treue sei nur am Manne eine Tugend, bei der Frau blos eine Rechtschaffenheit. „Die Ehe," sagt er in der weitern Entwickelung seines Gedankens, „ist eben ein Gebild, an welchem das Naturverhältniß der beiden Geschlechter den Zettel, — und die sittlichen Bildungen den Einschlag machen. Der Natur kommt es bei dieser Vereinigung, wie überhaupt in ihrem Bereiche, nur auf die Fortsetzung und Verbreitung ihrer lebenden Geschöpfe an. Sie spart zu diesem Ende kein Uebermaß von Lebenskeimen. Bei dem Manne erreicht sie das durch den heißen Trieb zur Liebeswerbung, verbunden mit der Empfänglichkeit für alle Reize des weiblichen Geschlechts und mit der lebhaften Neigung zum Wechsel. Indem ihm aber die sittliche Vernunft gebietet, bei nur einer solchen Verbindung zu bleiben, an die seine menschliche Würde und das Glück der Familie wie der Gesellschaft geknüpft ist, so kostet ihm die Ueberwindung der Natur in ihm selbst einen Kampf und dieser Kampf macht eben seine Treue zur Tugend. Umgekehrt beim Weibe. Dieselbe vorsorgliche Natur treibt die Frau zur Zurückhaltung, zur Enthaltsamkeit und Abwehr alles dessen, was die ruhige Entwickelung eines langsam gedeihenden Wesens stören könnte. Diese Naturbestimmung bildet die Grundlage der Weiblichkeit auch im Geistigen und Sittlichen und bleibt maßgebend unter allen Verhältnissen des Lebens. Daher eignet Sparsamkeit mehr den Frauen, und in Kunst und Poesie ist nur der Mann zeugend oder schöpferisch, die Frau nur nachbildend in Empfänglichkeit. Anschmiegende Treue ist daher der weiblichen Natur angeboren, angeschaffen und kostet einer rechtschaffenen Frau keinen Kampf mit ihrer eigenen Natur, wie beim Manne, sondern höchstens nur eine Abwehr gegen Verlockung von außen. Die Frau wird daher durch ihre Treue liebenswürdig, der Mann achtbar. Indem sie aber durch Untreue sich nicht blos gegen das Sittengesetz, sondern gegen die Natur versündigt, wird sie verächtlicher als der Mann, der sich nur an der Sittlichkeit vergeht, ohne seine Naturbestimmung zu verletzen, wenn er den Antrieben derselben zu unbedingt folgt."

P. Nachtrag zu dem Sprüchwörterschatz des deutschen Volkes.

Hast Du vom Frieden auch die schönsten Proben,
Sollst doch den Tag nicht vor dem Abend loben.

* * *

Preußen möge klug sich zügeln,
Denken an das Sprüchwort traut:
„Wo zwei Bräutigams sich prügeln,
Führt der Dritte heim die Braut."

* * *

Wenn an Wohnung, Brod und Feurung,
Zunimmt jeden Tag die Theurung,
Dann klopft wohl der arme Mann
Mit der Faust bei'm Reichen an.

P. Garibaldi-Hymne.

(In Paris verboten.)

Das rothe Hemd fiel über Nacht
Bei Monterotondo,
Mit Ihm, der es zu Falle bracht',
Tanzen wir bald ein Rondo.

Feuilleton.

* (Pariser Leben.) Eine Correspondenz im „Daily Tel." schildert die in Paris herrschende Verschwendung und Liederlichkeit in wahrhaft drastischer Weise. „Ich habe viel Uebertriebenes in meinem Leben gesehen, sagt der Correspondent; was ich hier sehe, übersteigt aber alle Begriffe. Ueberall begegnet man extravagant gekleideten Puppen. Woher dieses Mädchen auf dem Boulevard des Capucines den indischen Shawl und die Equipage bestreitet, weiß Niemand, und ebenso wenig woher jene Dame den Hermelinmantel und die Loge in der Oper bezahlt, wohin sie soeben geht. Ihr Mann hat einen kleinen Laden und ist schlecht gekleidet, doch geht er um 2 Uhr in's Kaffeehaus, um Domino zu spielen, während das in Spitzen gekleidete Kind sich selbst überlassen in der Wiege liegt. Dort geht eine prachtvoll gekleidete Frau, von der man weiß, daß sie falsch spielt, und hier wieder eine Mutter mit ihren Kindern, alle in Sammt und Purpur, indischen Shawls und venetianischen Spitzen gekleidet. Aus keinem Einkommen lassen sich solche Ausgaben bestreiten. Vor der Hausthüre, die, um größere Aufmerksamkeit zu erregen, nur halb geöffnet wird, hebt ein gepuderter Bediente die Familie und die Bonne, in römischer Bäuerinnentracht, in den Wagen und ruft dem Kutscher zu: Au bois. Hier kommt eine Signorina in Pelz gehüllt mit Schlittschuhen in der Hand, obschon die Teiche noch nicht zugefroren sind. Ein paar Schritte weiter drücken zwei Dandies in Magyarentracht einer jungen, erst kurz verheiratheten Dame die Hand. Ganze Vermögen gehen dabei zu Grunde, jedes Familienleben hört auf, von Ehrlichkeit ist keine Spur mehr zu finden, und das Uebermaß des Uebels muß zu einem Umschlag führen.

* (Die Pioniere von Rochdale.) Die auf dem Felde des Genossenschaftswesens auch in Deutschland rühmlich bekannten Pioniere von Rochdale haben durch Vereinigung der Kräfte einem lange gefühlten Bedürfnisse ihrer Stadt nach einem Theater abgeholfen. Einige Arbeiter nahmen die Sache in die Hand und brachten mit Actien von 1 £ 6000 £ unter sich auf, womit sie ein Theater hergestellt haben, das 2200 Personen faßt.

* (Wie man vor Zeiten sang.) Der Pfarrer von Stryppen in Flandern sang an einem Sonntage in der dortigen Pfarrkirche das Hochamt. Zu Ende desselben, als er das „Ite missa est" anhob, that er aber seiner Stimme dermaßen Gewalt an, daß zwei hölzerne Engel oben vom Altare herunter plumpsten und den Hals brachen. — In gleicher Weise hat ein Pfarrer von Elverdinghen durch ein „Miserere nobis" einen Gott Vater, der oben am Kirchengewölbe hing, heruntergesungen. — Auch liest man in den Jahrbüchern der Abtei Affligham in den Niederlanden, daß ein Priester einmal ein „Gloria in excelsis Deo" so kräftig anstimmte, daß vier der größten und schwersten Kandelaber mit den Leuchtern vom Altare stürzten. (Nach genannten Quellen in W. Wolf's Niederländischen Sagen.)

Die Nützlichkeit unseres Gesandten.

Ein Hessendarmstädtischer Preis-Artikel.

Längst hieß es, wir Darmstädter sollten unsern Pariser Gesandten aufgeben; aber das hieße nur, uns den Segen der Diplomatie abschneiden. Am 10. Juli des Jahres 1866 stand im Concurse eines hiesigen Kaufmanns Vergleichstermin an, zu welchem auch mehrere Pariser Gläubiger durch unsern Gesandten geladen wurden. Schon am 15. November desselben Jahres empfingen die Gläubiger die Vorladung, aber trotzdem erschienen die boshaften Menschen am 10. Juli nicht, indem sie behaupteten, dieser Tag sei schon längst vorbei. Nun, unser Gericht setzte einfach einen neuen Termin an, gab der Gesandtschaft die Decrete Anfangs März 1867 und schon im Juli 1868 befanden sich diese in den Händen der Gläubiger, so daß nur ein, ein einziges Jahr darüber hingegangen war.

So zeigte sich der Nutzen dieser Gesandtschaft stets mehr und mehr; bei anderen Dingen, welche noch eiliger sind, z. B. Conferenz-Einladungen, weiß sie binnen vier Wochen Antwort zu beschaffen, und Ausweisungen fechtender Handwerksburschen veranlaßt unser Ministerium des Innern kaum schneller.

So steht der nördliche Theil von Hessen-Darmstadt in der Blüthe, aber ach, — unsere nördliche Provinz! Trotzdem sind wir vor allen andern Ländern bevorzugt: Ein Süd-Hesse und ein Nord-Hesse gehen in Paris über die Straße; sie haben ein Herz, eine Seele, ein Vaterland, einen Fürsteu — und zwei Gesandte. Hei, seht Ihr's, Ihr pickelhaubigen Preußen. Sogar Ihr habt in Paris nur einen Gesandten und es ist deshalb doch besser, wenn man — den Mantel auf beiden Schultern trägt.



*Vaterleben, was bedeuten denn diese vier F's?

Dummer Junge, das weißt Du nich? Frisch, fromm, fröhlich, fergnügt!

* Räthsel.

Zweisilbig.

Fühlst Du als Letzte Dich, so schaff' einmal
Die Erste, Freund, Dir an in starker Zahl,
Dann frisch in's Ganze! 's ist 'ne Letzte, traun,
Groß, schön — voll Feinheit so bei Herrn wie Frau'n.
Wirfst brav dort um Dich mit der Ersten Du,
Ruft jeder Lump: Merci Monsieur! Dir zu.

Auflösung des Räthsels in Nr. 27:
Blutarm.

Redaktion, Druck und Verlag von Ph. Rohr in Kaiserslautern.

Pfälzisches Sonntags-Blatt.

Belletristisches Beiblatt der „Pfälzischen Volkszeitung.“

Nr. 2. Sonntag, den 12. Januar 1868.

Ein Gefecht mit Rebellen.

Erinnerungen aus dem americanischen Kriegsleben.

Von

Richard Michaelis.

An einem schönen Abend war die Nachricht eingetroffen, daß ein bedeutender Transport mit Lebensmitteln im Anzuge sei, welche Mittheilung mit großem Behagen aufgenommen wurde, weil sich Kaffee und andere lang entbehrte Luxusartikel auf dem Transporte befinden sollten.

Um die Freude vollständig zu machen, theilte der Kommandeur mit, daß auf sein Schreiben „an Old Abe“ die Antwort erfolgt sei, der langersehnte Zahlmeister werde in den nächsten Tagen eintreffen, um unseren rückständigen Sold auszuzahlen.

Diese Mittheilung war mit den üblichen drei Cheers (Hochs) aufgenommen worden und dann hatte sich die ganze Gesellschaft zum Marketender begeben, um den Freudentag in angemessener Weise zu begehen.

Schon seit Wochen hatte sich dieser Gentleman geweigert, die Kreide noch länger zu handhaben, und nur noch gegen baare Zahlung verkauft; den er selbst befand sich in Geldverlegenheit, da unser Regiment allein mit 7000 Dollars an seiner Tafel stand.

Mit Ausnahme der Dollars einiger Rekruten, welche einen Theil ihres Handgeldes mit in das Lager gebracht hatten, war aber kein Cent im Lager, und ein Whisky gehörte daher zu den seltensten Genüssen.

Auf die erfreuliche Nachricht von der bevorstehenden Ankunft des Zahlmeisters fühlte der Marketender indeß ein menschliches Rühren und nahm Veranlassung, einen neuen Credit zu eröffnen.

Nachdem ein ziemlich wildes Gelage mehrere Stunden gewährt hatte, erschienen einige Offiziere und designirten uns und ein Wisconsin-Kavallerieregiment zur Escorte des Fouragetrains.

Am kommenden Morgen, früh drei Uhr, sollten wir bereit sein, den Vorräthen entgegen zu reiten.

Die Boys,*) suchten in Folgen dieser Ordre ihre Baracken auf, um sich zu den bevorstehenden Strapazen durch einige Stunden Schlaf zu stärken.

Wir wußten aus Erfahrung, daß die Rebellen selten einen Fouragetrain unangefochten in unser Lager ließen, und es war daher zehn gegen eins zu wetten, daß es blutige Köpfe setzen würde.

Mancher Mutter Sohn legte sich zur letzen Nachtruhe nieder.

*) Boys — wörtlich Jungens (Soldaten.)

Obgleich Disciplin und Pünktlichkeit der Boys im Allgemeinen Vieles zu wünschen übrig ließen, so hatten sie doch als Amerikaner zu viel praktischen Verstand, um nicht in entscheidenden Momenten ihren Offizieren sich unterzuordnen.

Ziemlich mit dem Schlage Drei standen daher die beiden Regimenter zum Abmarsch bereit, und unser Oberst übernahm als der Aeltere das Commando.

Er war kaum 35 Jahre alt, hatte früher bei den regulären Truppen gedient, und war, als der Krieg ausbrach, und Hunderte von Freiwilligen-Regimentern gebildet wurden, bei dem Mangel an gedienten Offizieren zum Oberst befördert worden.

Er war übigens ein sehr tüchtiger Reiteroffizier und bei Weitem besserer Soldat, als sämmtliche Stabsoffiziere unseres Lagers.

Der Morgen war noch einige Stunden ferne und als die Sonne klar und heiter am Horizonte aufstieg befanden wir uns schon nahezu zehn englische Meilen, vom Lager.

Bisher waren wir zwischen bewaldeten Bergen dahingeritten, jetzt aber breitete sich die wellenförmige Prärie vor uns aus, und in mäßigem Trabe ritten wir vorwärts, um vor der Mittagshitze den Train zu erreichen, welcher nach unserer Berechnung noch ungefähr achtzehn Meilen entfernt sein mußte.

Nach angestrengtem siebenstündigem Ritt trafen wir bei dem Wagenzuge ein, welcher nur von etwa fünfzig Reitern escortirt war.

Es wurde eine dreistündige Rast gehalten, und Nachmittags gegen drei Uhr brachen wir auf.

Die Eskorte war etwa 1200 Mann stark.

Unser Regiment hatte wenig über 400 Mann zur Stelle, weil einestheils Fieber und Gefechte eine beträchtliche Anzahl unserer Leute dahingerafft hatten, anderntheils auch die Lagerwachen an diesem Tage von unserm Regiment besetzt waren.

Die Wisconsin-Männer aber zählten nahezu 800 Reiter.

Ursprünglich, wie alle Regimenter, 1000 Mann stark, hatte es seit seiner Gründung bis vor Kurzem an der Indianergrenze gelegen und daher nur unbedeutende Verluste gehabt. Es zählte, wie überhaupt alle Wisconsin-Truppen, sehr viele Deutsche unter seiner Fahne und zeichnete sich besonders dadurch aus, daß viele in Deutschland gediente Kavalleristen und Offiziere in seinen Reihen standen.

Ich habe den geneigten Leser ausführlicher mit diesen Verhältnissen bekannt gemacht, um ihm das Nachstehende verständlicher zu machen.

Colonel Thomson ordnete alle möglichen Vorsichtsmaßregeln an, um uns vor einem Ueberfall der Rebellen zu sichern.

Avantgarde, Arrièregarde und Seitenpatrouillen deckten uns in der Nähe, während weiter hinaus einzelne Reiter schwärmten.

Wenn die Konföderirten von der Ankunft des Wagenzuges überhaupt Kunde hatten, mußten sie uns vor Einbruch der Dunkelheit angreifen, weil wir in der Nähe des Lagers bei einem etwaigen Angriffe auf Verstärkung zählen konnten.

Es mochte fünf Uhr sein, und schon glaubten wir, daß die Vorräthe unangegriffen das Lager erreichen würden, als plötzlich von der linken Flanke her die ausgesandten Reiter im Galopp zurückgesprengt kamen und meldeten, daß eine starke Kavallerieabtheilung von dort anrücke.

Diese Nachricht brachte Leben in unsere Kolonne.

Sofort ließ Thompson die Wagen zusammenfahren, um im Falle einer Niederlage dem Reste der Mannschaft Gelegenheit zu geben, sich und die Fourage hinter den Wagen zu vertheidigen.

Die beiden Regimenter rückten darauf in ziemlicher Ordnung dem Feinde entgegen.

Die Rebellen-Kavallerie näherte sich schnell, und schon sahen wir das Blitzen der Waffen durch die hohe dünne Staubwolke.

Als sich die beiden Abtheilungen auf vielleicht 1500 Schritte genähert hatten, machten sie Halt und die Rebellen ordneten sich in zwei Treffen.

Colonel Thompson hatte durch sein kleines Fernrohr gesehen; seine Forschungen hatten ihn aber offenbar nicht befriedigt; denn mit einem derben Fluche murmelte er: „Ich wollte, daß der Teufel diese neunundneunzigmal verdammten Texaner in einen Schweinsmagen gepackt zur Hölle führe. Diese langbeinige Satansbrut reitet mir überall in den Weg.“

Um das Mißvergnügen Thompson's begreiflich zu machen, bemerke ich Folgendes.

Obgleich die Südländer im Allgemeinen bessere Reiter als die Unionisten waren, so zeichneten sich doch unter den Rebellen speciell die Kentuckier und Texaner als gute Cavalleristen aus.

Da nun unser Regiment ganz jämmerlich ritt, so war es sehr wahrscheinlich, daß die Texaner uns zusammenreiten würden, ehe wir noch ein Methodistengebet zu sprechen im Stande waren.

Als gute Reiter hielten diese verdammten Texaner auch stets ihre Pferde in sehr guter Pflege, so daß unseren Yankees bei all' ihrem persönlichen Muthe doch etwas unbehaglich wurde, als sie vernahmen, welches Regiment uns gegenüber stand.

Zu unserm Glück waren aber die Texaner nur etwa 350 Mann stark und der Rest ihrer vielleicht 900 Mann zählenden Truppen bestand aus einem Tennessee-Regiment, dessen Soldaten nicht besser als die unserigen ritten.

Die Texaner standen im ersten Treffen, und wir erhielten den Befehl, gegen sie zu „chargen“.

Hahaha! Ich sehe sie noch vor mir, die biedern Boys wie sie gleich toll gewordenen Telegraphen, mit Beinen und Armen zappelnd, unter lautem Hurrah „chargten“.

Die Texaner sprengten ebenfalls mit lautem Hurrah heran, aber welch' ein Unterschied im Reiten!

Von geschlossener Linie war auf beiden Seiten nicht die Rede, und der Unterschied war nur der, daß von unseren Boys nahezu fünfzig am Boden lagen, ehe die beiden Haufen aneinander prallten.

Ein guter Reiter kann bekanntlich einen schlechten Kavalleristen mit einem Besenstocke in die Flucht treiben.

Hier machte der Zusammenstoß nahezu 100 weitere Boys sattellos, und mit lautem, höhnendem Geschrei trieben die Texaner den Rest vor sich her; zogen sich aber zurück, weil die Wisconsin-Männer nun herankamen, um ihr Heil zu versuchen.

Vor Wuth an den Spitzen seines schwarzen Schnurrbartes kauend, hatte Thompson dem militärischen Scandal zugesehen, und wandte sich eben an den Kommandeur des Wisconsin-Regimentes, als ein deutscher Kapitän desselben an Thompson heranritt und sagte: „Ich will Ihnen mal was sagen, Colonel. Wenn Sie wollen, daß ich mit jenen texanischen Pferdedieben aufräumen soll, so geben Sie mir nur 300 Mann aus unserm Regiment und ich will das Feld rein machen, ehe Sie noch ein Priemchen durchgekaut haben. Wollen Sie aber die Affenschande noch einmal ansehen, so lassen Sie jenen Mischmasch von Soldaten und Bummlern zu Pferde gegen die texanische Satansbrut anreiten“.

Der Colonel befand sich nicht in der Lage, mit dem alten deutschen Haudegen über die Vortrefflichkeit der amerikanischen Reiter in dem Wisconsin-Regiment zu streiten, weil sich die Texaner schon zu einem neuen Schock rangirten; Thompson warf einen schnellen Blick auf den stramm im Sattel sitzenden Deutschen, und sagte:“ Well, Kapitän Miller, machen Sie das Feld rein.“

„Na, Jungens!“ rief Miller in deutscher Sprache. „Wer geschlossen reiten und fechten kann, der komme vor, damit wir jene Pferdediebe in den Sand galoppiren. Denjenigen aber, der mir aus der Linie prallt, den schieße ich über den Haufen, oder der Teufel soll mich lothweise holen.“

Trotz des unangenehmen Nachsatzes waren im Nu 300 Mann in zwei Gliedern angetreten, und eben, als sich die Texaner wieder in Marsch setzten, rückte ihnen auch Miller entgegen.

Die bei dem ersten Angriff aus dem Sattel gestürzten Yankees hatten sich fast Alle wieder davon gemacht, so daß das Feld klar war.

Beide Parteien beobachteten mit Spannung den zweiten Angriff, welcher entscheidend werden mußte.

Wenn auch die Texaner besser ritten, so ver-

standen es dagegen die Deutschen, geschlossen zu reiten und zu fechten, und waren außerdem nicht durch einen Angriff ermüdet.

Wie ein Keil sauste die Kolonne der Deutschen heran, während die Texaner in loserer Ordnung einherjagten.

Mancher Amerikaner in den Bundesregimentern wünschte aus Nationalgefühl, daß die Texaner die „Dutschmen"*) niederreiten möchten.

Diese aber waren nicht geneigt, solches über sich ergehen zu lassen.

Eine Staubwolke umgab die beiden ansprengenden Haufen und hüllte dieselben ein, als sie aufeinander trafen.

Bald zeigte sich indeß das Resultat des Stoßes. Die Texaner galoppirten in Unordnung davon, während die Deutschen geschlossen folgten.

Kaum sahen die Boys das Resultat, als die Reiter unseres Regimentes sofort wie losgelassene Jagdhunde hinter den Texanern her stürmten.

Kein Rufen, kein Trompetenstoß hielt sie zurück.

Miller hatte indeß Halt gemacht, seine Leute rangirt, und ohne eine weitere Ordre abzuwarten, gegen das doppelt so starke Tennessee-Regiment geführt.

Hier war der Zusammenstoß wahrhaft lächerlich.

Ueber 200 Tennesseer lagen am Boden, und während der Flucht fielen sie wie Tauben aus einem angeschossenen Schwarm.

Nun waren auch die Zurückgebliebenen des Wisconsin-Regimentes nicht mehr zu halten; auch sie stürmten hinter den Tennessee-Männern her, so daß die ganze Ebene mit Reitern bedeckt war.

Thompson ließ nun das Signal des Wisconsin-Regimentes und „Sammeln" blasen, worauf Miller seine Leute in geschlossener Linie zurückführte, und sich in größter Ruhe „vom Angriffe zurück" meldete.

Mit süßsaurem Lächeln empfing der amerikanische Colonel den deutschen Kapitän.

„Verdammt, daß unsere Boys noch immer nicht fester im Sattel sitzen," sagte Thompson. „Ich wollte den Sold von einem Jahre darum geben, wenn mein Regiment ritte wie Ihre Leute.

Der biedere Miller hatte ein ungeheures Vorurtheil gegen die amerikanischen Reiter, und nahm jede Gelegenheit wahr, seine deßfallsige Meinung zu äußern.

„Ein Yankee lernt so wenig reiten, wie eine Feuerzange," entgegnete der alte Haudegen, indem er den blutigen Säbel an der Miene seines Pferdes abwischte. „Jeder Amerikaner ist in der Anlage verdorben, das heißt zum Reiten."

Der Colonel murmelte etwas in den Bart und befahl dann, daß die Verwundeten auf die Wagen gebracht würden. Dann setzte sich der Zug in Bewegung.

*) Dutschmann heißt eigentlich Holländer, wird aber als verächtliche Bezeichnung für die Deutschen gebraucht.

Allmälig kehrten die Verfolger zurück, und ohn weitere Abenteuer erreichten wir am folgenden Tage das Lager.

Die Boys wußten viel von der Verfolgung zu erzählen; von diesem Gefechte an standen die deutschen Kavalleristen in der Arkansasarmee in ganz besonders gutem Renommé.

Die Texaner aber waren nicht mehr im Stande, den panischen Schrecken zu verbreiten, welcher früher ihren Angriffen vorausging. Der Nimbus war geschwunden.

Der „grobe Miller" wurde später Major.

---

* **Der fenische Handstreich gegen die Küstenwarte von Fota** oder Foaty ist mit einer erstaunlichen Keckheit ausgeführt worden. Die Foaty-Bai ist ein Theil des Hafens von Cork, welchen die breite Mündung des Flusses Lee bildet; sie liegt am nordwestlichen Ufer, gegenüber dem Flecken-Passage. Zwei Martellothürme liegen an der Bai; einer beherrscht die zur großen Insel führende Brücke, der andere steht auf einer Landzunge bei Marino, am Eingange der Bucht. Die Besatzung der letzteren Warte bestand aus zwei Artilleristen die dort mit Weib und Kind wohnten. An dem betreffenden Abend saß einer dieser Kanoniere, wie es für einen englischen Soldaten so gerade paßt, mit seiner Familie beim Thee, als fünf Leute, drei von ihnen vermummt, ruhig eintraten und mit erhobenen Revolvern den Artilleristen dem vor Schreck die Theetasse zu Boden fiel, aufforderten, sich nicht zu rühren; sie würden ihm nichts zu Leide thun, sondern nur die Munition mitnehmen. Sein Camerad, der hierüber in's Zimmer kam, wurde gleichfalls festgehalten, während zwei der Angreifer die beiden Soldaten mit gespannten Revolvern in Schach hielten, plünderten die andern den Thurm und schleppten Gewehre, Säbel, Bomben, Patronen und allerlei Artillerie-Bedürfnisse heraus. Darauf setzten sie sich ganz ruhig an den Tisch zu den Soldaten und schwatzten eine Weile mit ihnen; der eine erzählte seine Abenteuer aus dem amerikanischen Kriege, ein anderer sang das Lob der irischen Republik, ein dritter zeigte einen zwölfläufigen Revolver. Endlich ließen sie die Soldaten schwören, nicht gegen sie zu zeugen, wenn sie sich vor Gericht begegnen sollten, und sich vor Tagesanbruch nicht von der Warte zu entfernen. Darauf traten sie mit ihrer Beute den Rückzug an. Die Artilleristen feuerten nun, nachdem sie noch einige Reserve-Patronen hervorgestöbert, einige Lärmschüsse ab, auf die aber von nirgends Antwort erfolgte. Am andern Morgen erst kam die Polizei hinzu, und noch im Laufe des nämlichen Tages erhielten die Alarmthürme an der dortigen Küste Verstärkungen ihrer Garnison von dem 81. Regimente, um ähnlichen Ueberraschungen vorzubeugen.

Feuilleton.

W. König Faku von Amaponda.

Der König von Amaponda
Starb zu des Volkes Gram
Plötzlich vor wenig Monden,
Da er eine Prise nahm.

Er wollte die Prise stecken
In des Nasenflügels Thor,
Da sprang aus seiner Nase
Die schöne Seele hervor.

Er starb. Der König Faku
Hat nicht einmal geniest,
Das haben viele Menschen
Mit ihrem Leben gebüßt.

Es ward ein groß Gemetzel
In Scene gesetzt zur Zeit, —
Das nennt in Amaponda
Man Trauerfeierlichkeit.

Nun kommt ein neuer König! —
Seht, wie das Volk sich krümmt,
Wenn eines schönen Tages
Er eine Prise nimmt.

Es fleht dann jeder Kaffer,
Von Seelenangst berührt:
„Gott, gieb, daß ihm beim Schnupfen
Nichts Menschliches passirt!"

Zu ihrem persönlichen Schutze
Verrichten sie dies Gebet, —
Das nennt in Amaponda
Man dann Loyalität.

---

* (Die Folgen der Schiller-Verbreitung.) Richter: „Hans, Ihr seid angeklagt, Holz aus dem Fichtenwalde genommen zu haben; womit könnt Ihr Euch vertheidigen?"—

Hans: „Es ist mir gesagt worden, daß ich das Holz nehmen soll."— Richter: „Wer hat das gesagt?" — Hans: „Schiller; er sagt: Nehmet Holz vom Fichtenstamme."

* (Ein Frauenzimmer kann nicht in den Himmel kommen.) Ein leichtfertiger Schalk behauptete, es käme kein Frauenzimmer in den Himmel. Man fragte ihn, womit er seine Behauptung belegen wolle; und er antwortete: „Es steht in der Offenbarung Johannis im 8. Kapitel: Und es ward eine große Stille im Himmel bei einer halben Stunde. So lange kann aber keine Frau und kein Mädchen schweigen."

* Was ist die schönste Halsbinde für eine Dame? — Die Arme ihres Säuglings.

* Ehescheidung wird in Detroit, Michigan, „Ausspannung" genannt.

* London zählt dreißig Schauspielhäuser.

* (Die „gute alte Zeit.") Ein Puritaner meinte neulich in Gesellschaft, daß die Welt jetzt ganz im Argen läge, und die Menschen bei Weitem nicht mehr so gut wären, wie in der guten, alten Zeit. —

Mag sein, erwiederte Einer, der es hörte; aber das erste Weib ließ sich verführen, und der erste Mann der geboren wurde, schlug den zweiten todt.

* (Bei der letzten Sylvester-Feier) wurde dem Vater Rhein folgender kriegerische Trinkspruch gebracht:

Der Rhein, wir geben ihn nicht her,
Schwört es, bei vollen Bechern,
Hätt' Frankreich auch Chassepot-Gewehr'
Wie Ziegel auf den Dächern!

* (Ein Geistlicher in Appenzell) fragte in der Kinderlehre einen Knaben: Was Joseph und Maria mit sich genommen hätten, als sie sich auf die Flucht begaben, um den Verfolgungen des Herodes zu entgehen? — „I wäß es nüt, bin nüt bim Auspacken gewesen," antwortete der Knabe.

* (Es war einst auch wie es jetzt ist.) Die Schlußstrophe eines alten Liedes aus dem 15. Jahrhunderte: Ein hübsch new Lied: Was wird es doch des Wunders noch 2c. Gedruckt zu Nürnbergk durch Kunegund Hergotin — lautet also:

Man läuft, man rent, man reit, man sprengt
Nach Geld steen al ir sinnen
Im regen und schnee, auf Land und see,
Wie man nur gelt müg g'winnen.
Man lest nicht ab bis in das grap:
Gelt, gelt is nur ir leben,
Gelt ist ir got fru und auch spot:
Wie kans noch erger werden!

* (Bei Wem denn?) Ein Wiener war ein großer Liebhaber von zahmen Thieren, pflegte sie aber nicht sorgfältig. Als ihm wieder eines Tages ein Kanarienvogel verhungert war, machte ihm ein Bekannter Vorwürfe darüber und schloß mit den Worten: „Hörens! bei Ihnen möcht' i kaan Vieh sein!" — „Bei Wem denn?" fragte der Andere ganz naiv.

---

* Räthsel.

Neujahrswunsch.

Nimm hin den Wunsch, sei stets 4. 1.
Wärst Du in London oder Mainz;
Gesundheit wolle Dir 2. 3.
Der, der den Frommen stets getreu.
Und hast 1. 3. Du zu betrachten,
So mögen sie noch lange schmachten.

Auflösung des Räthsels in Nr. 1:

Frankreich.

Redaktion, Druck und Verlag von Ph. Rohr in Kaiserslautern.

Pfälzisches Sonntags-Blatt.

Belletristisches Beiblatt der „Pfälzischen Volkszeitung."

Nr. 3. Sonntag, den 19. Januar 1868.

Für Ostpreußen.

Ein neues Jahr —und tausend Herzen trauern,
Und ihre Opfer sucht die bleiche Noth!
Ein neues Jahr — es naht mit Eisesschauern,
Im Schneegewölk verglimmt das Morgenroth.
Ein Leichenmantel flattert um die Nahrung,
Wie knirscht das Haff, von Eisesschollen schwer.
Es jagt der Sturm den Mangel, die Entbehrung,
Den grausen Tod in Wirbeln vor sich her.
O, führt sie rettend auf den sichern Pfad,
Die Brüder dort am baltischen Gestad!

Der geiz'ge Sommer kargte mit der Aernte,
Doch reicher wird des Winters Aernte sein.
Der Schnitter kommt, der nie sein Werk verlernte,
Und heimst die hingemähten Aehren ein.
Wie Weib und Kind an sturmgepeitschten Wänden,
Hinkauern, halb verlöscht der Augen Glanz;
Und Frost und Hunger mit verschlung'nen Händen
Umkreisen sie in wildem Todtentanz.
Doch über Jenen, die da draußen ruhn,
Hohnlachend rauscht die Eiche des Perkun.

Die Heidengötter rufen's spottend nieder:
Das ist das Kreuz, dem ihr den Schwur gethan!
Und doch — es ist ein Volk, so brav und bieder,
Ein Stamm so schlicht und frei von jedem Wahn.
Am Pregel loderte des Geistes Flamme,
Die durch die alten morschen Hüllen brach!
Dem stillen Denker auf dem Weidendamme
Folgt unsichtbar ein ganz Jahrhundert nach.
Noch richtig geht die Uhr, die er gestellt —
Auf ihre Zeiger blickt die neue Welt!

Entgegen warf dies Volk sein starkes Wollen
Der Macht des fremden Herrschers siegsgewiß;
Schwer drängten sie der Beresina Schollen,
Hier aber war es, wo ihr Anker riß!
O, eilt herbei, so große Noth zu wenden,
In Nord und Süd zu schönem Bund versöhnt!
Es mag der Heimath auch die Ferne spenden,
Wo tief im Urwald deutsches Wort ertönt.
O, führt sie rettend auf den sichern Pfad,
Die Brüder dort am baltischen Gestad!

Rudolf Gottschall.

Die europäischen Fürstenhäuser im Jahre 1867.

Im verflossenen Jahre haben sich in den europäischen Fürstengeschlechtern folgende Veränderungen zugetragen.

Verstorben sind 17 Mitglieder derselben und zwar 9 männlichen Geschlechts; der Kaiser Maximilian von Mexiko, König Otto von Griechenland, die regierenden Fürsten Heinrich LXVII. von Reuß-Schleiz und Günther von Schwarzburg-Rudolstadt, Erzherzog Stephan von Oesterreich (50 Jahre alt), Landgraf Wilhelm von Hessen-Kassel (80 Jahre alt), die Prinzen Friedrich von Hessen-Darmstadt (79 Jahre alt), Januarius von Sizilien (10 Jahre alt) und Wolrad von Waldeck (Bruder des Fürsten, 34 Jahre alt); ferner 8 weiblichen Geschlechts; 3 verwittwete, die Königin Therese beider Sizilien (geb. Oesterreich), die Fürstin Emilie zur Lippe (Mutter des Fürsten, geb. Schwarzburg-Sondershausen) und die Prinzessin Luise von Holstein-Glücksburg (78 Jahre alt. geb. Hessen-Kassel, Mutter des Königs von Dänemark), 2 vermählte, die Herzogin Sophie von Bayern (geb. Sachsen) und die Herzogin Luise von Holstein-Sonderburg-Augustenburg (71 Jahre alt, geb. Gräfin von Daneskiold-Samsöe), 3 unverheirathete, Erzherzogin Mathilde von Oesterreich (18 Jahre alt), Prinzessin Luise von Schwarzburg-Rudolstadt (5 Jahre alt) und Gräfin Eugene von Würtemberg, Fürstin von Urach (19 Jahre alt). Von Kardinälen sind 8 gestorben; Azevedo, Bischof von Frascati; Villecourt; De la Puente, Erzbischof von Burgos; Fürst Altieri, Bischof von Albano; Ugollni; Roberti; Bofondi und Sterckx, Erzbischof von Mecheln.

Geboren wurden diesmal nur vier Prinzen und 7 Prinzessinnen, nämlich Söhne der Herzoge von Montpensier und Chartres, des Prinzen Wilhelm von Baden und des Prinzen Christian von Holstein-Sondernburg-Augustenburg; Töchter des Erzherzogs Joseph von Oesterreich, des Prinzen von Wales, des Fürsten von Teck, der Prinzen Georg von Sachsen, Moritz von Sachsen-Altenburg und Heinrich XV. Reuß j. L., des Grafen von Trani.

Vermählungen fanden vier statt. Vermählt haben sich nämlich 1) der König Georg von Griechenland mit Großfürstin Olga von Rußland; 2) Prinz Amadeus von Italien, Sohn des Königs Viktor Emanuel, mit Prinzessin Maria della Cisterna; 3) Graf Philipp von Flandern, Bruder des Königs der Belgier, mit Prinzessin Marie von Hohenzollern-Sigmaringen; 4) Infant Don Carlos von Spanien mit Prinzessin Margarethe von Parma. Verlobt haben sich der König Ludwig II. von Bayern mit Prinzessin Sophie von Bayern (diese Verlobung ist wieder aufgehoben); Großherzog Ferdinand IV. von Toskana mit Prinzessin Alix von Parma; Prinz Ludwig von Bayern (Sohn des Prinzen Luitpold) mit Erzherzogin Maria Theresia von Oesterreich-Este; Prinz Alexander von Oldenburg (Sohn des Prinzen Peter) mit Prinzessin Eugenie von Leuchtenberg.

Durch den Fall des Kaiserthums Mexiko ist die Zahl der Souveräne auf 39 reducirt, nämlich 4 Kaiser (einschließlich des Kaisers von Brasilien), den Großsultan, den Papst, 10 Könige, 2 Königinnen, 6 Großherzoge, 5 Herzoge und 10 Fürsten, (einschließlich des Fürsten von Monaco.) Der älteste derselben

ist der Papst, 75½ Jahre alt, außer welchem noch zwei über 70 Jahre sind, nämlich der König von Preußen und der Herzog von Anhalt; von den übrigen sind 5 60—70 Jahre, 3 50—60 Jahre, 17 40—50 Jahre, 6 30—40 Jahre, 5 20—30 Jahre alt. — Der jüngste ist der erst kürzlich zur Volljährigkeit gelangte Fürst Heinrich XXII. Reuß ä. L. Das durchschnittliche Alter der Souveräne ist 44 Jahre; 22 Souveräne haben dasselbe bereits überschritten.

Am längsten regiert der Herzog von Anhalt, nämlich seit 50 Jahren 5 Monaten; von den übrigen regieren 5 seit 30—40, 4 seit 20—30, 14 seit 10—20 Jahren, alle andern, 15 an der Zahl, sind erst in den letztverflossenen 10 Jahren und 2 von ihnen, die Fürsten von Reuß j. L. und Schwarzburg-Rudolstadt, erst im verflossenen Jahre zur Regierung gekommen. Die durchschnittliche Regierungszeit beträgt 14¼ Jahr; 20 haben dieselbe überschritten.

Unverheirathet und noch nie verheirathet gewesen sind 5 Souveräne, nämlich außer dem Papst der König von Bayern, der Herzog von Braunschweig, die Fürsten von Lichtenstein und Reuß ä. L. Von den übrigen sind 7 verwittwet: die Königin von Großbritannien, der König von Italien, die Großherzoge von Hessen und Mecklenburg-Schwerin (Letzterer zum zweitenmal), der Herzog von Anhalt, die Fürsten von Monaco und Schwarzburg-Rudolstadt; der Fürst von Schwarzburg-Sondershausen aber ist von seiner Gemahlin geschieden und der Großsultan lebt in Polygamie. Somit bleiben außer der Königin von Spanien 24 christliche Souveräne übrig; welche regelmäßig vermählt sind (wovon einer zum zweitenmal). Von den Gemahlinnen derselben ist die älteste die Königin von Sachsen über 66 Jahre alt; 2 sind 50—60, 11 sind 40—50, 6 sind 30—40, 3 sind 20—30 Jahre alt. Die jüngste ist die Königin von Griechenland, erst 16 Jahre 4 Monate alt. Das durchschnittliche Alter ist fast 40 Jahre, die durchschnittliche Dauer der Ehe 19 Jahre 5 Monate.

25 Souveräne haben Söhne zu muthmaßlichen Nachfolgern, einer (der Kaiser von Brasilien) eine Tochter, 7 dagegen (einschließlich der Könige von Bayern, Griechenland und Schweden) Brüder, 3 (einschließlich des Großsultans) andere Seitenverwandte, wozu noch der Papst kommt, somit 2 Souveräne (von Braunschweig und Reuß ä. L.), nach deren Tode die Regierung auf eine andere bereits regierende Dynastie oder Linie übergehen würde. — Von den hiernach vorhandenen 36 Erbprinzen und präsumtiven Nachfolgern (deren durchschnittliches Alter fast 23⅚ Jahre beträgt) sind die ältesten die von Württemberg und Hessen-Darmstadt, fast 60 resp. 59 Jahre alt; 6 sind noch nicht 10 Jahre alt und die jüngsten die Kron- und Erbprinzen von Belgien, Portugal und Waldeck, letzterer nicht ganz 3 Jahre alt. Verheirathet sind darunter (abgesehen vom türkischen Thronerben, aber einschließiich der brasilianischen Kronprinzessin) 11, von denen 7 Kinder haben. — Von den Gemahlinnen der Erbprinzen und Nachfolger ist die älteste die des Prinzen Karl von Hessen-Darmstadt, die jüngste die des Großfürsten-Thronfolgers von Rußland, jene 52½, diese wenig über 20 Jahre alt.

Ein Nachtstück nach der Natur gezeichnet.

(Um Nachdruck wird gebeten.)

Am Ende eines Dorfes in Ostpreußen steht ein kleines, niedriges, einsames Haus aus Holz, wie es die Losleute fast immer bewohnen, wie überhaupt die mehrsten Bauernhäuser wenig anders gebaut sind. Vier Zimmer mit einem kleinen Fenster und je einer fast dunkeln Kammer daran, in der Mitte des Hauses der weite Schornstein mit Durchgang, 2 kleine Hausflure mit Leitern nach dem Boden, das ist der ganze Grundriß des Hauses, mit getrennten Wohnungen für vier und mehr Familien; denn selten bewohnt Einer ein Zimmer mit Kammer allein. Nur besonders Glückliche können die Miethe von 7 bis 10 Thalern für eine solche Wohnung allein erschwingen. Der Stakelzaun vor dem Häuschen, der im Sommer das winzig kleine Gärtchen schützte, ist längst verbrannt. Wir arbeiten uns durch den hohen, losen Schnee. Die eingeklinkte Hausthüre öffnete sich schwer, da eingestürmte Schneemassen ein Hinderniß bieten. Leise treten wir in die Stube rechts, die eine bis zum Herbste gutgestellte Losmannsfamilie allein bewohnt. Ein Schneestreifen hat noch durch die Ritzen der Stubenthüre den Eingang gefunden, und zeichnet auf den Lehmstrich einen weißen Strich. Die geweißten Wände sind mit Eiskristallen bedeckt, das Fenster so dicht befroren, daß im Zimmerchen nur ein Halbdunkel herrscht. Der Kamin zum Kochen an der Wand am Schornsteine hat keine Thüren mehr; sie sind verbrannt. Lange nicht benutzt, ist er voll Stroh gestopft, um dem Winde und dem Schnee den Eingang zu wehren. Am Tische rechts in der Ecke sitzt ein junges, eingehülltes Weib, gedankenlos, mit den Händen einen Zipfel ihres Tuches über ein kleines Mädchen deckend, welches die Füßchen auf die Klumpen gestellt, sich in ihren Schooß geworfen. Auf der Ofenbank, am eiskalten Ofen, liegt aus Gewohnheit ein schlafender Knabe, mit einem zerrissenen Sacke bedeckt. Von dem dürftigen Bette links in der Ecke, welches die ganze Familie aufnehmen muß, wollen wir schweigen. Es ist nicht in Ordnung gebracht. Wahrscheinlich hat das kleine Mädchen, die Wärme in demselben suchend, es nur eben verlassen um von der Mutter Brod zu verlangen. Unter dem Bette gähnt schwarz ein viereckiges tiefes Loch. Zur Aufnahme von Kartoffeln bestimmt, blieb es dieses Jahr leer, und der Holzdeckel desselben ist längst verbrannt. Die kleine Blechlampe auf dem Ofen ist bestäubt und befroren, da lange schon kein Oel da war, die Abende zu erhellen. Eine peinliche

Stille herrscht in dem Zimmer, nur von dem leisen Weinen des kleinen, hungrigen Mädchens und von dem Knistern der Scheiben, die der Frost sprengt, unterbrochen.

Unter schweren, langsamen Schritten hört man draußen den Schnee knarren. Die Frau lauscht.

„Maricke, weine nicht, der Vater kommt; er bringt Geld und Brod, er war ja schon acht Tage auf Arbeit aus."

Der Vater tritt ein, eine große, kräftige, aber von Elend und Ermüdung gebeugte Gestalt. Die Klumpen, ja die über die Beinkleider gezogenen wollenen Socken voll Schnee, den langen Stock mit der Eisenspitze in der Hand, den Reise- oder jetzt besser Bettelsack auf dem Rücken, die Pelzmütze mit einem Tuche gegen den Schneesturm festgebunden. Die Augen der Frau sind fragend auf ihn gerichtet. Stumm nickt er mit dem Kopfe und legt eine Krähe und einige kleine Vögel auf den Tisch.

„Sie sind erfroren, koche sie." —

„Womit? ich habe kein Holz, an Salz nicht zu denken."

„Borge bei den Nachbarn."

„Hat keiner. Die Nachbarn auf der andern Seite sind schon seit Tagen fort betteln und der Nachbar nebenan erkrankte in der Stadt und starb im Lazareth."

„Es ist hier so kalt als draußen; holtest Du oder der Junge kein Sprack?"

„Der Schnee ist zu tief; wir kamen seit Tagen nicht mehr durch. Beim letzten Gange hat sich der Karl, dort liegt er, die Füße abgefroren."

Eine traurige Pause trat ein, dann fragte die Frau: „Vater, Du warst auf Arbeit an der Eisenbahn; bringst Du kein Geld mit?"

„Man schickte mich von der Stadt auf die nächste Station: ein schwerer Marsch mit hungrigem Magen; und von da — nach Hause, da keine Karren da wären."

„Und gingst Du nicht zur Narpe-Entwässerung, Vater?"

„Da habe ich gearbeitet, schwer gearbeitet, und erhielt 5 Sgr. den Tag. Davon wurde ich allein bei den theuern Preisen nicht satt; vielweniger war für Euch beizulegen. Da ging ich fort und — bettelte mich nach Hause."

„Vater, wir — mußten es auch, um nicht zu verhungern; jetzt ist der Schnee zu tief, wir zu schwach. Seit zwei Tagen kommen wir nicht mehr fort. Jetzt — hungern wir. Suchtest Du aber nicht bei Bauern zu dreschen? Die hätten Dir doch das Essen und für uns 1 Sgr. und 4 Pf. gegeben."

„Habe versucht, Mutter; aber es hat beinahe keiner mehr zu dreschen, die Scheunen sind leer."

„Vater, der Executor war hier, wegen rückständiger Klassensteuer. Er fand nichts zu nehmen. — Vater was thun wir, damit die Kinder und wir nicht verhungern? — Ich hörte einmal von 600,000 Thalern Unterstützungsgeldern, die bei der Regierung liegen sollen."

„Mutter ich hörte auch, aber jetzt ist's stille davon. Wenn's das Wetter erlaubt, gehen wir alle betteln. Die Kraft ist erschöpft; arbeiten kann ich auch nicht mehr, wenn's selbst Arbeit gäbe."

„Vater, ehe es dahin kommen muß, — warst Du bei dem großen benachbarten Gutsbesitzer nach Arbeit?"

„Ach Gott ja, aber er hat ja keine; kaum Getreide genug, um seinen eigenen Leuten Deputat geben zu können. Da bekam ich das Brod" — er nimmt es aus dem Bettelsack — „es ist gefroren, aller eßt: ich aß dort warme Suppe, ich halte schon eine Weile aus. — Der Bettelstab ist eine schwere Arbeit — und nur auf den Gütern gibt's noch Essen und Brod. Die Bauern haben selbst nichts. Sie haben die Höfe geschlossen, um nicht die Nothleidenden mit Worten abweisen zu müssen."

Die Familie versank in düsteres Schweigen, in Gedanken an den **Bettelstab**.

* * *

Ein trauriges Bild aus dem Leben! Nicht ein bestimmtes Bild, aber 30,000 bis 40,000 solcher oder ähnlicher Scenen spielen jetzt leider ungefähr täglich im Regierungs-Bezirk Gumbinnen allein!!! **Helft!!!**

Hungertod.

Aus Oxford (England) wird ein in seinen Einzelnheiten schrecklicher Todesfall berichtet, der durch Kälte und Hunger herbeigeführt wurde. Eine alte Frau von 64 Jahren, die Wittwe eines Bau-Unternehmers, die zu Lebzeiten ihres Gatten in angenehmen Verhältnissen gelebt, wurde am ersten Weihnachtsfeiertage todt und gänzlich erstarrt in ihrer Kammer vorgefunden. Seit dem Tode ihres Mannes war sie in die dürftigsten Verhältnisse gerathen und mußte sich durch Betteln, Lumpensammeln auf den Straßen 2c. kümmerlich ernähren. Am Weihnachts-Heiligen-Abend war sie genöthigt, trotz der bittern Kälte ihre letzten beiden Unterröcke für einen Penny zu verkaufen, um sich dafür einen Bissen Brod kaufen zu können. Der Leichenbeschauer fand die arme alte Frau nackend auf dem Fußboden der kalten, elenden Kammer liegen, deren einziges Mobiliar aus einem zerbrochenen, hölzernen Schemel bestand. Die einzige Bekleidung des todten Körpers bildete ein schmutziger Lumpen, der um den Hals geschlungen war und ein Strumpf auf einem Fuße. Die Arme der Unglücklichen waren um die Beine des alten Schemels geschlungen und die Fingernägel hatten sich in das wurmstichige Holz desselben, wahrscheinlich im Todeskampf, hineingebohrt.

Feuilleton.

W. Prinz Friedrich von Nottenburg.

Grau will schon sein Bart sich färben,
Jeder Tag bringt neues Härmen,
Einmal möcht er vor dem Sterben
Glücklich sein noch — ohne Lärmen.
Alle Lust an ird'schen Kronen
Würd' er bannen aus dem Herzen, —
Ach, nur einige Millionen!
Weiter hat er keine Schmerzen!

Einst, in Holstein auf der Stammburg,
Schwoll vor Stolz ihm jede Ader,
Denn es lagerten in Hamburg
Ein'ge Tausend Vorderlader.
Einstens, früher oder später,
Wollt' er, was 'ne Harke, zeigen
Aller Welt, den Thron der Väter
Wollt' im Sturmschritt er besteigen.

Es kam anders! — Keine Harke!
Wohl verseh'n mit einem Passe
Muthig rückwärts drang der Starke,
Und dann fuhr er — dritter Classe.
Er, der gern mit Preußenblute
Hätt' den Eiderstrom geröthet,
Hatte nur auf seinem Gute
Ein'ge edle Zeit getödtet.

Doch nach Gotha drang die Kunde
Von der Scheere, die die beiden
Abgefundenen zur Stunde
Brauchten, um Coupons zu schneiden.
Und die alte Wunde brannte
Wieder neu in seinem Herzen,
Und der lang genug Verkannte,
Ach, er hatte wieder Schmerzen.

Brav gefüllt ist Preußens Casse,
Leicht würd' es den Steuerzahlern,
Daß man Theil ihn nehmen lasse
An dem Ueberfluß von Thalern,
Freilich, Silber macht nicht glücklich,
Doch — er nähm' auch gern Papiere,
Und er wünschte nun ausdrücklich,
Daß man ihn depossedire.

Nun denn, Preußen, eile! Zü'gle
Deine Sparsamkeit! Belohnen
Wird es Gott! Fünffach versieg'le
Wieder einige Millionen.
Würd' auch eine große Lücke
In den Schatz dies Briefchen reißen,
Drück' ein Auge zu und schicke
Dann das Briefchen — nach Ostpreußen.

W. Landwirthschaftliches.

Da sich nunmehr der Kaiser von Frankreich den großen Selbst-Preis für Verdienste um die Landwirthschaft zuerkannt hat, so ist es wohl an der Zeit, in Folgendem die Berechtigung dieser Decoration darzulegen.

Acclimatisation und Gartenpflege: Auf einem und demselben Boden zog er die Rosa de Puebla und die starkriechende Maxentia sanguinea. Ferner veredelte er die spanischen Katzenpfötchen, und vervielfältigte er die Camelien in seinem Treibhaus.

Wiesenkultur: An allen Enden der Erde läßt er seine Unterthanen in's Gras beißen.

Feldbau: Sein Weizen blüht im Grunde genommen noch immer, er hat stets die Schwachen auf's Korn genommen, und keinen sticht der Haber reichlicher als ihn.

Wasserbau: Ist der berühmte Deichhauptmann nicht von ihm ausgegangen?

Viehzucht: Es ist die Geschicklichkeit nicht zu verkennen, mit der er mittelst einiger Hirtenbriefe seine Heerde zu leiten weiß. Also — Einer vom Lande.

---

*(Ein Mädchen um eine Brille verhandelt.) Vor etlichen Monaten kam ein gut aussehender Fremder, der mit Brillen hausirte, in das Haus einer armen aber respektabeln Familie in Locust Valley Creek und bot der alten Frau eine Brille zum Verkauf an. Scherzend erwiederte diese: „Geld hab' ich keins, aber ich will euch eine von meinen Töchtern für die Brille geben." Rasch entgegnete die jüngere der beiden Schwestern: „Du brauchst mich nicht zu verhandeln, Mutter, denn ich will den Mann nicht!" Der Hausirer wandte sich darauf freundlich zu der ältesten Tochter und fragte: „Well, willst du mich haben?" und prompt lautete die Antwort: „Ja!" — Die Brille wurde der Alten behändigt und das Paar noch am nämlichen Abend durch einen benachbarten Squier getraut. Drei Tage langlebte das Pärchen wie die Tauben, am Morgen des vierten Tages aber verabschiedete sich der Hausirer von seiner jungen Frau, um wieder seinen Geschäften nachzugehn, hat aber seitdem das Wiederkommen vergessen und nichts mehr von sich hören und sehen lassen. — Er hatte angegeben, er heiße Packer, der Name war aber wohl nur ein erdichteter.

---

* Sylben-Räthsel.

Es war 3., die Sonne stand 1. 2. Hans und Grete beide geboren in 3. 4. gingen spazieren; Hans sprach zu Greten 4. 1. 2.; Grete antwortete 1.; Warum? fragte Hans; Weil hier kein 4 ist, erwiederte Grete. Endlich bot ihnen ein Baum 4. Hans zog Greten 1. 2. Amor nahm zwischen ihnen 4. — Das Ganze begab sich in 1. 2. 3. 4.

Auflösung des Räthsels in Nr. 2:
Ergebenheit.

Redaktion, Druck und Verlag von Ph. Rohr in Kaiserslautern.

Pfälzisches Sonntags-Blatt.

Belletristisches Beiblatt der „Pfälzischen Volkszeitung."

Nr. 4. Sonntag, den 26. Januar 1868.

* Die Räuber-Hochzeit.

Nach einem thatsächlichen Ereigniß erzählt von —ff.—

Der Pfarrer des Städtchens Santa Lucida, in der Nähe des waldigen Gebirges Calabriens, saß in seinem Studirzimmer, als ein junger Bauernbursche die Thür öffnete.

„Nur näher! Was wünschest Du mein Sohn?" fragte freundlich der Pfarrer.

„Ich bringe einen schönen Gruß von Jemanden, der gern sterben möchte und nicht kann, weil das Pack Sünden, das er auf der Schulter hat, zu schwer für einen einzelnen Menschen ist, um es in den Himmel zu tragen," antwortete der Bursche.

„Wenn Du von einem Sterbenden gesendet wurdest, sprich nicht in so leichtfertigen Worten, Knabe" erwähnte ernst der Geistliche. „Wer ist es, der meines Trostes bedarf?"

„Der alte Köhler Anselmo am Waldessaume. — Er hat mich um Gotteswillen gebeten, ihm einen Beichtvater zu bringen."

„Solchem Rufe zu folgen, ist die heiligste Pflicht des Priesters. Komm mein Sohn."

Indem der Pfarrer und der Bauernbursche rüstig dem Walde zuschritten, warf Letzterer leicht hin: „Fürchten Sie nicht das Bereich des furchtbaren Capitano Negrini zu betreten, hochwürdiger Herr?"

„Der Diener Gottes hat die Menschen nicht zu fürchten. Ich habe schon oft den Weg durch diese Wälder gemacht, und noch nie bin ich beunruhigt worden in meiner heiligen Sendung."

„Ja man sagt, die Priester, die Weiber und die Armen hätten einen Freibrief zur Reise durch diese Waldungen. Das beweist, daß Carolo Negrini zwar ein großer Räuber, aber doch kein großer Spitzbube ist."

Während dieses und ähnlicher Gespräche über den genannten Räuberhauptmann und seine Bande hatten der Priester und sein Begleiter die Köhlerhütte erreicht. Aber als sie in dieselbe eintreten wollten, tauchten plötzlich wie aus der Erde, zwei wilde mit Carabinern und Pistolen bewaffnete Gesellen vor ihnen auf.

„Verzeihung Hochwürden," — sagte lachend der Eine. „Der alte Anselmo ist noch nicht frostig genug um sich am Fegfeuer zu erwärmen. Wir haben Sie daher nicht zum Sterbebette, sondern zum Brautbette höflichst einladen lassen."

„Also zur Trauung bedarf man meiner?" fragte befremdet der Geistliche.

„Zur Trauung des Capitano Carolo Negrini mit seinem Liebchen."

„Unmöglich! Es ist mir nicht erlaubt —"

„In diesen Wäldern hat nur Einer zu erlauben, und das Wort „Unmöglich" ist aus seinem Wörterbuch gestrichen."

Ohne einen neuen Widerspruch abzuwarten, schlangen die Räuber ein Tuch um die Augen des Pfarrers, nahmen ihn unter die Arme, führten ihn einige hundert Schritte weiter zu einem alten Kastanienbaume im Dickicht des Waldes und senkten sich, nachdem sie das Krächzen eines Raubvogels nachgeahmt, mit ihm in die Tiefe hinab.

Als man seine Binde wieder lüftete, stand der Diener Gottes wie bezaubert vor dem Schauspiel, das sich seinen Blicken bot.

Er befand sich in einer großen, geräumigen Höhle, die in ihrer glänzenden feeenhaften Beleuchtung an die Mährchen der Sultanin Scheherezade erinnerte.

Links und rechts standen malerisch gekleidet im flimmernden Waffenschmuck die Banditen Calabriens, und im Hintergrunde, neben einem Altar, der mit allen kirchlichen Ornamenten bedeckt war, harrte der männlich schöne Räuberhäuptling Carolo Negrini und ein mit Blumen und Kränzen geschmücktes reizendes junges Mädchen des priesterlichen Segens.

„Willkommen Herr Pfarrer im Horste des Adlers oder Geiers, wenn Sie wollen!" rief der Banditenführer. „Wenn wir auch die Gesetze der Menschen nicht achten, so achten wir doch die Gesetze Gottes und der Kirche, darum bitte ich Sie, Ihre heilige Pflicht zu üben und mich mit dem Mädchen meines Herzens zu verbinden, damit sie mir auf meinen dornigen Wegen eine liebe und treue Gefährtin sei bis zum Ende meiner Tage."

Der Bandit und die Banditenbraut beugten die Knie vor dem greisen Diener Gottes, und bald waren sie durch Priestersegen miteinander verbunden zu der Wanderung durch das sturmbewegte Leben.

„Und als der Diener Gottes „Amen!" sagte, sanken die Neuvermählten einander in die Arme, und die wilden Gesellen ringsum jauchzten ihnen ihren Glückwunsch zu, der in den Thälern und Felsenklüften des Gebirges ein hundertfaches Echo fand.

Dem Pfarrer wurden abermals die Augen verbunden, dann geleiteten ihn seine beiden Führer wieder bis zur Hütte des Köhlers — dort verabschiedeten sie sich von ihm und kehrten zum lustigen Hochzeitsfeste zurück.

Der Ernst des Festes war vorüber und der Frohsinn trat in seine Rechte. Der Altar wurde abgetragen und volle Fässer an seine Stelle gewälzt. —

Die Banditen umschlangen ihre Dirnen, und Spielleute ließen auf Zither, Cimbal und Dudelsack gar lustige Weisen erklingen, nach denen sich die Paare in wilden lärmenden Kreisen drehten, und auch das junge schmucke Weibchen des Capitano flog aus einem Arm in den andern.

Ein paar Stunden mochten sich die Hochzeitsgäste so lustig herumgetummelt haben, da hörte man abermals das Krächzen des Raubvogels über der Höhle.

Fast gleichzeitig mit dem Signal fielen Schüsse im Walde.

Die Musik verstummte. — Zecher und Tänzer griffen nach den Waffen.

„Euer toller Jubel hat den Karabinieren unsern Schlupfwinkel verrathen," sagte Carolo Negrini. „Jetzt heißt es, sich durchschlagen, um die Spitze des Gebirges zu erreichen. Nehmt die Weiber in die Mitte und vorwärts Kameraden!"

Mit einem wilden Geschrei stürzten die Räuber aus der Höhle und mitten in das Feuer der Karabiniere hinein.

Von allen Seiten eingeschlossen, kämpften die Banditen todesmuthig wie die Löwen — ihr Führer stets voran, und ihm zur Seite sein junges reizendes Weibchen, tapfer wie ihr geliebter Carolo.

Aber die Ueberzahl der Soldaten von Santa Lucia war zu groß — das kleine Häuflein der Banditen schmolz — Einer nach dem Andern sank zu Tode getroffen zur Erde, endlich auch von 3 Kugeln durchbohrt Carolo Negrini.

Mit einem herzzerreißenden Schrei stürzte sich die Banditenbraut verblutend auf den geliebten Leichnam.

Die blutgetränkte Erde wurde das Brautbett der Neuvermählten, und als die bleiche Hochzeitsfackel am Himmel leuchtete, brachten ihnen die Wölfe Calabriens ihre schauerliche Nachtmusik.

Maximilian und Juarez.

Aus Mexico gehen einem Londoner Correspondenten der Wiener „N. fr. Presse" zwei Seitenstücke zu, welche der ehemalige Agent des Präsidenten Juarez in London, Hr. E. Lefevre, einer der in der Keratry'schen Schrift enthaltenen Behauptungen entgegengesetzt. Der Graf Keratry hatte sich nämlich auf Grund eines von dem Erzherzog Maximilian aus der Hacienda Zoquiap (d. d. 21. Oktober 1866) geschriebenen Briefes erklärt: das berüchtigte Erschießungsdecret vom 3. Oktober 1865 sei durch den Erzherzog selbst außer Kraft gesetzt worden. Herr Lefevre nun hat in dem Journal des Kaiserreichs nachgeforscht, daselbst aber keine Bestätigung einer solchen angeblichen Revocation gefunden. Dagegen stieß er in der Nummer vom 10. November 1866 auf ein vom 4. des gleichen Monats datirtes neues Decret Maximilian's, welches unter dem Titel „Jurisdiktion der Kriegsgerichte" die umfassendsten Verfügungen über die Erschießung der gegen die Fremdherrschaft sich auflehnenden Mexicaner trifft.

Das Decret vom 4. November 1866 — dreizehn Tage nach jenem aus der Hacienda von Zoquiapa geschriebenen Briefe erlassen — liegt uns im ganzen Wortlaute vor. Es ist von Orizaba datirt und trägt die Unterschrift Maximilians und die Gegenzeichnungen des Ministers des Innern, Teofilo Marin, und des Kriegsministers Ramon Tavera. Der Art. V. bestimmt die Todesstrafe gegen die Führer der bewaffneten Guerillas und gegen die sogenannten „Plagiares", d. h. gegen Diejenigen, welche Gefangene machen, um sie gegen Lösegeld wieder herauszugeben; sodann die Galeerenstrafe auf 5 Jahre für die untergeordneten Führer und sogar die gemeinen Soldaten der sogenannten Aufnahme. Hatte Wegnahme von Eigenthum oder „sonstige Gewaltthätigkeit gegen irgend wen" (!) stattgefunden, so waren auch die untergeordneten Führer und gemeinen Soldaten mit dem Tode zu bestrafen. Der Artikel VI. setzt die Erschießung binnen vierundzwanzig Stunden fest. Nur wenn ein Fehler in dem Gerichtsverfahren vorgekommen war, der die Nullität nach sich zog, durfte die Ausführung der Todesstrafe verschoben werden. Gnadengesuche der Verurtheilten durften keine Folge haben.

Es geht aus diesem Schriftstücke hervor, daß das Erschießungsdecret nie abgeschafft war, sondern nur einmal eine Aenderung erfuhr. In den härtesten Bestimmungen blieben sich die beiden Verordnungen ganz gleich.

Ein weiteres, höchst beachtenswerthes Schriftstück bezieht sich auf die eventuelle Erschießung des Don Benito Juarez und vier seiner Minister — sobald man sie natürlich gefangen hätte. Man hat dieses Decret, welches aus dem Palaste der Stadt Mexico vom 5. Feb. 1867 datirt ist, nach der Niederlage bei San Jacinto unter den Papieren des Generals Miramon gefunden. Es lautet folgendermaßen:

„Mein lieber General Miramon! Ich beauftrage Sie, für den Fall, daß es Ihnen gelingt, sich des Don Benito Juarez, des Don Sebastian Lerdo de Tejada, des Don Jose Maria Iglesias, des Don Luis Garcia*) und des Generals Miguel Negrete zu bemächtigen, dieselben durch ein Kriegsgericht richten und verurtheilen zu lassen, gemäß dem Gesetze vom 4. Nov. 1866, das gegenwärtig zu Kraft besteht. — Der Urtheilsspruch soll indessen erst vollzogen werden, nachdem er unsere Billigung erlangt hat; es liegt Ihnen daher ob, uns unverzüglich eine Abschrift des Spruches durch Vermittlung des Kriegsministers zukommen zu lassen. Bis Ihnen unser Entschluß wird mitgetheilt sein, empfehlen wir Ihnen, dem oder den Gefangenen eine der Menschlichkeit entsprechende Behandlung zu Theil werden zu lassen, ohne jedoch die nöthigen Vorsichtsmaßregeln zu vernachlässigen, die eine Entweichung verhüten.

*) Dies, sagt der Veröffentlicher der Schriftstücke, ist ein Irrthum. Maximilian wird den General Ignacio Mejia, den Kriegsminister, gemeint haben.

„Wir wünschen ebenfalls und beauftragen Sie hiermit in diesem Sinne, daß man ein gleiches Verfahren den bürgerlichen, richterlichen und Finanzbeamten, wie auch den Geistlichen gegenüber beobachte, die sich bei den Aufständischen befinden und nicht mit den Waffen in der Hand ergriffen werden; im Uebrigen sind auch sie, wie die Anderen den Verfügungen des obengenannten Gesetzes zu unterwerfen.

Was die fünf besonders Genannten anlangt, so wollen wir, daß man in bezeichneter Weise mit ihnen verfahre, unter welchen Umständen auch ihre Verhaftung stattfinden möge.

Diese Maßregeln sind von der höchsten Wichtigkeit, und wir zählen auf Ihren Patriotismus und Ihre Loyalität, daß dieselben aufs genaueste und wirksamste ausgeführt werden.

Ihr wohlgewogener Maximilian."

So das Decret vom 4. Nov. 1866, das von dem Erzherzog selbst erlassen worden. Das Schicksal hat gewollt, daß nicht Juarez ihm, sondern er dem Oberhaupte der mexicanischen Republik in die Hände fiel — das Uebrige kennt man.

Rechtspflege eines deutschen Kaisers.

Die Zustände des heiligen römischen Reiches der deutschen Nation waren vor hundert Jahren so herabgekommen und zerrüttet, wie sie für seinen Zerfall, dem es rasch entgegeneilte, nicht erwünschter sein konnten. Selbst das damalige einsichtsvolle, willens- und thatkräftige Reichsoberhaupt, Kaiser Joseph II., war nicht mehr im Stande, durch vernünftige Reformen das Rad des Schicksals aufzuhalten. Die alte Reichsverfassung war zu unförmlich und gothisch, als daß er dieser ehrwürdigen Ruine zu einem erneuerten Leben hätte aufhelfen können. Indeß that Joseph auch in dieser Sphäre, was er nur thun konnte. Er gebot durch ein Handbillet vom 21. Oktober an den Präsidenten des Reichshofraths, Grafen von Harrach, daß das Uebel des Geschenkannehmens bei diesem höchsten Reichsgerichte aufhören solle, sowohl angebotene, als geforderte Geschenke, sowohl Geld- als Geldeswerthsgeschenke, Consumtibilen oder sogenannte „Kuchelregalien" sollten durchaus wegfallen. „Die mindeste Verhehlung oder Uebertretung dieses meines ernstlichen Befehls," so schreibt Joseph in diesem Billete, „werde ich ohne Ansehung der auch noch so lange geleisteten Dienste, oder noch so großen Geschicklichkeit, den Redlichen zur Genugthuung, den Eigennützigen aber zum billigen Schrecken, auf das Allerschärfste, auch mit Cassation ahnden." Zuletzt war noch mit eigener Hand beigefügt: „Dieses Billet ist öffentlich im Rathe vorzulesen und einem Jeden in die Feder zu dictiren.

Das zweite höchste Reichsgericht, — das Reichs-Kammergericht in Wetzlar, — war ein wahrer Augiasstall. Zu Tausenden lagen dort die Prozeßaktenstöße aufgehäuft und blieben unerledigt liegen. Ein Proeß, den die Stadt Gelnhausen geführt hatte, hatte 1549 begonnen und war schon 1734 erledigt worden! So prompt war die Justiz dieses berühmten Gerichtshofs. Ein anderer Prozeß, der zwischen Kurbrandenburg und Nürnberg obschwebte, dauerte schon seit 1526 und war noch nicht erledigt. Das Gericht genoß bei den mächtigeren Reichsständen so wenig Autorität, daß Kurpfalz 1699 seine beiden Boten hatte durchprügeln lassen. Joseph wollte dennoch die Herkulesarbeit mit diesem Prozeßstall übernehmen. Es wurde eine Visitationscommission niedergesetzt, 1772 durch dieselbe drei Assessoren abgesetzt, auch der schlaue Justizmäkler Jude Nathan von Frankfurt mußte 232,000 fl. Ersatz zahlen und sechs Jahre lang sitzen. Nichtsdestoweniger war mit dem Aufräumen nicht durchzukommen. Noch bei der Auflösung des deutschen Reichs fand man 80,000 Prozeßactenstöße, sogenannte brutalia juris, die Hälfte noch unerledigt.

Das Ersprießlichste aber, was Joseph als deutscher Kaiser zu Stande brachte, war der heilsame Schrecken, den er den kleinen Reichstyrannen einjagte. Graf Friedrich von Leiningen zu Guntersblum, unsern Worms, ward nach vierjähriger Regierung 1770 wegen einer ganzen Gallerie von sauberen Verbrechen und Unthaten als: „Gotteslästerung, attentirte Menschenmorde, Vergiftung, Bigamie, Verbrechen der beleidigten Majestät, Concussion seiner Unterthanen und unerlaubter Mißhandlung fremder, auch geistlicher Personen," durch den Reichshofrath der Regierung für unfähig erklärt; Joseph ließ ihn in Arrest bringen, um criminaliter gegen ihn zu procediren. Er starb schon 1774. Einer der schlimmsten kleinen Reichstyrannen war der Wild-, Rauh- und Rheingraf, Carl Magnus v. Salm, auf dem wilden und rauhen Hundsrücken zu Grafweiler. Dieser kleine Graf wirthschaftete mit einem Einkommen von 60,000 fl. dreißig Jahre lang so herrlich und in Freuden, daß zuletzt sein Einkommen nicht mehr zur Bezahlung der Interessen für die aufgelaufenen Schulden hinreichte. Er erlaubte sich darauf die schändlichsten Betrügereien gegen seine Gläubiger und die unglaublichsten Plackereien und Schindereien gegen seine Unterthanen. Er ward angeklagt und Joseph ließ ihn im Jahre 1775 zu zehnjährigem Gefängniß auf dem festen Schlosse Königstein bei Frankfurt verurtheilen. Das Urtheil lautete: „Daß der Rheingraf wegen seiner groben Verbrechen die höchste Strafe zwar verdient habe, daß aber der Kaiser in Rücksicht seines alten und ehrwürdigen Hauses die Strafe dahin mildern wolle, daß derselbe wegen eingestandener schändlicher Betrügereien, unverantwortlichen Mißbrauchs der landesherrlichen Gewalt und vielfältig begangener, befohlener und zugelassener Fälschungen zehn Jahre lang auf einer im römischen Reiche gelegenen Festung in peinlichen Haften zu behalten und ihm nichts als der höchst nothwendige Unterhalt aus seiner Concursmasse abzureichen sei." — (Was hätte wohl Joseph mit einem gewissen Dietrich von Hessen und einigen Gesinnungsgenossen angefangen?)

Feuilleton.

W. Graf Bismarck, der Jäger.

Graf Bismarck jagt bis in die Nacht. —
Wie wir aus Barby lasen,
Erlegt' er auf der muntern Jagd
Beinah' zweihundert Hasen.

Nicht sicher sind in ihrem Bau
Vor ihm die schlausten Füchse,
Er kennt die Fährten ganz genau
Und überluchst die Füchse.

Worauf er zielt, da zielt er fest,
Und selbst auf schnellsten Füßen
Entgeht ihm selten was, auch läßt
Er And're gerne schießen.

„Viel Rehblut durch Graf Bismarck floß",
So steht's im Jagdberichte;
Ob er auch manch' ein Böcklein schoß?
Davon schweigt die Geschichte.

---

* (Künstliche Busen.) In Springfield (Nordamerika) hat sich eine Actiengesellschaft zur Anfertigung eines höchst eigenthümlichen Artikels gebildet. — Sie beabsichtigt nämlich die Verfertigung von Damenbusen aus Gummi elasticum fabrikmäßig zu betreiben, um durch diesen neuen Industriezweig einem, wie sie sagt, „fühlbaren" Bedürfniß abzuhelfen.

* (Spaßhaftes Inserat.) In einem sehr bekannten Blatte lesen wir: „Zeugniß einer Nähmaschine." (Folgt nun Anpreisung derselben.)

* In den Vereinigten Staaten häufen sich die Eisenbahn-Unfälle in solch erschreckender Weise, daß der „New-York Herald" den Vorschlag macht, auf die Rückseite aller eingelösten Fahrbillete die erste Zeile des Grabliedes zu drucken: „Ich möchte nicht immer leben." —

* (Ein zerstreuter Taufpathe.) Anfangs Dezember v. J., kam in eine Kirche des Unter-Innthales ein Bauer, der ein Kind zur Taufe brachte. Auf die Frage des Geistlichen, wie es heißen solle, sagte der „Göd", sich hinter den Ohren kratzend: „Jetzt war i schon wieder recht dumm, han i'n Namen vergößen." Nach längerem Besinnen fiel ihm der Name Nikolaus ein. Nachdem das Kind auf diesen Namen getauft war, schickte sich der Pathe an, die Kirche zu verlassen. An der Kirchthüre kehrte er aber plötzlich wieder um, und in voller Bestürzung sagte er: „O Jeses! Herr Coprater, jetzt hab ich vergößen, daß das Kind a Madel is, jetz müssen mir's umtafen." Auf die Bemerkung des Coperators, das ginge nicht, verließ dann der Taufpathe mit seiner Nikolina bestürzt die Kirche.

* (Ordentliches und Außerordentliches.) Jemand, der den Unterschied zwischen einem ordentlichen und außerordentlichen Professor nicht kannte, fragte deßhalb einen Spaßvogel. Die Antwort lautete: „Der ordentliche Professor weiß nichts Außerordentliches und der Außerordentliche nichts Ordentliches."

* (Wie theuer ist ein Wolkenbruch?) Ein Bauer, der in einer Conditorei, in welche er eines heißen Tages getreten war, für ein Glas Zuckerwasser 9 kr. zahlen mußte, meinte „Nu, da möcht' ich wissen, was hier ein Wolkenbruch kostete!"

* (Muster christlicher Sanftmuth.) Ein Prediger rief seiner Gemeinde von der Kanzel zu: „Nehmt Euch ein Beispiel an Abels christlicher Sanftmuth, denn obgleich ihn sein Bruder erschlagen hatte, so rächte er sich doch nicht."

* (Anhängsel.) In Saphir's Zimmer standen die Büsten von Schiller und Göthe. An der letzteren hing ein weißer Atlas-Schuh. Als man ihn fragte, woher dieser Schuh solche Wichtigkeit habe, antwortete er: „Mit diesem Schuh hat die Fanny Elsler festen Fuß in Oesterreich gefaßt." —

„Warum aber haben Sie diesen Schuh Göthe und nicht Schiller angehängt?"

„Weil ich lieber Göthe als Schiller etwas anhänge!"

* (Die alte und neue Welt.) Stubenmädchen: „Lassen Sie doch Ihre Zärtlichkeiten, gnädiger Herr! Sie sagten ja eben zur gnädigen Frau, daß sie Ihre ganze Welt sei!" — Herr: „So? Ja, mein Kind, es giebt aber zwei Welten — eine alte und eine neue."

* Welchen bedeutenden Eindruck die neuesten Ereignisse in Italien selbst auf die tiefern Schichten gemacht haben, kann man daraus abnehmen, daß der Vesuv in letzter Zeit nicht nur in Feuer und Flammen gerieth, sondern sogar zum Ausspeien (von wem?) bewogen wurde.

* Ausländer setzen Worten, die mit einem Vocal anfangen, gern ein H voraus. Z. B.: „Hängland" statt England.

W. Moderne Bauart in Preußen.

Als ich ein Haus besah von Außen,
Da dacht' ich: Ei, hier ist schön hausen!
Ich ging's im Innern durch:
's war eine Eulenburg.

---

* Buchstaben-Räthsel.

Ich hatte mir den Arm verletzt,
Da ward schnell eine Stadt versetzt,
Und draufgelegt, und siehe da,
Gleich war mir auch die Hülfe nah.

Auflösung des Sylben-Räthsels in Nr. 3:
Niederlausitz.

Redaktion, Druck und Verlag von Ph. Rohr in Kaiserslautern.

Pfälzisches Sonntags-Blatt.

Belletristisches Beiblatt der „Pfälzischen Volkszeitung."

Nr. 5. Sonntag, den 2. Februar **1868.**

T. Ein gefährlicher Abend.

Sigmund Kolisch, ein bekannter, in Paris lebender deutscher Schriftsteller, theilt in seinem jüngsten Werke: „Auf dem Vulkan," das sehr lehrreiche Pariser Schilderungen enthält, auch ein Abenteuer aus seiner eigenen Vergangenheit mit, das in mehrfacher Beziehung interessant ist. Er spricht über die stehenden Heere und ihre Uebelstände, über das specifische Soldatenthum und fährt dann fort:

„Meinen Widerwillen gegen das Soldatenthum auf die Soldaten übertragend, habe ich von jeher in Hader mit dem Militär gelebt, namentlich mit Offizieren, welche ich als die wesentlichen Bestandtheile der gefährlichen Institution, der sie angehören, abstrakt aufzufassen das Unrecht hatte, das große Unrecht. Ich vergaß, daß ein menschliches Herz auch unter der Uniform menschliches Herz bleibt, und daß ein Soldat „blutet, wenn man ihn sticht, und lacht, wenn man ihn kitzelt," wie Shylock von sich selber sagt. Schwer habe ich meine Abirrung gebüßt. Im Jahre 1848, wenige Tage nach einem Processe, der gegen mich wegen Beleidigung des Militärs eingeleitet worden war, rettete ein östetreichischer Offizier mir das Leben und häufte glühende Kohlen auf mein Haupt.

Es sei mir gestattet, den Hergang der Sache hier zu erzählen, ob es mich gleich von dem eigentlichen Gegenstand der Behandlung abbringt — zum Ruhme des Mannes, dessen Namen zu nennen, die Verhältnisse mir noch immer verbieten. Und möge der Edle, wenn ihm diese Zeilen zu Gesichte kommen, aus denselben die ganze Tiefe ungeschwächter Dankbarkeit und den heißen Wunsch meiner Seele herauslesen, daß mich eine glückliche Fügung in die Lage brächte, ihm wenigstens einen Theil der großen Schuld abtragen zu können.

Am 30. Oktober des Jahres 1848 rückten die Truppen, welche die Stadt mit eisernen Armen immer fester und enger umschlungen hatten, in Wien ein. Unter ihren Fußtritten wand sich sterbend die Revolution. Wer von den Männern der Bewegung die Dinge nicht, wie Jllinek, unrichtig beurtheilte, war der Ueberzeugung, daß es in der Hauptstadt Oesterreichs zu einem blutigen Verfahren kommen würde, und war ganz natürlich bedacht, der Gefahr, so gut es ging, sich zu entziehen. Viele suchten Schlupfwinkel und Verstecke aller Art, ich zog es vor, mich bei meinem Freunde X., der in einer der vornehmsten Straßen der Stadt wohnte, unterzubringen, in der Voraussetzung, daß nach diesem Punkte die Polizei und die Militärbehörde ihre geringste Aufmerksamkeit richten würden. Meine Berechnung war richtig: das Haus blieb von Durchsuchungen verschont, während anderwärts die polizeilich-militärischen Ueberfälle zur allgemeinen Bestürzung fortdauerten. Zum Ueberfluß war es meinem Freunde gelungen, einen Spion von der Polizei selbst in Sold zu bekommen, so daß wir davon vorher unterrichtet worden wären, wenn uns ein Besuch der Häscher gedroht hätte. An ein Entkommen war vorläufig nicht zu denken; denn die Thore der inneren Stadt wurden gesperrt, die sogenannten Linien, welche ganz Wien einschließen, streng bewacht, und nur mit einem Erlaubnißschein, oder einem Paß, von dem Kriegsrathe ausgestellt, konnte man ins Weite gelangen. Es hieß also trotz des drohenden Schwertes über dem Haupt, Geduld haben und — warten! Offen gestehe ich, daß mich jetzt die Erinnerung an jene Gefahr tiefer ergreift, als mich damals, in dem Augenblick allgemeiner und eigener Aufregung, die vorhandene Gefahr zu beunruhigen vermocht hat. Ich wartete daher mit Geduld, mit Fassung.

Zwei Tage nach dem Einrücken der Truppen hörte ich klingeln; ich trat aus einer am Ende der Wohnung befindlichen Stube, welche mir zugewiesen worden war, in die Küche, von wo aus ich nach der äußeren Thüre sehen konnte, ohne von dem Eintretenden gesehen zu werden. Wie erschrack ich, als ich eine Militäruniform gewahrte! Doch beruhigte ich mich bald, denn ich sah, daß die Uniform einem im Range etwas höheren Offiziere gehörte, der ohne alles Gefolge kam und in einer Weise nach meinem Freunde frug, die gar nichts Schlimmes ankündigte. Der Diener, welcher geöffnet hatte, führte den Offizier in eines der Gemächer, und ich, ohne weiter auf den Besuch zu achten, zog mich, der augenblicklichen Sorge entschlagend, in meine Stube wieder zurück. Nach ungefähr einer Stunde trat Freund X. mit ungewöhnlich ernster Miene bei mir ein und zeigte mir an, daß soeben ein Offizier, zu dem er seit langer Zeit in freundlicher Beziehung stehe, bei ihm zu Besuche gewesen und sich für den Abend zu einem Essen und zu einem Spiel angesagt habe.

„Welcher Art ist denn dieser Herr, den Du soeben empfangen hast?" fragte ich. „„Ich habe ihn nie anders, als höchst angemessen, achtungswerth und als einen Mann gefunden, mit dem sich's recht angenehm verkehren läßt; doch gehört er mit Leib und Seele seinem Stande an, und er faßt die politischen Ereignisse nicht um ein Haar anders auf, als seine Kameraden, und als sie von der Armee im Ganzen auf-

gefaßt werden. Er zeigte sich in unserer Unterhaltung äußerst erbittert gegen die Partei, welche er die Partei des Umsturzes nennt." — „Wo sind sie denn — die Kolisch, die Becher, die Gritzner, die Maler und die Helden alle? warum zeigen sie sich denn jetzt nicht?" hat er ausgerufen, als er auf den Kampf zu sprechen kam, den das Heer gegen Wien zu bestehen hatte. Du siehst, daß er Deinen Namen an der Spitze der Verhaßten genannt hat, wahrscheinlich weil Du es so ausnehmend gut verstanden, das Militär gegen Dich aufzubringen, weil Du die Armee am tiefsten beleidigt hast; ich vermag es nicht zu sagen, in welcher Weise er gegebenen Falles die Pflichten des Offiziers mit denen des Mannes von Welt und des Freundes auszugleichen suchen möchte, und es bleibt daher auch zu bedenken, ob und wie Du Dich ihm vorstellen sollst, oder ob es nicht räthlicher wäre, in Deiner Stube zurückgezogen und unsichtbar zu bleiben.""

„An und für sich," entgegnete ich, „widerstrebt es meinem Wesen vermauert zu bleiben; außerdem halte ich nichts für gefährlicher, als strenge Verborgenheit, in der das geringste Geräusch, jede Bewegung, das Zipfelchen eines Gewandes zum Verräther werden und den Verborgenen an's Messer liefern kann. Meine Absicht geht also dahin, daß ich, wie die anderen Hausgenossen, aber unter einem fremden Namen, vor Deinem militärischen Gast erscheine."

X., die Richtigkeit meiner Bemerkungen anerkennend, trat entschieden meiner Ansicht bei; es wurde eine Versammlung von all den jungen Leuten gehalten, die in dem Hause aus- und eingingen und auf deren Gegenwart für den Abend zu rechnen war; es wurde ihnen der gefaßte Beschluß kund gethan und ihnen aufs Nachdrücklichste empfohlen, daß sie mich in Gesellschaft des Offiziers um keine Welt anders als Dr. Bayer zu nennen hätten. So waren wir denn vollkommen vorbereitet, den Offizier zu empfangen. Er kam gegen acht Uhr Abends und fand einen so munteren Kreis, als es der Druck der politischen Atmosphäre nur zuließ. Aus verschiedenen Gründen nenne ich von den anwesenden Gästen nur Moritz Hartmann, der während der ersten Oktobertage mein unzertrennlicher Genosse geblieben und von mir in dem Hause meines Freundes eingeführt worden war. Zunächst ist er gegen jeden Schaden und sogar jede Unannehmlichkeit in Folge der Nennung seines Namens sicher gestellt, und dann spielt er eine hervorragende Rolle in der Scene, die vorzuführen ich im Begriffe stehe. Kurz nach der Ankunft des Offiziers, kaum daß die herkömmlichen Vorstellungen stattgefunden hatten, wurden lange Wiener Pfeifen angebrannt. Das Spiel, für welches er sich aussprach, und das wir annahmen war „halb Zwölf." Obgleich mit den Karten eifrig beschäftigt, unterließen wir nicht, dem Tabak häufig zuzusprechen, von dem ein ganzer Berg auf einem Tische seitwärts aufgethürmt war.

Als ich meine Pfeife zu Ende geraucht hatte, ging ich an den Tabaksvorrath heran, um auf's Neue zu stopfen. Indeß war die Reihe an mich gekommen, dem „Bankier" Rede zu stehen; da ich aber fehlte, rief Hartmann, in das Spiel vertieft und die erhaltene Weisung vergessend: „Kolisch, soll ich Ihre Karte aufnehmen?" Wie von einem Pfeile getroffen, fuhr ich zusammen, und den Blick abwechselnd auf den Offizier und auf den Degen heftend, den er bei dem Eintritt in einen Winkel der Stube gestellt hatte, blieb ich sprachlos; Hartmann, noch immer nicht erkennend, welchen Irrthum er begangen, und in der Meinung, daß ich nicht hörte, wiederholte lauter und nachdrücklicher die Frage: „Kolisch! soll ich Ihre Karte aufnehmen?" Ich beharrte in meinem Schweigen, unausgesetzt den Offizier und seinen Degen im Auge, entschlossen, wenn es nöthig würde, zum Aeußersten zu schreiten, um mein Leben zu vertheidigen.

Nun wurde Hartmann durch die Fußbewegung eines der Nebensitzenden erinnert, sich plötzlich seiner Unbedachtsamkeit bewußt. Entsetzen und Verzweiflung, so ergreifend, wie sie mir noch nie entgegengetreten, malten sich auf seinem todtblassen Angesichte. Der Offizier jedoch, welcher weder zu sehen, noch zu hören schien, was um ihn her sich zutrug, blieb auf seinem Platze und beschäftigte sich sehr eifrig mit der „Bank", die er übernommen hatte, und ich kehrte, nachdem ich meine Pfeife angebrannt hatte, ruhig auf meinen Platz zurück und fuhr fort, an dem Spiele Theil zu nehmen. Erst nach einer halben Stunde, während welcher ich über meine Lage reiflich nachzudenken mir angelegen sein ließ, schützte ich einen Grund vor und entfernte mich. Mir leuchtete die Nothwendigkeit ein, mich nach einem andern Aufenthalte umzusehen, um nicht einer offenbaren Todesgefahr ausgesetzt zu bleiben. Ich ging.

Es war eine fürchterliche Nacht; die Finsterniß schien an den Himmel sich fest zu klammern und das Licht der Sterne zu erdrücken; zitternd, als fürchtete er sich, schlüpfte der matte Schimmer der Laternen durch das Dunkel; der Regen goß in Strömen hernieder, von einem Winde gepeitscht, der mit eisigen Schauern daherbrauste; menschenleer waren die Straßen, nur hie und da kam ich auf meiner Wanderung nach einem Unterkommen, an einem Bivouak böhmischer und kroatischer Soldaten vorüber, die ich an den Lauten erkannte, in welchen sie das Unwetter verwünschten, und die sich vergebens anstrengten, die Feuer zu unterhalten, an denen sie die erstarrten und durchnäßten Glieder wärmen könnten. Eines Wagens mich zu bedienen, war nicht möglich, denn ich mußte Vorsicht gebrauchen und eine scharfe Beobachtung aufstellen, bevor ich in irgend eine Wohnung trat, um nicht den Sbirren in den Wurf zu kommen und selbst mich dem Verderben Preis zu geben. Ein Fiaker, den ich in der Ferne hätte müssen stehen lassen, konnte mich verrathen. So lief ich denn dahin durch die wilde unheimliche Nacht, die ich mein

Lebelang sicher nicht vergessen werde, von Bekannten zu Bekannten, von Freunden zu Freunden, um ein Plätzchen zu finden, wo ich in Sicherheit bleiben konnte; aber umsonst —; überall drohten die Durchsuchungen, man wußte es und man wies mich meines eigenen Heiles wegen mit Zittern zurück; mit überströmender Angst, hie und da mit Weinen, drängte man mich zu rascher Entfernung; es blieb mir nichts Anderes übrig, als mich der Gefahr zu überlassen, der ich zu entrinnen suchte; mit der Resignation der Verzweiflung rief ich mir selber zu: nun komme, was da wolle! und kehrte, von dem Laufe ermüdet, von dem Regen bis auf die Haut durchnäßt, ein Selbstaufgegebener, in die Wohnung meines Freundes X. zurück.

Ich fand die Gesellschaft, welche ich verlassen hatte, noch beisammen und guter Dinge beim Abendessen. Ein freudeloser Gast nahm ich an dem Tische Platz, und in die Gespräche mich mischend, verbarg ich, so gut ich konnte, die innere Bewegung. Nach beendetem Abendbrod empfahl sich der Offizier und versprach den nächsten Abend wiederzukommen. Er reichte mir die Hand, als er ging. Er kam den nächsten Tag und auch die folgenden Tage und reichte mir die Hand, so oft er kam, und so oft er ging. Niemals sprach er meinen Namen aus, eben so wenig den ächten, als den falschen. Vier Tage nach seinem ersten Besuche erbot er sich, einem aus unserem Kreise, dessen Aeußeres sich dem meinigen am meisten näherte, eine Geleitkarte vom Kriegsrathe zu verschaffen, welche es demselben möglich machen würde, eine Geschäftsreise an die preußisch-schlesische Grenze vorzunehmen. Es versteht sich von selbst, daß unser Hausgenosse das Anerbieten annahm. Mit den Worten: „Gebt wohl Acht, daß keine Ungeschicklichkeit vorfällt," händigte der Offizier meinem Freunde X. den Geleitbrief ein, dem ich es danke, daß ich aus der Stadt und dann über die Grenzen Oesterreichs glücklich entkam.

Der zarte Retter meines Lebens hatte mich, wenn auch nicht seinem Stande, so doch seinen Standesgenossen näher gebracht, und es erklärt sich wohl leicht, daß ich seit dieser Begebenheit meine schroffe Antipathie gegen die Uniform aufgab und Verbindungen mit Kriegsleuten anknüpfte, denen ich früher, da mir die Uniform den Mann bedeutete, aus dem Weg gegangen wäre."

Frauenrechte in Amerika.

Im Appellationsgerichte zu Louisville ist soeben eine wichtige Entscheidung abgegeben worden, welche die Rechte der verheiratheten Frauen betrifft. Das Gericht hat entschieden, daß ein Mann die Privatcorrespondenz seiner Frau nicht controliren kann, und ihre Briefe nicht öffnen darf. Es sagt: „Das englische wie das amerikanische Recht erkennt die persönliche Freiheit und moralische Verantwortlichkeit der Frauen an und garantirt ihnen die Freiheit des Gedankens und des Austausches der Gedanken. Ihre Ideen sind ihr Eigenthum, ihre Gefühle sind ihre eigenen und ihre Neigungen sind ihre eigenen. Bei uns und in unserer Zeit darf der Ehemann kein Tyrann sein, und sollte nicht den Spion gegen seine Frau spielen, die weder seine Sclavin, noch seine Maitresse ist, sondern die stets seine Frau und gleichberechtigte Gefährtin sein sollte."

* Eine Episode aus dem New-Yorker Einwanderungs-Wesen.

Vor Kurzem machten die Consuln in New-York und eine große Anzahl Gäste in Gesellschaft der Emigrations-Commissäre einen Ausflug nach Wards Island. Die Einrichtungen daselbst fanden viel Lob und namentlich wurde die Art gerühmt, mit der Einwanderer, die nach dem fernen Westen gehen wollen und hauptsächlich auf die Hülfe der Commissäre angewiesen sind, von diesen unterstützt werden. Während die Herren Baron Ostensacken, Graf Grabow und Andere sich in dieser Weise aussprachen, wendete sich ein distinguirt aussehender deutscher Herr an den Präsident Julian C. Verplanc und bemerkte, daß vor 15 Jahren ein armer deutscher Student die Universität von Heidelberg verlassen habe und nach New-York gekommen sei. Er bezahlte damals seine 2 Dollars „Kopfgeld" und wurde von den Commissären nach dem fernen Westen geschickt. Es sei ihm in wenigen Jahren gelungen, sich in Milwaukee eine geachtete bürgerliche Stellung zu erringen. Dieser arme deutsche Student aber spreche in diesem Augenblicke die Emigrations-Commissäre als Eduard Salomon, Ex-Gouverneur von Wisconsin, an.

Kinderkrankheiten.

In der Leipziger Poliklinik für Kinder kamen in dem einzigen Jahre: Oktober 1866 bis Oktober 1867, unter 629 Kindern allein 25 wegen Magendarmkatarrh, 35 wegen Darmkartarrh, 25 wegen Keuchhusten, 66 wegen Luftröhrenkatarrh, 12 wegen Lungenentzündung, 26 wegen Krätze zur Behandlung, während der Rest der Hauptsumme sich auf die anderen Uebel in kleinen Zahlen vertheilt. Liegt in den obigen Angaben, welche zum großen Theil recht gut vermeidbare Krankheiten betreffen, nicht ein deutlicher Beweis, daß Mütter, Väter, Wärterinnen, Pflegemütter, abscheulich nachläsig und leichtsinnig mit dem ihnen anvertrauten köstlichen Gute, mit ihren Kindern umgehen? Die Kranken standen meist im Alter von 5 Monaten bis zu 3 Jahren, waren also im Zustande völliger Hilflosigkeit. Möchten doch Alle, die mit Kindern umzugehen haben, beherzigen, daß durch Erkältungen, durch unpassende Speisen und Getränke, durch zu leichte oder zu warme Bekleidung die größten Gefahren für die Gesundheit der Kinder heraufbeschworen werden!

Feuilleton.

W. Lied des Main.

Unter Blumen, unter Reben,
Unter Liedern floß das Leben
Still und frohbewegt mir hin,
Aber jetzt muß ich es büßen,
Niemand, Niemand mag es wissen,
Was ich werde, was ich bin.

Wer vermag mein Weh zu nennen!
Feindlich soll ich Alle trennen,
Die an meinem Busen ruh'n.
Keine Grüße soll ich rauschen,
Keinem Liebespaar mehr lauschen,
Keine Botendienste thun.

Muß ich meine heitern Wellen
Auch so zornesmuthig schwellen,
Wie der stolze Vater Rhein?
Wohnen hüben, wohnen drüben
Doch nur Menschen, die sich lieben
Und beisammen wollen sein.

Weiß es nicht, wie es soll werden?
Alle Mächtigen der Erden
Schauen mich mit Sorgen an,
Denn es weiß der Mißvergnügte,
Daß, was Gott zusammen fügte,
Doch die Welt nicht trennen kann.

---

* (Alt aber gut. — Gleich und Gleich gesellt sich gern.) — In irgend einem Städtchen des Hannoverlandes lebte ein Amtsrichter, welcher in dem Rufe stand, der gröbste aller Beamten zu sein. Eines Tages traf in dem Wirthshause jenes Ortes ein Weinreisender ein, welcher sich nach allen Häusern erkundigte, in denen er seine höchst preiswürdige und ausgezeichnete Waare absetzen könne. Der Wirth nennt alle Honorationen, schließlich auch unsern Ortsrichter, fügt aber hinzu: „Den zu besuchen rathe ich Ihnen nicht — das ist der gröbste Kerl weit und breit — neulich erst hat er einen Collegen kopfüber kopfunter die Treppe hinabgeworfen." Der Weinreisende läßt sich aber nicht so einschüchtern und geht zu der Wohnung des Groben. — Er fragt im Haus nach dem Zimmer des Herrn und wird die Treppe hinaufgewiesen.

Mit festen Schritten stampft er hinauf — ein tüchtiger Faustschlag gegen die Thür. Der im Zimmer brüllt ein „Herein!" Der Kaufmann reißt die Thür auf und ohne weiter zu grüßen schreit er: „Wein?" — „Nein," rufts ihm entgegen und mit Gekrach fällt die Thür wieder zu und die Treppe gehts hinab, wie's hinaufgegangen. — Kaum aber ist der Reisende vor der Thür, als der Herr Amtsrichter ihm aus dem Fenster freundlich zuwinkt: „Haben Sie vielleicht recht guten Rothwein? Dann könnten wir am Ende doch ein Geschäft zusammen machen." Natürlich wird umgedreht das Geschäft zur beiderseitigen Befriedigung abgeschlossen und seit jener Zeit ist der Amtsrichter der beste Kunde seines ebenbürtigen Geschäftsfreundes.

* (Verrechnung.) An einem einzigen Tage, am 7. Januar, zählte man in der Stadt Tunis allein 220 Leichen von Verhungerten.

Selbst wenn wir annehmen, daß diese Ziffer richtig ist, glauben wir doch, daß sich die französische Regierung verrechnet.

* (Rom.) Nach Ableben von Pio nono wird, wie es mit Bestimmtheit heißt, der Abbé Liszt zum Papst gewählt werden und den Namen Pianino annehmen.

Der „Kemptner Ztg." entnehmen wir folgendes

Parlaments-Schnadahüpfl.

Leut' helft's mir, i mueß mi
Ganz fürchterli quäl'n;
Wen soll i denn, sagt's mir's
Nach Berlin hintri wähl'n?

Der Oa sagt: „wähl' an Schwarz'n,
D' Religion is in G'fahr,
Wähl'st an Andern, so san mir
Schwarz-weiß über's Jahr!"

„Wenn aber uns're Leut'
Dort im Zoll-Parlament
Recht bockboani san —
Nacha nimmt's bald an End."

„Nacha san mir von die Preiß'n
Mit Gott's Hilf' befreit
Und steh'n wieder im Glanz da
Voll Selbstständigkeit!"

Der Zwoat sagt: „bist narrisch?
War ja recht — b'hüt di Gott!
An Deiner Stell' wählet i
Net schwarz, sondern roth!"

Da Dritt' kimmt und sagt:
„Die Wahl macht mi net harb,
I wähl' den Herrn Bemserl,
Der hat gar koa Farb!" —

Und wie bald aus Süd
Bald aus West der Wind weht,
So redt' halt a Jeder
Just wie er's versteht.

Soll i fortschreit'n, soll i steh' bleib'n,
Soll i hinterrucks geh',
I kenn' mi nimmer aus itzt
Ich frag's Comitee.

Auflösung des Buchstaben-Räthsels in Nr. 4

Basel.

Redaktion, Druck und Verlag von Ph. Rohr in Kaiserslautern.

Pfälzisches Sonntags-Blatt.

Belletristisches Beiblatt der „Pfälzischen Volkszeitung.“

Nr. 6. Sonntag, den 9. Februar 1868.

* Eine Pariser Akademie.

Ich habe so manche angenehme und glückliche, aber auch einige recht schmerzliche Erinnerungen aus der Hauptstadt Frankreichs mitgebracht. Eine aber haftet vor allen in meinem Gedächtniß, und wenn ich sie mittheile, wird sie vielleicht auch den Leser in ähnlichem Sinne wie mich bewegen.

Ich saß unter einem Baume im Parke von Monceau und langweilte mich; mit meinem Stocke zeichnete ich eben phantastische Arabesken in den Sand, als eine Hand sich ziemlich derb auf meine Schulter legte und ein fragendes „Eh bien“ mich aus meinem Nichtsthun aufscheuchte. Ich wendete mich um und erkannte zu meinem größten Vergnügen einen meiner besten Freunde, den ebenso geistreichen als originellen Maler B. . .

„Freund,“ rief ich, „Du bist mein Retter! ich sterbe vor Langweile und fühle mich unglücklicher als der letzte Bettler.“

„Unglücklich,“ entgegnete mein Freund B. . . ernster als gewöhnlich, „mißbrauche dies Wort nicht, dessen Bedeutung Du glücklicherweise noch nicht kennst. Aber wenn Du Lust hast, wirklich Unglückliche zu sehen, so begleite mich heute in die „Akademie.“

„In die Akademie, bist Du toll?“

„Nicht in die Akademie unserer Unsterblichen,“ entgegnete B. . ., hell auflachend, sondern in die Akademie der Straße St. Jacques. Der arme Murger vergleicht in einer seiner Novellen Paris mit einer herrlichen, goldig glänzenden Frucht, die oberflächlich betrachtet, von Jedermann bewundert wird. Nur Wenige bemerken aber die zwei oder drei unscheinbaren Punkte, welche Zeugniß geben, daß die schöne Frucht zerstört und vom Wurme angefressen ist, Du kennst blos die glänzende Seite unserer Stadt, erlaube mir also, Dir eine ihrer wurmstichigen Stellen zu zeigen, Du wirst ein Stück des alten Paris mit seinem Elende, seinen Lastern aber auch seinen Eigenthümlichkeiten sehen, vor Allem aber begreifen lernen, daß Du nicht unglücklich bist.“

Wir erhoben uns, nahmen den beim Parke vorüberfahrenden Omnibus von Cournelle nach dem Pantheon, wo wir abstiegen, um die Rue St. Jacques zu gewinnen, eine jener wenigen Gassen, welche die moderne Cultur noch nicht beleckt oder, besser gesagt, welche bis jetzt der Demolirungswuth des Hrn. Haußmann entgangen war.

Nach weiterer viertelstündiger Wanderung, bergauf über ein holperiges Pflaster, blieb B. . . endlich vor einer Schenke von zweifelhaftem Aeußern stehen.

„Da sind wir,“ rief er.

Ich blickte auf und bemerkte nichts Auffallendes, als die mit Riesenlettern gemalte Aufschrift: „Specialite d'Absinthe suisse.“

„Und Deine Akademie ist hier?“ fragte ich beinahe kleinlaut. — „Hier,“ war die lakonische Antwort. — Wir traten ein. „Deux Absinthe“, rief B. . . im Ton eines alten Stammgastes dem Garçon zu. Nachdem ich mich an das Halbdunkel gewöhnt hatte und meine Augen die mächtigen Tabakswolken durchdringen konnten, sah ich ein geräumiges, aber ziemlich niedriges Zimmer, dessen Wände bis zur Decke hinauf mit übereinander gestapelten Fässern bekleidet waren. Jedes Faß trug eine Aufschrift, welche sich kurzweg mit dem Sammelnamen „Branntwein“ bezeichnen läßt. Eine riesige Pyramide von Absinthflaschen bildete den Hintergrund, hölzerne Tische und Stühle der primitivsten Natur vollendeten die Einrichtung. An diesen Tischen nun saß beiläufig ein Dutzend menschlicher Gestalten, aber was für Gestalten! Bleiche, fleischlose Wesen in Lumpen gehüllt, die nicht begreifen ließen, daß sie einst Kleider waren. Schweigsam und finstern Blickes, die kurze Thonpfeife im Munde, rauchend und brütend, so saßen die lebenden Bilder menschlicher Erniedrigung und Verthierung da. Es herrschte eine wahre Todtenstille. Welch erschütternde Geschichte von Noth und Elend, Enttäuschung und Entbehrung stand auf allen diesen verzweifelten Gesichtern. Mich fröstelte es, ich warf einen scheuen Blick um mich und dann auf meinen Freund, dessen Lippen ein eigenthümliches Lächeln umspielte.

B. . ., welcher mir ansah, daß ich eine Erklärung wünschte, ließ nicht lange auf diese warten. „Diese Branntweinschenke,“ begann er, „vor beinahe hundert Jahren von einem gewissen Durand eröffnet und jetzt noch von derselben Familie betrieben, ist der Zufluchtsort aller Jener, welche im gesellschaftlichen Leben ein Schachmatt, wie wir Pariser sagen, erlitten haben und nicht die moralische Kraft besitzen, dem Unglücke die Stirne zu bieten, sondern nur das Vergessen des Erlittenen suchen und in der Absinthflasche finden. Hier in dieser schmutzigen Schenke findet denn der Verzweifelnde seinen Lethestrom: das stets gefüllte Glas, ohne — und dies ist eigentlich das Bemerkenswerthe — daß man ihn fragt, ob er es auch bezahlen könne. Kein einziger von allen diesen Unglücklichen hat nur einen Sous in der Tasche und doch trinkt Mancher von ihnen dreißig

bis vierzig Gläser Absinth, ohne sich auch nur im Geringsten um die Bezahlung zu kümmern. Und der Wirth kommt nicht zu kurz dabei. Diese Schenke, in ganz Paris unter dem Namen der „Akademie de la Rue St. Jacques" bekannt, ist eines der einträglichsten Geschäfte, denn wenn auch die Stammgäste nichts zahlen, so finden sich gute Freunde in Menge, welche diese Pflicht für sie übernehmen. Alles, was sich zur Künstler- und Dichterwelt zählt, setzt eine gewisse Ehre darein, die Akademie von Zeit zu Zeit zu besuchen, sich mit den „Akademikern" zu betrinken und nicht fortzugehen, ohne ein bedeutendes Stück Geld auf den Comptoirtisch zu legen, welches Pere Durand ruhig einsackt, nachdem er die gleiche Summe aus dem Schuldbuche seiner Clienten gestrichen. Es giebt fast keinen Studenten, der nicht mit den Stammgästen der Akademie intimer Freund und Duzbruder ist und sich ein Vergnügen daraus macht, sein Geld in ihrer Gesellschaft zu verthun. Wir Franzosen sind eigenthümliche Leute, wir lieben Alles, was unglücklich, ungeregelt, ungewöhnlich, abenteuerlich ist, und deßhalb sind diese bleichen Jammergestalten die Freunde aller Welt."

„Diese Begeisterung," entgegnete ich, „für einige betrunkene und verthierte Lumpe ist mir nicht recht begreiflich."

„Lumpe sind es nicht, sondern Unglückliche," antwortete B. . . etwas pikirt, „Unglückliche, deren Charakter nicht stark genug war, die Last zu tragen, welche das Verhängniß ihnen aufbürdete. Sie trinken, um zu vergessen, um zu sterben, denn dies opalfarbige Wasser ist ein langsames aber sicheres Gift."

Die Mittheilungen meines Freundes hatten in mir den Wunsch rege gemacht, einige Details über mehrere der Anwesenden zu erfahren. Ich fragte nach einem todtbleichen, noch jungen Manne, welcher dreinschaute, als ob er nicht wüßte, daß er überhaupt noch lebe. „Das ist einer meiner Collegen, ein Maler", fuhr B. . . fort; „seine Geschichte ist nicht ohne eigenthümliches Interesse. Aus Rom zurückgekehrt, errang Jules einen glänzenden Erfolg mit einem von ihm ausgestellten Bilde. Die Gräfin Merimee, die schönste und originellste Wittwe von ganz Paris, die von dem jungen Künstler hörte, wollte um jeden Preis von ihm gemalt sein; Jules aber, der grundsätzlich keine Porträts malte, schlug das schriftliche Begehren der schönen Wittwe rund ab, die sich deßhalb aber nicht im Entferntesten abschrecken ließ, ihr Ziel zu erreichen, und wacker fortfuhr, ihn mit Briefen zu bombardiren. Ueberdrüssig und ärgerlich beschloß Jules die Zudringlichkeit der Gräfin zu bestrafen. Er antwortete ihr, daß er bereit sei, ihr Porträt zu malen, unter der Bedingung, die nächste Ausstellung damit beschicken zu dürfen. Die Gräfin sagte zu und Jules erbat sich eine einzige Sitzung, in welcher er den reizenden Kopf der Comtesse meisterhaft scizzirte. Monate waren verflossen und das Bild immer noch nicht fertig. Die Gräfin schrieb wiederholt und erhielt das Wort „Geduld" in allen möglichen Variationen als Antwort. So war die Zeit der alljährlichen Ausstellung herangerückt und der Salon eröffnet. Acht Tage später erhielt die Gräfin zwei Briefe. Der eine war von Jules und enthielt folgende Worte: „Sie wollten um jeden Preis von mir gemalt sein — Ihr Wille ist erfüllt. Besuchen Sie die Ausstellung." Der andere Brief enthielt einen Kunstbericht über die Ausstellung mit folgendem Passus: „Das Porträt der Gräfin Merimee als Leda erregt das ungeheuerste Aufsehen. Man weiß nicht, was am meisten zu bewundern ist, die Meisterarbeit des Künstlers, die Kühnheit der schönen Gräfin oder der beglückte junge Maler." — Die Worte „beglückt und jung" waren mit durchschossenen Lettern gedruckt. Zwei Tage später stand die Gräfin vor der Thüre Jules. „Nicht zu Hause," war der Bescheid des Bedienten. „Ihr Herr ist zu Hause," antwortete ruhig die Gräfin, „und sagen Sie ihm, daß die Gräfin Merimee den Maler Jules Defoix für einen erbärmlichen Feigling hält, wenn er nicht den Muth hat, sie zu empfangen." — Eine Minute später stand Jules der Gräfin gegenüber. — „Herr Jules," sagte die Gräfin kalt, „Sie haben sich auf sehr originelle Weise für meine Zudringlichkeit gerächt, aber zum gemeinen Verleumder hätten Sie nicht herabsinken sollen." — „Zum Verleumder?" unterbrach sie Jules abwehrend. — „Ja wohl. Das Publikum, welches mich für das Modell dieser traurigen Leda hält, glaubt natürlich, daß der abscheuliche Körper, welchen Sie meinem Kopf ansetzten, das getreue Abbild des meinigen ist. Ich habe also gewiß das Recht, Ihre Arbeit eine Verleumdung zu nennen."

Jules wurde immer verblüffter.

„Ich verlange denn," fuhr die Gräfin fort, „wie recht und billig, daß Sie das Bild zurückziehen, überarbeiten und dann natürlich mir abliefern; damit Sie aber nicht zum zweitenmale eine Stümperei malen, so betrachten Sie genau Ihr Modell."

„Der Schluß ist kurz erzählt. Jules überarbeitete sein Bild, sendete es der Gräfin und fügte eine glühende Epistel bei, denn der arme Maler war wahnsinnig in sie verliebt. Doch eine Antwort erfolgte nicht, und als er nach wochenlangem Harren sich zitternd nach ihrem Hotel begab, wurde ihm die niederschmetternde Nachricht zu Theil, daß die Gräfin abgereist sei, Niemand wisse wohin. Beim Portier aber fand sich ein kleines Billet für ihn vor, folgende, wenige Worte enthaltend: „Wenn Sie mich wirklich so glühend lieben, wie Ihr Brief mir es schildert, so ist dies die gerechteste Strafe für Ihre Unverschämtheit." — Jules, den Tod im Herzen, kehrte nach Hause zurück, zertrümmerte seine Bilder und ging — in die Akademie. Seit fünf Jahren kommt er täglich her und trinkt zur Besinnungslosigkeit."

„Und die Gräfin?"

„Kehrte vor sechs Monaten nach Paris zurück, und um vielleicht den armen Jules zu retten, ging ich selbst zu ihr. Sie war tief ergriffen von seinem Schicksale, und folgte mir selbst hierher, um ihn zu sehen. Doch es war zu spät," sagte B. . . mit erstickter Stimme, „Jules erkannte die Gräfin nicht mehr, die Specialite d'Absinthe suisse hat ihn blödsinnig gemacht.

Nach einer Pause, während welcher mein Begleiter in tiefes Nachsinnen versunken schien, fragte ich weiter: „Und die verzweifelnde Gestalt ganz im Hintergrunde, an deren Seite ein blasses, krankes Mädchen sitzt?"

„Das ist der arme Charles und seine Allouette, wohl die bedauernswürdigsten Personen der ganzen Gesellschaft. Charles ist oder vielmehr war Compositeur. Er schrieb eine Partitur, welche er bei der großen Oper einreichte und wartete auf eine bezügliche Mittheilung etwa zwei Jahre. In dieser Zeit lernte er Allouette kennen, das schönste und tugendhafteste Mädchen des Quartiers. Arm war Charles, arm war Allouette, aber desto reicher waren beide an Liebe, und sie wären wohl das glücklichste Paar dieser Welt geworden, wenn die Vorsehung es nicht anders gewollt hätte. Charles, der große Hoffnungen für die Zukunft hegte und voller Illusionen war, wurde eines Tages durch eine Zuschrift des Directors der Großen Oper aus seinem Himmel gestürzt. Die eingereichte Oper war als unaufführbar zurückgewiesen worden. Der Schlag war zu hart für den armen Componisten; er wurde krank, schwer krank. Durch volle sechs Monate pflegte ihn Allouette und bestritt alle Auslagen mit dem Erlöse ihrer Handarbeit. Sie arbeitete Tag und Nacht, ohne sich Ruhe zu gönnen. Charles wurde aber immer kränker und Allouette's Augen versagten endlich den Dienst; sie konnte nicht mehr sticken. Und doch brauchte sie Geld. Es war die Miethe zu bezahlen, der Arzt und die Arzneien zu bestreiten und Charles brauchte eine feine, kostspielige Nahrung. Das letzte entbehrliche Möbelstück war verkauft, Alles von Werth losgeschlagen, und vergebens suchte Allouette einen Menschenfreund, der bereit gewesen wäre, ihr nur die kleinste Summe vorzustrecken. Sie konnte hungern, aber Charles, der kranke Charles, unmöglich. Da that sie jenen Schritt, zu dem so viele unglückliche Mädchen durch die Noth gezwungen worden. Sie ging zur Marchande de Toilette, einem jener scheußlichen Weiber, welche neben ihrem autorisirten noch ein anderes namenloses Gewerbe betreiben. Des andern Tages war der Ueberfluß in Charles bescheidene Mansarde eingekehrt, und Dank diesem und der treuen Pflege Allouette's genas Charles.

In dem Maße, als die Rosen auf seinen Wangen wiederkehrten, erbleichten aber die seiner treuen Pflegerin. Doch bald sollte die Katastrophe hereinbrechen. Eines Tages erhielt Charles einen Brief von irgend einem Elenden, der ihm das Geheimniß seiner Allouette enthüllte.

„Sagt dieser Brief die Wahrheit?" fragte Charles seine Geliebte.

„Ja, Charles! Dich zu belügen bin ich nicht fähig. Es war das einzige Mittel, Dich vor sicherem Tode zu retten; ich kann mir keinen Vorwurf machen, und wenn die Menschen mich verdammen, so muß der Himmel mir verzeihen."

„Du bist ein Engel," entgegnete Charles; „aber vergessen, nein, das kann ich nicht."

Von diesem Tage an componirte er keinen Ton mehr, sondern besuchte regelmäßig die Akademie, die er nie verläßt, ohne beinahe besinnungslos zu sein. Allouette, die arme Allouette aber, die vergebens ihren Charles dem Abgrunde entreißen wollte, folgte ihm endlich auch auf seinen Gängen nach der Akademie und jetzt — trinkt sie wie er. Beide trinken, um zu vergessen. Allouette ist übrigens schwer krank und ihrem Ende nahe.

Da öffnete sich die Schenkthüre und ein etwas phantastisch, aber sehr anständig gekleideter Mann trat ein. Die Fülle grauer, ziemlich verwirrter Locken auf seinem Haupte, und der durchdringende geistvolle Blick sagte mir, daß der Eintretende kein Philister sei. Der neu Angekommene setzte sich an einen Tisch und begehrte ein Glas Absinth.

„Kennst Du ihn?" fragte ich leise B...

„Wer sollte ihn nicht kennen. Es ist der mitunter geistreiche, oft langweilige, aber immer herzensgute Leon Lespes vulgo Timotheus Trimm, der Chronist des Petit Journal."

„Wie Trimm, dem Milhaud seine 365 Artikel, welche er in einem Jahre schreiben muß, mit vierzigtausend Francs bezahlt, kommt in diese Cloake?"

„Eben, weil der gute Leon bereits 1500 Causerien seit dem Bestehen des Petit-Journal geliefert hat, kommt er hierher, um Jagd auf Stoff und Eindrücke zu machen."

Wir erhoben uns und wollten eben die Akademie verlassen, als ein durchdringender Schrei mir das Blut in den Adern erstarren machte. „Allouette ist todt," hauchte eine dumpfe, tonlose Stimme — es war die Charles. In der That, die arme Lerche hatte ihren Flug himmelwärts genommen.

„Une bouteille pure!" kreischte Charles, leerte die dargereichte Flasche auf einen Zug und stürzte besinnungslos zusammen. Während dieser furchtbaren Scene hatten einen Augenblick die Pfeifen zu dampfen aufgehört und es flog etwas wie Rührung über die Gesichter dieser Unglücklichen. Eine Minute später qualmten die Pfeifen wieder, und theilnahm- und gedankenlos wie vorher stierten die abgestumpften Trinker vor sich hin, von Zeit zu Zeit das flüssige Gift in kleinen Zügen zu sich nehmend. Die arme Allouette bekam ein Leichenbegängniß wie das einer Fürstin.

Meinen Besuch aber in der Akademie der Rue St. Jaques werde ich nie vergessen.

Feuilleton.

KF. In's Album eines Gichtgeplagten.

Von Dr. H. Hoffmann in Frankfurt a. M.

Es hat ein Licht sich mir entzündet,
Durch Forschen habe ich ergründet
Woher Dein böses Hüftweh kommt.
Vom Weine fährt, und nur vom Weine,
Ein solch Gebreste in die Beine,
Vom Weine, der Dir wenig frommt.

Doch merke wohl, wie ich es meine:
Das kam allein vom sauren Weine,
Den Du getrunken irgendwann.
Zu Kopfe steigen gute Weine,
Die schlechten fahren in die Beine,
Drum trinke gute nur fortan!

---

* (Als gute Zungenübung) möge der folgende Passus der „Wiener Zeitung" vom 20. v. Mts. dienen: „Schon vor einiger Zeit haben die k. k. Marinelebensmittelübernahms-Commission in Pola, dann in Folge hoher Landesgeneralcommandoverordnung das Wiener k. k. Verpflegsbezirksmagazin das von den genannten Herren erzeugte Conservefleisch einer genauen Prüfung unterzogen." Wenn Demosthenes den österreichischen Canzleistyl gekannt hätte, würde er sicherlich keines Kieselsteins sich bedient haben, um von dem Uebel des Stotterns geheilt zu werden.

* (Naive Tochter.) „Nein, das ist schrecklich! schon wieder zwölf Millionen Militärcredit! wo soll das noch hinaus? Ich sehe wirklich nicht ein, warum wir mitten im Frieden einen solchen Präsenzstand und eine solche Masse Offiziere brauchen!" — „Was? zu viel Offiziere? Aber, lieber Papa, heut' reden Sie wieder einmal recht bornirt daher! Mit wem sollen wir denn tanzen?"

* (Unverschämter Druckfehler.) Ein Componist hatte zu einer Musikaufführung in der Kirche ein geistliches Lied vierstimmig drucken lassen. Zur Bezeichnung der Dynamik und Rhythmik hatte er darüber gesetzt:

Sanft, langsam und mit Nachdruck.

Das Lied wurde in der Druckerei erst spät fertig, und der Componist empfing die abgezogenen Exemplare erst in der Kirche, kurz zuvor, als das Lied gesungen werden sollte. Nichts Böses ahnend, vertheilte er sogleich das in Partitur gedruckte Lied. Schon als er das Zeichen zum Anfang gegeben, hörte er ein unterdrücktes Lachen, was später, während das Lied gesungen wurde, so zunahm, daß es die Töne überwucherte, so daß das Tonstück durchaus verunglückte. Die Schuld an dem ganzen Unglück hatte ein Buchstabe, ein umgekehrtes n.

Der Setzer hatte nämlich gesetzt:

Saust langsam und mit Nachdruck.

Sinnsprüche für's Leben

oder

Recept aus der Apotheke der Lebens- und Weisheits-Klugheit.

Läuft Dein Schiff auf falscher Bahn — so lenke.
Fliegt Dich gern der Leichtsinn an — bedenke.
Hängt die Traube reif vor Dir — genieße.
Lockt es dort und lockt es hier — beschließe.
Treibt Dich edler Sinn und Muth — so handle.
Ist Dein Weg gerad und gut — so wandle.
Drückt ein Leid Dich heimlich still — so trage.
Wenn das Glück nicht blühen will — so wage.
Faßt die Flamme Dich, der Zorn — so dämpfe.
Stachelt Dich der Sinne Sporn — so kämpfe.
Will's im Guten nicht mehr fort — so treibe.
Fühlst Du Dich am rechten Ort — so bleibe.

* (Doppelte Schuld.) Der König Carl Albert besuchte vor zwanzig Jahren die kleine Stadt Bonville, die heute zu dem französischen Departement Haut-Savoie gehört. Die Bürgerschaft hatte sich in bedeutende Unkosten gestürzt, und ihre Mittel dabei stark überschritten. Als der König seine Zufriedenheit mit dem Empfange bezeugte, sagte der Syndicus mit tiefer Verbeugung: „Sire, die Stadt hat nichts gethan, als was sie schuldete, sie schuldet aber auch Alles, was sie gethan. Der König lächelte mit Verständniß — aber erbot sich nicht zur Zahlung.

* Jemand klagte einem Colporteur, der ihm Zeitschriften verkaufen wollte, daß er ohnehin Ausgaben genug habe; er spiele seit Langem in der Lotterie, und sein Loos komme nie heraus. „Nehmen Sie mein Blatt," versetzte der unermüdliche Colporteur, „das kommt alle acht Tage sicher heraus."

* (Launige Fragen und Antworten.) Zwischen welchen Gatten gibt es keinen häuslichen Zwist? — Fregatten.

Welche Enten haben keine Federn und werden doch am meisten gerupft? — Clienten.

---

* Räthsel.

Kennt ihr, vor Frost und Sonnenschein
Geschützt, ein Häuschen, zart und klein?
Kennt ihr die wundervolle Stadt,
Die tausend solcher Häuser hat?
Sie ist mit Garnison besetzt,
Die täglich ihre Waffen wetzt;
Sonst treibt sie reich' Gewerb', es blühen
Weit ihre reichen Colonieen,
Und alle Zölle ein und aus,
Führt sie ihr süßes Gut nach Haus. —
Sie lehret uns, daß edle Triebe,
Daß stiller Fleiß und Ordnungsliebe,
Daß Treu' und Ehrfurcht vor dem Throne
Am liebsten unter'm Strohdach wohne.

Redaktion, Druck und Verlag von Ph. Rohr in Kaiserslautern.

Pfälzisches Sonntags-Blatt.

Belletristisches Beiblatt der „Pfälzischen Volkszeitung."

Nr. 7. Sonntag, den 16. Februar 1868.

* Der Glaube.*)

Ich glaube, daß die schöne Welt regiere
Ein hoher, weiser, nie begriffner Geist,
Ich glaube, daß Anbetung ihm gebühre,
Doch weiß ich nicht, wie man ihn würdig preist.

Nicht glaub ich, daß der Dogmen blinder Glaube
Dem hohen Geist, genügende Verehrung sei,
Denn er allein, schuf das Geschöpf vom Staube,
Nicht von Irrthum, nicht von Fehlern frei.

Ich glaube nicht, daß vor dem Geist der Welten,
Bekenner Talmuds und des Alkoran,
Deßhalb weniger als Christen gelten;
Verschieden sind sie wohl, doch Alle beten an.

Ich glaube nicht, wenn wir von Irrwahn hören,
Der Christen-Glaube mache nur allein
Uns selig und wie Finsterlinge lehren:
„Verdammt soll jeder Andersdenker sein!"

Das hat der Weise, der einst seine Lehre
Mit seinem Tod besiegelt, nie gelehrt,
Das hat fürwahr, dem Herrlichen sei Ehre,
Kein Jünger je aus seinem Mund gehört.

Er lehrte Schonung, Sanftmuth, Duldung üben,
Verfolgung war der hohen Lehre fern,
Er lehrte ohne Unterschied den Menschen lieben,
Verzeih'n dem Schwachen, ja dem Feinde gern.

Ich glaube an der Geister Auferstehen,
Daß ob das matte Aug' hier bricht,
Geläuterter wir dort uns wiedersehen,
Ich glaub' und hoff' es, doch ich weiß es nicht.

Dort hoffe ich die Sehnsucht mir zu stillen,
Die hier das Herz oft foltert und verzehrt,
Die Wahrheit wird sich dann enthüllen,
Dem Geiste dort, dem hier ein Schleier wehrt.

Ich glaub' es zuversichtlich, trotz der Deutler Zunft,
Zwei schöne Güter, hat der Herr gegeben,
Das eine Herz, das andere heißt Vernunft,
Und Beide bilden heißet: menschlich Leben.

Die Letzt're lehrt mich prüfen und entscheiden,
Was ich für recht, für Pflicht erkennen soll,
Laut schlägt das andere, bei des Bruders Freuden,
Nicht minder, wenn er leidet, warm und voll.

Drum will ich denn mit regem Eifer üben,
Was ich für recht, was ich für Pflicht erkannt;
Will brüderlich die Menschen Alle lieben,
Am Rhein, am Ganges und am Hudsons-Strand.

Ihr Leid zu mildern und ihr Wohl zu mehren,
Sei jederzeit mein heiligster Beruf,
Denn nur durch Thaten glaub ich würdig zu verehren
Den hohen Geist, der mich, wie sie erschuf.

Und tret' ich einst dann aus des Grabes Tiefen,
Hin vor des Weltenrichters Angesicht,
So wird er meine Thaten strenge prüfen,
Doch meinen Glauben — nein! — das glaub ich nicht.

L.

*) Von einem ehemaligen römisch katholischen Priester. — Die Redaction.

* Eine Nacht in einem alten Schloß.

Alle Gespenstergeschichten fangen mit den Worten an: „Eines Abends durchschritt ein Reisender u. s. w." Oh, köstliche Geschichten! Das Interesse beginnt mit dem ersten Worte und hört erst mit dem letzten auf. Man sollte gar keine andere Geschichten schreiben.

Eines Abends also durchschritt ein Reisender, Namens Valerien Carbeilhac, das hübsche Dorf Saint-Cery in dem französischen Departement des Var. — Es war ein Sonntag, und noch dazu ein Sonntag, an welchem man das Fest des Patrons des Ortes feierte. Man tanzte zu den Klängen des Tambourins, wenn auch gegen die Regeln der Terpsichore, darum mit nicht weniger Freude und Ausgelassenheit; man sang und jubelte und trank Wein von Lamalgue und Cassis, Weine, die so glühend sind, daß man sie für in Flaschen gesperrte Vulkane halten kann. Die Bewohner der umliegenden Dörfer waren nach Saint-Cery geströmt, ohne sich darüber Sorge zu machen, wie man nach einem lustig verbrachten Tage die Nacht in einem Dorfe zubringen sollte, das nur eine kleine Schenke hatte, in welcher kaum ein halbes Dutzend Reisender Unterkommen finden konnten

Valerien hatte an diesem Tage, von der Schönheit einer ungewöhnlich lieblichen Landschaft und vom herrlichen Wetter verführt, zehn gute Meilen zurückgelegt. Aber beim Anblick dieses ländlichen Festes, dieser frohen und glücklichen Menschen, die sich in Tanz und Musik berauschten, vergaß er seine Müdigkeit einen Augenblick. Erst als er die kräftigen Männergestalten, die lieblichen und graziösen Mädchen und Frauen hinreichend betrachtet und bewundert hatte, dachte er wieder an sein Nachtquartier und blickte suchend zu den Schildern in der einzigen, aber sehr langen Straße von Saint-Cery empor. — Das Hotel zu den beiden Tauben hatte schon seine volle Zahl von Reisenden aufgenommen. Der Wirth war nach einem ungewöhnlich geschäftigen Tage hinter seinem Schenktisch eingenickt, und ließ sich durch Valerien's wiederholte Frage gerade nur so weit ermuntern, als nöthig war, unsern Wanderer verdrießlich abzuweisen. Valerien trat von Neuem seine Wanderung durch Saint-Cery an. Von allen Läden des Fleckens war nur ein einziger noch offen. Es war der des Barbiers, der zugleich auch die Profession des Apothekers, des Arztes und Chirurgen in Saint-Cery und Umgegend ausübte. Valerien trat ein, setzte sich nieder, und bot, um Gelegenheit zu

einer längeren Unterhaltung zu finden, seinen Kopf dem Messer des Henkers hin. Der Barbier packte in der That den Kopf des Reisenden und fing an, seine Kunst zu zeigen.

„Sie feiern da heute ein Fest, das mir in der That sehr ungelegen kommt," begann Valerien seine Unterhaltung. „Das Dorf ist mit Fremden angefüllt; es ist nur ein kleines Wirthshaus hier, und da alle seine Betten besetzt sind, so weiß ich wahrhaftig nicht, wo ich die Nacht beiben soll."

„Oh, Monsieur," sagte der Barbier, ohne sich in seiner Arbeit aufhalten zu lassen, „Sie sind wahrhaftig an einem schlechten Tage zu uns gekommen, das heißt für Ihre Bequemlichkeit. Wären Sie gestern nach Saint-Cery gekommen, Sie hätten zwei Betten statt eines leer gefunden."

„Ja, was soll ich aber heute thun, da ich doch einmal nicht gestern gekommen bin?"

„Sie könnten gewiß im Castell Aufnahme finden!"

„Wo ist Ihr Castell? Ist es weit von hier?"

„Nicht sehr. Es liegt auf dem Gipfel des Berges. Ein Spaziergang von zwei Stunden bringt Sie bequem dahin. Und der Herr Maire, der Eigenthümer, wird Sie sehr gut aufnehmen, dessen bin ich sicher.

„Ich danke für Ihr Castell. Wissen Sie mir kein näheres Quartier anzugeben?"

„Ein näheres Quartier? Sie sind ermüdet! Ah, ja, ich wüßte allerdings, aber nein .... daran ist nicht zu denken .... dazu würde ich Ihnen nicht rathen ...."

„Wozu würden Sie mir nicht rathen?" fragte Valerien.

„Oh, die Nacht da zuzubringen, woran ich einen Augenblick dachte."

„Wo ist das?"

„Sprechen wir nicht mehr davon, Monsieur, es ist wahrhaftig unnütz."

„Im Gegentheil mein theurer Figaro, sprechen wir doch davon. Woran dachten Sie?"

„Nun gut, Monsieur. Ich dachte daran, daß Sie die Nacht in dem Schlosse mit den drei Thürmen zubringen könnten. Aber Sie werden das nicht wollen."

„Und warum sollte ich es nicht wollen? Ich wäre schon mit einem Thurme zufrieden; warum weither Figaro, sollte ich es nicht wollen?"

„Ich muß Ihnen sagen, daß jenes Schloß in sehr üblem Rufe steht."

„Sind Betten darin?"

„Oh, davon sind genug da; es werden wenigstens dreißig leere Betten vorhanden sein."

„Es ist also von Allem zu viel in jenem Schlosse. Es handelt sich nur noch darum, ob mich der Eigenthümer bei sich aufnehmen wird."

„Oh, Monsieur," sagte der Barbier mit leiserer Stimme, „der Eigenthümer, ja, das ist gerade der Haken. Er ist seit lange todt."

„Seit wie lange?"

„Seit mindestens zwanzig Jahren, Monsieur."

„Und er hat keine Erben hinterlassen?"

„Nein, das Schloß ist der Gemeinde zugefallen, die es gern verkaufen will, aber sie kann keinen Käufer dafür finden."

„Sie fordert also zu viel dafür?"

„Im Gegentheil, Monsieur, sie bietet es für einen Spottpreis an."

„Aber, lieber Mann, Ihr wollt mich doch nicht glauben machen, daß Niemand das Schloß haben will, weil es so billig angeboten wird?"

„Doch, Monsieur, man wartet darauf, daß die Gemeinde es umsonst weggiebt."

„Um des lieben Gottes willen wird sich dann schon Jemand dafür finden?"

„Ich glaube kaum, Monsieur. Denn in dem Schlosse spukt es. — Wenn man es mir schenken wollte, ich würde es nicht nehmen."

„Oh, nun fange ich an zu begreifen, lieber Barbier. Man würde sich das Schloß, die drei Thürme, das Mobiliar u. s. w. wohl gefallen lassen, aber man wünscht nicht die Gäste dieses kostbaren Eigenthums, die Geister, die Gespenster, die Phantome mit in den Kauf zu nehmen. Nicht wahr?"

„Ganz richtig, Monsieur. Es ist jede Nacht ein wahrer Hexensabath in den Sälen jenes verfluchten Schlosses. Man soll dort ungeheuerliche Stimmen hören, die laut und dröhnend wie Glocken sprechen, und die, welche sie erschallen lassen, führen dabei Tänze auf, als wenn der letzte Tag erschienen wäre und Alles mit einander verschlungen wird. Bei Gott! Nur der Teufel selbst wird sich nach dem, was man über jenen Ort gehört hat, dazu entschließen, das Schloß anzukaufen; er könnte dann seine Zweighölle für das Departement Var etabliren."

„Was Sie mir da erzählen, ist wirklich allerliebst, mein theurer Barbier, und es ist wahrhaftig schwer, einer solchen Versuchung zu widerstehen. Ist es weit bis zu ihrem Schlosse?"

„Nein. Man kann in zehn Minuten dort sein."

„Sagen Sie einmal, könnten Sie mich dorthin führen?"

„Wie?" rief der erschreckte Barbier, „sollte der Teufel Sie in Versuchung führen?"

„Ich bin sehr müde und suche ein gutes Nachtquartier das ist die einzige Versuchung der ich unterworfen bin."

„Oh, Monsieur, glauben Sie mir, wenn Sie die Nacht dort zubringen, so werden Sie morgen ein Bett nöthiger haben als diese Nacht."

Der junge Reisende lächelte halb spöttisch, halb mitleidig.

„Antworten Sie mir, mein Freund ja oder nein — können Sie mich nach dem Schlosse führen, oder wenigstens weit genug auf dem Wege begleiten, daß ich es dann allein finden kann?"

„Ich kann meinen Laden nicht verlassen, aber,

wenn Sie durchaus nach dem Schlosse wollen, so kann ich Ihnen Jemanden besorgen, der Sie dahin führt. Da ist zum Beispiel der Meister Olivier, der es thun wird."

„Wer ist Meister Olivier?"

„Es ist mein Nachbar, — er wohnt keine zwanzig Schritt von hier. Ich will ihn holen: bitte warten Sie einen Augenblick auf mich."

In weniger als fünf Minuten trat der Barbier in Begleitung seines Freundes Olivier wieder ein. Letzterer war ein kleiner, trockener Mann mit grauen Augen, einer sehr spitzen Nase, gerunzelten Backen, einem scheuen und verschmitztem Blick. Er sprach ein schlechtes, beinahe unverständliches Französisch, aber seine Pantomime, diese universelle Sprache, war klar wie das Licht des Mittags.

„Sie wünschen die Nacht in dem Schlosse mit den drei Thürmen zuzubringen?" sagte er zu Valerien, „ich bin bereit, Sie bis zum Portal zu begleiten, aber keinen Schritt weiter."

Der Reisende und der Bauer nahmen Abschied von dem Barbier und stiegen den Hohlweg hinab, der zu dem unheimlichen Schlosse führte, wo Fledermäuse ihr Domicil aufgeschlagen hatten, um Reisende und Wanderer vor der Gefahr, der sie durch nähere Bekanntschaft mit dem verrufenen Platze ausgesetzt wären, zu warnen. Das erklärten wenigstens die Bewohner von Saint-Cery und der anderen umliegenden Dörfer, Leute, die das Grausige, Unheimliche und Wunderbare liebten, und die natürlich kein altes Schloß, das noch dazu unbewohnt war, sehen konnten, ohne eine Gespenstersage darüber in Umlauf zu bringen. Waren diese naiven Dorfleute doch auch fest überzeugt davon, daß man oft in mondscheinhellen Nächten eine weiße Gestalt auf den hohen Balkonen des Schlosses umherwandeln sähe. — Diese „weiße Frau" war dem Volksglauben nach eine böse Schloßherrin, die sich vor Jahrhunderten durch ihre Grausamkeit gegen ihre Unterthanen eine traurige Berühmtheit erworben hatte, und deren unruhiger Geist nun an den Orten, auf denen sie ehemals als ein Fluch gelastet hatte, verweilen mußte, wie gebannt an die Stelle, wo Alles, was einst um sie her gelebt hatte, längst den ruhigen Schlaf der Todten schlief.

Valerien und sein Führer wanderten schweigend und rasch durch diesen schauerlichen Weg. Beim Portal des Schlosses angelangt, wünschte Meister Olivier dem jungen Manne ironisch eine gute Nacht, steckte dankend das Trinkgeld ein, das dieser ihm reichte, und entfernte sich. Der unerschrockene junge Reisende folgte einer düsteren Cypressenallee und langte bald auf der Esplanade an, auf welcher das Schloß erbaut war. Die Landschaft, die er vor sich hatte, sah in der That düster und schauerlich aus, und die Mondnacht vermehrte die eigenthümlich mysteriöse Feierlichkeit, die darauf zu ruhen schien, nicht wenig. Das alte, aus dem Mittelalter herstammende Burgschloß hatte enorme Fenster, fast alle ohne Scheiben; durch die dicken Mauern zogen sich klaffende Risse; die Thüren, in welchen theilweise nur ein Flügel geblieben war, stöhnten und ächzten in ihren rostigen Angeln. Ungeheueres Unkraut überwucherte mit beinahe tropischer Vegetation die Mauern und die ehemals cultivirten Partien der Park-Anlagen. Brunnen und Fontainen waren an der Wasserscheu gestorben. Die Bäume des Obstgartens waren verwildert und trugen keine Früchte. Eine Anzahl zu einer kleinen Gruppe vereinigter Fichten schien Todeshymnen im Nachtwinde anzustimmen und von der Höhe ihrer Wipfel die entsetzlichsten Dinge mit anzuschauen, die in dem Innern des unheimlichen Gebäudes vorgingen.

In Valerien herrschte ein so gebieterisches und unbezwingliches Bedürfniß nach Ruhe vor, daß ihn, selbst wäre er ein Feigling gewesen, die Furcht nicht hätte abhalten können, in einem der Säle des Schlosses ein Lager zu suchen. Nachdem er also die traurige und düstere Scene, die wir im Vorstehenden beschrieben haben, mit einem halb bewegten, halb neugierigen Gefühl betrachtet hatte, überschritt er die Schwelle, ging durch eine lange, von tönenden Echo's erfüllte Halle, und von dem Strahle eines Sterns, der weiß wie die Schleppe eines Feengewandes war, geleitet, langte er bald in einem der Säle an. Es war inzwischen ganz dunkel geworden und es dauerte einige Zeit, ehe er sich zu orientiren vermochte. Dann in dem Dämmerlicht weitertappend, stieß er mit dem Fuße an ein Möbelstück, in welchem seine prüfende Hand einen breiten und weichgepolsterten Divan erkannte, wie sie namentlich zu Anfang dieses Jahrhunderts in den Schlössern des südlichen Frankreich so häufig waren. Er hielt es bei der Dunkelheit, die ihn umgab, und bei der zunehmenden Müdigkeit die sich von Minute zu Minute steigerte, für unnöthig, seine Entdeckungs-Tour weiter fortzusetzen und eine noch bequemere Ruhestätte zu suchen. Er nahm also auf dem Divan Platz, legte seine geladenen Pistolen neben sich, blickte durch ein offenes und zerbrochenes Fenster die ungeheuren Thränenweiden an, die sich klagend über den ausgetrockneten Brunnen im Hof beugten, streckte sich allmälich bequem auf seinen Polstern aus, versank nach wenigen Minuten in eine halbschläferige Träumerei, und war, ehe er sich selbst seines Halbschlummers bewußt worden war, schon vollständig eingeschlafen.

Einige Stunden darauf hörte er, obgleich noch immer im tiefen Schlafe, wie im Traum, einen entsetzlichen, mit einer Menge beinahe unterirdischer Töne vermischten Lärm, den ein dumpfes Dröhnen, bei welchem die Erde erzitterte, in derselben Weise, beherrschte, wie es der Lärm der Pauke bei der Musik eines Orchesters zu thun pflegt.

(Schluß folgt.)

Feuilleton.

W. Sechs Wochen in Mazas.

Ein Schaudergemälde.

Dieser Mann heißt Gottfried Müller,
Und ab Havre weiter will er,
Wie er ankommt in Paris,
Man ihn gleich nach Mazas stieß.

Gottfried Müller war aus Hessen,
Und es ist nicht zu vergessen,
Daß sein Vaterland nun war
Preußisch ein ein halbes Jahr.

Müller nämlich dummerweise
Hat verloren auf der Reise
Sein Billet, das kostet ihm
14 Francs 50 Centimes.

Und nun konnte es nichts nützen,
Er mußt' gleich sechs Wochen sitzen,
Dann an's Preuß'sche Consulat
Schrieb er seine Missethat.

Preußens Consulat befreite
Den Gefangenen, und heute
Ist der Gottfried Müller frei, —
Sein Bewenden hat's dabei.

Welch ein Glück ist es, daß endlich
Hessen preußisch ward. Erkenntlich
Sollte Müller dafür sein,
Schändlich wär's, fiel's ihm nicht ein.

Wäre Hessen stets — noch hessisch,
Würde Müller nadowessisch
Klagen, daß er diese Stund'
Noch in Mazas eingespunnt.

Doch als Preuße kann er pochen,
Kann verlassen nach sechs Wochen
Fröhlich das Gefängniß schon, —
Welch ein Glück die Annexion!

---

* (Aus dem Pariser Gerichtssaale.) — Man hat schon gar manche Ausreden gehört im Gerichtssaal; eine neue aber können wir hier registriren. Vénat, ein junger Tagenichts, hat eine Flasche Curaçao gestohlen und ist damit im Laufschritt durchgegangen.

Auf die Frage des Präsidenten versetzt er:

Da ich seit zwei Monaten ohne Arbeit war . . .

Präs.: Zugegeben, daß Sie Hunger hatten und sich deßwegen bei dem Restaurant, ohne einen Sou in der Tasche, eine Mahlzeit serviren ließen: aber die Bouteille, die Sie mitgenommen?

Vénat: Ei, ich hatte noch Hunger.

Präs.: Seit wann stillt denn der Curaçao den Hunger?

Vénat: Ich habe doch immer gehört, daß der Curaçao nähre!

* (Der heilige Vater) hat kürzlich sehr gegen die in den Kirchen sich breit machenden Moden der Frauen geeifert. Wir stimmen ihm vollständig bei. Es giebt nichts, was wir rascher los zu werden wünschen, als den Kirchenstaat.

* M. Ne, wenn man jetzt die Zeitungen in die Hand nimmt, findet man Nichts als Mord und Todtschlag.

S. Ja, nichts ist sicherer, als daß es bei uns sehr unsicher ist.

* (Ein Prediger) in Danzig richtete an einen Mann, der am Sarge seiner Frau stand, folgende Worte: „O Du, der Du die, die Du Dein nanntest, verloren hast —."

* (Der zärtliche Sohn.) — Der Prinz von Wales: Liebe Mama, bald ist mein Geburtstag. Weißt Du, was Du mir machen kannst?

Die Königin: Nun, mein Sohn?

Der Prinz: Platz.

---

* Entbindungs-Anzeige.

Allen meinen Freunden die Nachricht, daß meine Entbindung von meinem 68. Kinde eine äußerst schwere war, da dasselbe leider statt der Beine: Kanonenröhren hat, und sein Kopf wie eine Kugelspritze geformt ist.

Das neunzehnte Jahrhundert.

Cabel-Depeschen.

(Aus der Carnevals-Ztg. des New-York. Gesangvereins „Arion".)

Im Ocean: Wir haben hier sehr nasse Witterung. Bei einer Ueberschwemmung sollen mehrere Fische ersoffen sein.

Paris. Preußen, Frankreich, Italien, Rußland und Oesterreich wollen Frieden halten; nun kommt es nur noch auf Hessen an.

London. Letzte Nacht meldete ein Polizist auf dem Hauptquartier der Polizei, daß eine Katzenmutter drei ihrer Jungen aufgefressen habe; eine spätere Untersuchung stellte jedoch heraus, daß es die Fenier gethan haben sollen.

Italien. Garibaldi hat festgesessen; Victor Emanuel sitzt fest; der Papst sitzt fester; Napoleon sitzt am festesten fest.

---

* Räthsel.

Man läßt ihn stechen,
Man läßt ihn sprechen,
Er ist ein Vogel
Und ein Gebrechen.

Auflösung des Räthsels in Nr. 6:

Bienenkorb.

Redaktion, Druck und Verlag von Ph. Rohr in Kaiserslautern.

Pfälzisches Sonntags-Blatt.

Belletristisches Beiblatt der „Pfälzischen Volkszeitung."

Nr. 8. Sonntag, den 23. Februar 1868.

Eine Nacht in einem alten Schloß.

(Schluß.)

Lange kämpfte bei dem bis zum Tode ermüdeten jungen Reisenden der Schlaf mit dem Erwachen, aber der Spektakel wurde so furchtbar, daß die Siebenschläfer selbst erschreckt von ihrem hundertjährige n Lager aufgesprungen wären.

Valerien öffnete also die Augen und fragte sich dann ein paar Minuten lang, ob er noch träume, oder ob er diesen Höllenlärm mit wachenden Ohren vernehme. Ah! es war kein Traum! Das ganze Schloß schien in seinen Grundmauern zu zittern. — Abgerissene Stimmen wechselten mit den klagenden Echos der Corridore und Treppen ab. Ein Schrei, bei welchem unserm jungen Helden das Blut in den Adern zu erstarren schien, drang plötzlich durch dieses Stimmengewirre und diesen Höllenlärm. Dieser Schrei war, so schien es wenigstens, der eines lebendig begrabenen Menschen, der voll Verzweiflung aus seinem Grab um Hilfe ruft. Drei, vier, fünfmal rasch nach einander wiederholte sich dieser grausige Schrei, und jedesmal schien er durch einen erhöhten Tumult, durch lauteres Kettengerassel, durch einen vermehrten Ausbruch des donnerähnlichen Gerolles erstickt zu werden. Es hatte in der That den Anschein, als wenn der Teufel hier die Dämonen der Hölle in einem gräßlichen Hexensabbath zusammenberief.

Es dauerte einige Minuten, ehe sich Valerien von der ersten Bewegung des Grauens zu erholen vermochte. Endlich aber alle seine Kraft und Bravour zusammennehmend, schüttelte er den Schauder, der ihn durchrieselte, ab, und beschloß ruhig und gefaßt, das Ende dieses seltsamen Abenteuers abzuwarten.

Zunächst überzeugte er sich, daß seine Pistolen geladen waren. Dann stand er ohne das mindeste Geräusch zu machen, auf, und ging mit einem gespensterhaften Schritt nach der nahen Thüre des Saals. Von hier aus warf er einen forschenden Blick in die Halle. Zuerst sah er nichts, aber das, was er hörte, zerriß ihm die Ohren und machte unwillkürlich von Neuem sein Herz in seiner Brust erbeben. Die große Treppe erschöpfte all ihre Echo's, um diesen gräßlichen Scandal zu wiederholen, und beim bleichen Glanz der Sterne, der sich durch die breiten Risse der Mauern drängte, sah der angsterfüllte Zuschauer dieser Gespensterscene einen feinen Staub emporwirbeln, der ohne Zweifel durch die Füße dieser höllischen Tänzer aufgerüttelt war.

Immer noch unbeweglich auf der Schwelle des Saales stehend, und immer mit stieren, durch die Furcht erweiterten Augen in die Dunkelheit hineinstarrend, unterschied Valerien endlich einen unförmlichen, verschwommenen Gegenstand, der hin und wieder an einer hohen, sehr kleinen Oeffnung oben an der Wand der Halle dort vorbeipassirte. Was dieser Gegenstand sein konnte, war ihm unerklärlich. Sein Grauen steigerte sich unendlich. Da boten sich seinem verwirrten Geiste zwei einander entgegengesetzte Entschlüsse, zwischen denen er zu wählen hatte. Der erste rieth ihm an, geräuschlos wieder in den Saal zurückzugehen und durch das niedrige Fenster, vor dem die Thränenweiden auf- und niederschwankten, so rasch als möglich zu entfliehen und das Weite zu suchen. Der zweite Entschluß war allerdings gefährlicher, aber er war zugleich auch würdiger; und diesen adoptirte er. Ein wirklich tapferer und muthiger Mann fürchtet vor sich selbst zu erröthen, selbst wenn seine Schwäche ohne fremde Zeugen bleibt.

Valerien prüfte also von Neuem, und diesmal mit der gespanntesten Aufmerksamkeit den matt beleuchteten Punkt an der Mauer, vor welchem der geheimnißvolle Gegenstand sich hin und her bewegte. Mochte nun zufälliger Weise in diesem Augenblicke das Mond- und Sternlicht, das sich durch diese Mauerspalte filtrirte, heller strahlen, oder mochte die Aufregung und Furcht dem Auge des jungen Mannes eine erhöhte Schärfe verleihen, genug, nach einigen Minuten lautloser Beobachtung erkannte er deutlich in seinem ganzen Umriß einen Arm in Hemdsärmeln, dessen Hand sich in unaufhörlichen Convulsionen abkasteiete.

Valerien war kaum zehn Schritte von dieser Hand entfernt. Unwillkürlich erhob er die Mündung einer seiner Pistolen nach jener Richtung, nahm kalt und entschlossen den Arm auf's Korn, und gab Feuer.

Ein durchdringender, mehr menschlicher als dämonischer Schmerzensschrei, antwortete auf diesen Schuß, der dröhnend und widerhallend von den Echo's des Schlosses wiederholt wurde und einen ganzen Schwarm von Eulen und Fledermäusen aus ihren Schlupfwinkeln trieb. Und unmittelbar auf diesen Schrei folgte ein entsetzliches, letztes Getöse. Eine ganze Lawine von Eisenstücken und Metallkugeln, von Becken und Pauken schien polternd auf die Steinplatten niederzustürzen.

Und dann trat eine Todesstille ein. Der Corridor, die Treppen, die Säle, die Hallen des Schlosses wurden schweigend wie das Grab, als wenn ein einziger Pistolenschuß genügt hätte, den ganzen Schwarm höllischer Geister zu vertreiben.

Wie man sich denken kann, hatte diese grausige und aufregende Expedition für den noch übrigen Theil der Nacht den Schlaf von Valerien's Augen verbannt. Keuchend und athemlos wanderte er in seinen Saal zurück, sank auf den Divan nieder, lud seine abgeschossene Pistole von Neuem, und wartete, ob sich der Höllentanz, dem er ein Ende gemacht, vielleicht noch widerholen würde. Aber die Nacht verfloß ohne weitere Ereignisse. Beim ersten Grauen des Morgens machte der junge Mann sich an eine Untersuchung der Localität, wo er siegreich den Kampf mit den Phantomen der Nacht bestanden hatte. Er fand die Halle an dem Punkt, wo sich das Loch in der Mauer befand, mit einem Haufen eisernen und kupfernen Gerümpels bedeckt. Dies war ohne Zweifel das Material gewesen, welches dem Geist dazu gedient hatte, den Höllenlärm hervorzubringen, und das nach dem Schrei polternd niedergestürzt war. Uebrigens bewies eine sehr breite Blutspur, die neben diesem Eisenwerk begann und über die ganze Länge der Halle nach einer offenen Außenthür führte, nur zu gut die materielle Natur dieses „Geistes."

Von Betrachtung zu Betrachtung gelangte Valerien vor diesen Zeugen seines nächtlichen Abenteuers bald zu einer genialen Hypothese, die sich ihm als eine Inspiration der Wahrheit aufdrängte.

Ohne sich länger in oder vor dem Schlosse aufzuhalten, eilte er nach Saint-Cery zurück, und war durchaus nicht überrascht, als er in der Wohnung des Barbiers erfuhr, daß derselbe mitten in der Nacht in aller Eile zum Meister Olivier gerufen und noch nicht wiedergekehrt sei. Er erkundigte sich nun nach der Wohnung dieses Meister Olivier und begab sich selbst dorthin.

Unangemeldet trat er in einen niedrigen, räucherigen Saal, wo sich der Barbier-Chirurchus und ein Mann in einem großen ledernen Lehnstuhl befanden. Dieser Mann war Meister Olivier.

„Ah, guten Morgen, meine Freunde," begann Valerien mit freundlichem Tone; „ich wollte mich bei Ihnen bedanken und Lebewohl sagen."

Dann zu einem Tone herzlicher Theilnahme übergehend, wandte er sich zu Meister Olivier, und sagte zu ihm: „Aber, mein Gott, was habt Ihr denn, Meister Olivier, mir scheint, Ihr seht sehr bleich aus. Ist Euch etwas Schlimmes begegnet?"

Der Verwundete stammelte ein par unzusammenhängende Worte, aber der Barbier kam ihm zu Hülfe.

„Ah, Monsieur," sagte er, „meinem Freunde ist ein bei den Jägern sehr gewöhnlicher Unfall begegnet. Er hat sich auf der Lerchenjagd verwundet, heute Morgen beim ersten Grauen des Tages; und da hat er mich holen lassen, um ihn zu verbinden. Es ist aber nur eine Kleinigkeit, die keine weiteren Folgen haben wird."

„Ah, ah, Ihr nennt das Geschäft eine Lerchenjagd?" fragte Valerien mit ironischem Lächeln. „Wohlan, Meister Olivier, ich gebe Euch den Rath, jagt nicht mehr so; und mein Rath ist gut. Spielt nicht mehr das Gespenst des Schlosses mit den drei Thürmen!"

Der Verwundete stieß einen schweren Seufzer aus, und seine linke Hand mit flehender Miene zu dem jungen Reisenden erhebend, sagte er:

„Um des Himmels willen, Monsieur, richten Sie mich nicht zu Grunde! Ich bin Familienvater!"

„Ah, diese Teufelskerle sind alle Familienväter, sobald sie bei einem schlechten Streich attrappirt werden," rief Valerien aus. „Aber sagt mir doch, warum amüsirt Ihr Euch denn wie ein Kind bei einem so gefährlichen Spiel?"

„Eine Kinderei?" sagte der Barbier lachend. „Ja, Sie sind in einem großen Irrthum, mein Herr Reisender, wenn Sie Meister Olivier so etwas zutrauen."

„So laßt hören, was es ist," erwiderte Valerien, „ich möchte wirklich die Rechtfertigung eines solchen Unsinns hören."

„Nun ja, da Sie einmal so weit in das Geheimniß eingedrungen sind, so sollen Sie es auch ganz hören," antwortete der Barbier. „Olivier hat mir eben, da er den Schuß auf eine Weise erklären mußte, sein Herz eröffnet; aber Sie müssen uns Ihr Ehrenwort geben, daß Sie, wenn auch nur bis zum nächsten Jahr, kein Wort davon verlauten lassen."

„Gern, ich gebe es Euch."

„Dann will ich Ihnen sagen," fuhr der Barbier fort, „daß Meister Olivier die Absicht hat, bei der nächsten Versteigerung, das Schloß zu den drei Thürmen mit dem dazu gehörigen Grundeigenthum käuflich an sich zu bringen. Es wird voraussichtlich für nichts, d. h. für einen Spottpreis weggegeben werden. Er hat eine Bauernstelle, die hinten an das Land des Schlosses stößt, und Sie begreifen daher wohl, daß da ein herrliches Geschäft für Meister Olivier zu machen ist. Er ist nur arm, und möchte gern sein Vermögen vermehren, ohne Jemanden persönlich Schaden zuzufügen. Da nun das Schloß mit den drei Thürmen keinen anderen Eigenthümer als die Gemeinde hat, so kann er seine Absicht dabei sehr gut ausführen. Begreifen Sie jetzt nicht Alles?"

„Ja," sagte Valerien, „ich begreife jetzt Alles. Das ist in der That wunderbar klug ausgedacht. Um so schlimmer für die Gemeinde und die Dummköpfe! Pflegt Euch, Meister Olivier! werdet Eigenthümer des Schlosses, und ich verspreche Euch zwei Dinge. Ich werde mein Wort redlich halten, und ich werde Euch einen Besuch in Eurem Schlosse abstatten, wenn Ihr erst Besitzer desselben seid, und nicht mehr das Gespenst davon spielt."

Und damit schüttelte Valerien dem Gespenste die Hand und verließ die Hütte, um seine Fußreise durch das Departement des Var fortzusetzen. Meister Olivier ist seit lange Besitzer des zerfallenen Burgschlosses geworden, und spielt nur noch mitunter das

Phantom in seinen jetzt modern eingerichteten Sälen, um allen Verdacht von seinem verwegenen Spiel abzuwenden. Das Dorf hält ihn für einen Freigeist; der Municipalrath von Saint-Cery aber hat ihm für den Muth und die Entschlossenheit, mit denen er dem Aberglauben der Gegend getrotzt hat, von der Regierung eine Ehren-Medaille ausgewirkt.

* Ueber Völlerei und Luxus unter den Elementarlehrern.

Arge Schäden der bürgerlichen Gesellschaft fressen so lange vernichtend fort, bis irgend ein Tapferer den Muth hat, das Ungeheuere auszusprechen.

So hat sich denn der preußische Abgeordnete von Vincke-Olbendorf wohlverdient um das Vaterland gemacht.

Er hat am 25. Januar bei hellem Tage das gelassene Wort groß ausgesprochen:

„Bei der Gehaltserhöhung der Elementarlehrer darf man auch nicht zu weit gehen; denn es ist durchaus nicht gut, wenn die Lehrer besser gestellt sind und in Folge dessen eine bessere Lebensweise zu führen im Stande sind, als die Bauern z. B., deren Kinder sie unterrichten."

Es war die höchste Zeit, daß es gesagt wurde!

Noch ein Jahr Vertuschung, und alle Elementarlehrer wären an der Fettsucht, am Delirium tremens, oder an Entnervung elendiglich zu Grunde gegangen!

Leider hat der Abgeordnete Vincke-Olbendorf nur zart angedeutet, was mit einem Schrei des Entsetzens gesagt werden mußte: Die Elementarlehrer leben nicht nur besser als die Bauern, deren Kinder sie unterrichten, sie vertheuern dem Lande sogar die nothwendigsten Delicatessen!

Wo bleibt der Caviar? In den Elementarschulen! Für wen werden die Austernbänke geplündert? Für den Elementarlehrer! Wo liegt der älteste und edelste Wein? In den unterirdischen Gewölben der Schulen!

Man sehe sich diese Leute einmal an. Es sind Lucullе in der Heuchlermaske des Proletariats! — Während sie mit Hängen und Würgen ihren Unterricht ertheilen, tragen sie einen schäbigen Rock, und obwohl derselbe die Fettflecken der letzten Schwelgerei nicht verleugnen kann, so soll er doch die Welt glauben machen, daß ihre Schneiderrechnungen nicht bis zu einer wahrhaft erschreckenden Höhe herangewachsen sind. Ja, vor der Welt frühstücken diese Schelme trockene Semmel, die allerdings auch ein Mittel gegen Katzenjammer sind, aber nach dem Souper benutzen sie Mahagoni-Zahnstocher, zünden sie den Dessert-Pudding mit brennenden Cassenscheinen an und rauchen sie Cigarren, von denen ein Kistchen im Stande wäre, den Nothstand in der ganzen Gegend zu vertreiben. Nicht wahr, Bauer, das fällt Dir das ganze Jahr nicht ein! So hast Du Dir es nicht gedacht! Und doch ist die Sache schlimmer, als Du sie Dir denken kannst.

Die Geschichte unseres Vaterlandes hat auf vielen blutigen Blättern die furchtbaren Beweise dafür, daß sich der Uebermuth des Besitzes endlich rächt. Nichts schützt uns davor, daß die Elementarlehrer einen neuen Bauernkrieg heraufbeschwören, einen Aufstand Aller, deren Kinder sie unterrichten.

Was geschehen muß, muß rasch geschehen! Man lasse kein Auge von den Elementarlehrern! Vor Allem: **Keine Gehaltserhöhung!**

* Das neue Opernhaus in New-York,

welches an der Ecke der 8. Avenue und 23. Straße von einem Cincinnatier Namens S. Pike erbaut und vorletzte Woche eröffnet wurde, verdient wohl eine Beschreibung. Es führen drei Eingänge zu ihm, einer in 8. Ave., einer in 23. und einer in 24. Str. Durch die mit mächtigen Portalen aus gußeisernen Säulen und einer Rundbogenwölbung von weißem Marmor geschmückten Eingänge in der 23. Straße und 8. Avenue gelangt man in zwei 22 Fuß breite und 68 Fuß lange Corridore, welche in ein prachtvolles Vestibül an der Frontseite des Opernhauses münden. Dieses ist 78 Fuß lang, 42 Fuß breit und 54 Fuß hoch, ebenso wie die Corridore glänzend erleuchtet und geziert durch zahlreiche Bronze-Statuen, darunter Nachbildungen der bekannten Rauch'schen Pferdegruppen vor dem königl. Schlosse zu Berlin. Der Fußboden ist mit blauen und weißen Marmorquadern bedeckt. Eine aus dunkelm Nußbaumholz gearbeitete, 12 Fuß breite Treppe mit bequemen Stufen führt zu einem Promenaden-Balkon, von dem man in das Vestibül hinabsehen kann. Von diesem Balkon aus gelangt man in den sogenannten „Dreß-Circle." (I. Rang-Logen.) Der Raum für das Orchester ist geräumiger als in irgend einem andern Theater; er mißt 42 Fuß in der Länge und 10 Fuß in der Breite. Die Bühne ist 85 Fuß tief, 80 Fuß breit und 50 Fuß hoch. Die Tiefe von dem Podium bis zum Boden des untersten Kellers beträgt 33 Fuß. Das ganze Gebäude wird durch eine vor dem Opernhause aufgestellte Dampfmaschine geheizt. — Sollte Feuer ausbrechen, so wird an dieser Dampfmaschine sofort ein Wasserschlauch angeschraubt, aus dem man nach der Stelle der Gefahr sogleich einen mächtigen Wasserstrahl senden kann. Das Gebäude kostet gegen eine Million Dollars.

In der „Königsb. Hartung'schen Ztg." vom 6. ist im Hauptblatte Seite 4 an der Spitze unter der Ueberschrift: „Schutz vor dem Typhus" wörtlich zu lesen: „Laut Verordnung der Königl. Regierung ist der auf's furchtbarste ansteckende Typhus immer mehr im Zunehmen begriffen" u. s. w." —

Weßhalb wird denn dies Blatt, welches der Regierung vorwirft, den Typhus verordnet zu haben, nicht confiscirt?

Feuilleton.

W. Zum Entsetzen der Frauen.

(Aus Paris.)

Verordnet hat die Kaiserin,
Daß lang genug sich hätte
Gespreizet ohne Grund und Sinn
Die Damentoilette.

Jetzt solle diese, wie's gebeut
Der Papst, zurückkehren
Zur alten, schönen Einfachheit,
Den Luxus zu zerstören.

Aufhören sollt' der Flitterkram,
So Mode wurde leider,
In erster Linie die infam
Weit ausgeschnitt'nen Kleider.

Und jede Frau und Jedermann
Soll jetzt die Kais'rin sehen,
Den Damen von Paris voran
Mit gutem Beispiel gehen.

Die edlen Damen von Paris,
Sie sind voll Herzeleide,
Sie klagen vom Decret, daß dies
Zerstöre jede Freude.

Sie sagen: das ist kein Gewinn
Und muß uns hart berühren,
Daß nun auch uns're Kaiserin
Den **Staat** will ruiniren!

W. Telegramm aus Abyssinien.

Die Engländer hängen Keinen, sie hätten ihn denn zuvor. Theodor.

* (In Mecklenburg-Strelitz), demjenigen deutschen Vaterland, in welchem der Haß gegen alles, was Preußen heißt, in üppigster Fülle wuchert, hat man jetzt sogar die an den Chausseen befindlichen Steine, auf welchen bisher wie überall die betreffenden Zahlen schwarz auf weißem Grunde angebracht waren, mit rothen Zahlen versehen.

„Wenn Menschen schweigen, werden Steine schreien!" Wenn es in Mecklenburg-Strelitz so weit ist, daß schon die Steine roth werden, so scheint uns diese Röthe den Morgen eines besseren Tages selbst für Mecklenburg-Strelitz zu verkünden.

* (Begriff der Arbeitstheilung.) „Hör' emol, Bruder Berliner, was ist denn so eegentlich Arbeitstheelung?" „Det will ich Dich janz jenau sagen, Bruder Sachse. Du bist doch keen Roocher niche?" — „Nee!" — „Na, jut. Wenn wir beede nu Arbeitstheelung machen wollen, so jehst Du uf Dein Theel in den Tabakladen und koofst den Tabak. Ick nehme es uf mir un rooche des Kraut. Des is Arbeitstheelung."

* Ein Schulinspektor sagte gelegentlich einer Schulprüfung zu einem armen Schullehrer: „Sie leben hier in einer sehr gesunden Luft." — „Das schon," erwiderte dieser, „schade nur, daß ich davon nicht leben kann."

* (Ein Hausknecht) quälte sich ab, ein Paar neue Stiefel an die Füße zu bringen. Endlich rief er, ganz kirschbraun im Gesicht: „Zum Teufel, ich glaube, ich komme in diese Rackers nicht eher hinein, bis ich ein paarmal drin gegangen bin."

* (Eine Familien-Nachricht) im Münchener Tageblatte lautete:

„Heute Morgen schied ins Land der Geister
An der Schwindsucht unheilbarem Weh,
Mein geliebter Mann, der Tischlermeister
Prößl, im ersten Jahre uns'rer Eh'.
Alle, die den Seel'gen eh'mals kannten,
Wissen wohl, wen ich an ihm verlor,
Still zu trauern, bitt ich die Verwandten;
Mein Geschäft betreib' ich wie zuvor."

* (Wohlgemeinte Beschimpfung.) — A.: „Der junge Akademier N. ist doch ein ausgezeichneter Zeichner!" — B.: „Warum beschimpfen Sie den jungen Mann?" — A.: „Ich — ihn beschimpfen?" — B.: „Nun ja, ausgezeichneter Zeichner! das klingt wie ausgesungener Sänger."

Die Gebote der französischen Presse.

1. Noch kaum geboren, mußt du schon
   Erlegen schwere Caution.
2. Stempelgebühren Tag für Tag
   Nimmt gleich der Fiscus in Beschlag.
3. Niemals besprich mit dreistem Muth,
   Was weislich die Regierung thut!
4. Die Kammern respectire sehr,
   Die Herrn Minister noch weit mehr!
5. Von einem Bürger überhaupt,
   Sprich nur, wenn er es dir erlaubt!
6. Den parallelen Kammerbericht,
   Auch andre, publicire nicht!
7. Denn, wenn du fehlst, so tritt in Kraft
   Geldstrafe und Gefängnißhaft.
8. Geldstrafen jedesmal bedroh'n
   Ein Drittel deiner Caution.
9. Der Wählerrechte obendrein
   Wirst du depossediret sein,
10. Der Richter suspendirt dich gar
    Vorläufig auf ein halbes Jahr.
11. Er unterdrückt dich, wenn er will,
    Und macht dich dann für immer still.
12. Und stimmst du diesen Regeln bei,
    So kannst du Alles drucken frei.

Auflösung des Räthsels in Nr. 7:

Staar.

Redaktion, Druck und Verlag von Ph. Rohr in Kaiserslautern.

Pfälzisches Sonntags-Blatt.

Belletristisches Beiblatt der „Pfälzischen Volkszeitung."

Nr. 9. Sonntag, den 1. März 1868.

Dr. Pfeffer's Leiden.

Pfeffer hatte seine Studienjahre in angestrengter Thätigkeit verlebt: er war der Arzneikunde mit vollster Liebe ergeben und soeben aus dem Staatsexamen glänzend hervorgegangen. Somit hätte er also glücklich und zufrieden sein sollen. Aber ein junger praktischer Arzt ist eines der unglücklichsten Wesen. Warum?

Die Menschen wollen nur von erprobten Aerzten geheilt oder auch nicht geheilt werden, und bedenken selten, daß zur Erprobung auch Gelegenheit gehört. Mancher junge Arzt ist am Krankenbette weit aufmerksamer, bedachter, sorgsamer, als ein alter, der hin und wieder einen schlaffen Schlendrian für Gewandtheit der Erfahrung, und ein rasches Urtheil für Scharfblick gelten läßt.

Da legt sich dann oft solch ein junger Arzt, wenn er sich an alten und neuen medicinischen Zeitschriften müde gelesen hat — wobei er ängstlich auf jedes Geräusch aufhorcht, ob nicht etwa ein Hülfesuchender sich an seine Thür verirrt — endlich, nach langem, vergeblichen Harren in's Fenster, und unglücklicher Weise rennt ein Arzt nach dem andern geschäftig an demselben vorbei, fährt ein Wagen nach dem andern, in welchem ehrwürdige Gebieter über Leben und Tod gravitätisch sitzen, eilig vorüber. — Der arme Mann am Fenster denkt in dem Momente nicht an die Stellung, als Leibärzte vornehmer Herren und Damen — er beneidet sie eigentlich nur um den kranken Tagelöhner, zu dem sie eben mißmuthig die vier Treppen hinaufklettern, und denkt: „Wie freudig würde ich zehnmal des Tages zu dem Manne hinaufspringen, wenn er mich zu seinem Arzt auserwählt hätte!"

So ging es unserm Pfeffer. Seit vier Wochen war er approbirt und vereidet, vier Wochen schon prangte an seiner Hausthür das weiße Porzellan-Schild, mit den großen, goldenen Worten: Dr. Pfeffer, praktischer Arzt, Operateur und Geburtshelfer, daneben der glänzend polirte Klingelzug — und noch immer hatte kein Mensch von diesen einladenden Worten Notiz genommen, noch war dieser Klingelzug von keiner ängstlichen Hand zur Nachtzeit ergriffen und hastig gezogen worden.

Die zehnte Abendstunde des neunundzwanzigsten Tages seiner ärztlichen Laufbahn, bei der er leider nichts zu laufen hatte, war vorüber, verdrießlich ging Pfeffer zu Bett und versuchte einzuschlafen. Es wollte ihm bei seiner aufgeregten Stimmung schwer gelingen. Endlich versank er in einen Halbschlummer — da — war's Wahrheit oder Täuschung? — Pfeffer dachte nicht so lange nach, als es Zeit braucht, diese Worte niederzuschreiben — er hatte klingeln gehört und war mit einem Sprunge aus dem Bett und an's Fenster. Aber er sah nichts und hörte nur aus der Ferne das höhnische Gelächter einiger Buben, die sich ein Späßchen daraus gemacht hatten, an der Klingel zu ziehen.

Das Fenster ward wieder zugeschlagen, wobei eine Scheibe zersprang, die Luft zog frei durch die Lücke ein. Pfeffer ging, wie ein Philosoph, mit gemessenen Schritten, zu Bette und stellte Betrachtungen an über getäuschte Hoffnungen.

Wieder begann Morpheus einige seiner Mohnkörner über ihn auszustreuen, da — zog es von Neuem an der Klingel. Dies Mal erhob sich der junge Doktor langsam, wie es der Würde eines Arztes geziemte. Werde ich abermals gefoppt? dachte er stirnrunzelnd. Doch er stand auf. — Da klingelte es schon wieder. — Halt ich will mich doch wenigstens nicht auslachen lassen! — Er drängte sich an den Fensterpfeiler und schaute von der Seite ohne von unten bemerkt werden zu können, durch die zerbrochene Scheibe. Da erblickte er einen Strohhut, der sich, vom Monde romantisch beleuchtet, vor der Hausthüre hin und her bewegte. Nun war das Fenster auch bald geöffnet. — „Verehrtester Herr Doktor!" — klang eine bittende Mädchenstimme von der Straße herauf — „nehmen Sie es nur nicht übel, daß ich Sie so spät incommodire!" — „Keineswegs, mein Fräulein! Soll ich mitkommen? Ich bin den Augenblick bei Ihnen!" — „Ach nein, verehrtester Herr Doktor, ich bin ja nur das Kammermädchen von der Frau Gräfin hier aus dem Hause; ich habe mit meinem Geliebten, dem Kammerhusaren des Grafen Olszewski eine kleine Promenade im Mondscheine gemacht und da haben wir uns etwas verspätet. Nun bin ich so frei gewesen, bei Ihnen zu klingeln, und wollte Sie bitten, es ja nicht übel zu nehmen und mir den Hausschlüssel herunterzuwerfen, und ich werde Ihnen denselben morgen in aller Frühe mit dem schönsten Danke wieder zustellen. Aber Sie sind doch nicht böse, verehrtester Herr Doktor?"

Der verehrteste Herr Doktor konnte vor Aerger kein Wort antworten, holte den Hausschlüssel herbei, warf ihn zum Fenster hinunter, daß er auf den Strohhut der nachtwandelnden Kammerzofe fiel, schlug das Fenster wieder klirrend zu und sprang in's Bett.

Jetzt schien es mit seinem Schlaf vorbei zu sein, er warf sich hin und her, dachte an alle seine lusti-

gen Bekannten, dachte an die längsten Krankengeschichten in den neuesten medicinischen Journalen, doch nichts wollte wirken, endlich las er sogar in einem Journal eine Abhandlung des langweiligsten fadesten aller Scribenten, doch auch diese fruchtete nichts. Nun löschte er das Licht wieder aus und legte sich resignirend auf sein Kopfkissen.

Da — o ihr neckischen Geister der Nacht! — klingelte es wieder, aber ganz leise, wie von einer schüchternen, furchtsamen Hand.

Giebt es noch mehr in Liebe und Mondschein schwärmende Kammerzofen hier im Hause? — war sein erster Gedanke. Sein zweiter: es läge doch wohl in der Möglichkeit, daß sich endlich das Geschick und ein Kranker seiner erbarmt hätten. — Bevor er Zeit gewonnen, einen dritten zu fassen, war er aus dem Bette und am Fenster.

„Was wünschen Sie?" — „Wohnt nicht hier ein Doktor?" — „Zu dienen!" — „Erbarmen Sie sich und kommen Sie mit mir! Meine Mutter liegt in den heftigsten Krämpfen!" —

Mitkommen — heftigste Krämpfe — diese Worte elektrisirten unsern Doktor. „Bald, bald!" rief er, und wäre in einer Minute angekleidet gewesen, wenn das Sprichwort: „Eile mit Weile" nicht gar zu wahr und nicht die Hastigkeit die Mutter der Verwirrung wäre. So kam es, daß er erst den einen Stiefel, dann die Weste verkehrt anzog, und außerdem noch einige Kleinigkeiten an die unrechte Stelle brachte und endlich, als er nach dem Hute griff, in der Hast einen Todenschädel erfaßte, der ihn im fahlen Mondenlicht grinsend anstarrte. Aergerlich schleuderte er das Knochenhaupt von sich und lief ohne Bedeckung davon. Die Treppe flog er hinab, schon stand er an der Hausthüre, schon hatte er die Klinke ergriffen und drückte, da fiel ihm erst ein, daß die Thüre verschlossen und sein Schlüssel in den Händen der in Liebe und Mondschein schwärmenden Kammerzofe sei.

Jetzt war es mit seiner Geduld Matthäi am letzten! O Schicksal! O Glücks- und Unglücksnacht! — rief er und er hätte heulen mögen vor Wuth. Wie Simson an den Pfosten des Philistergebäudes rüttelte er an dem Schlosse der Thür, doch das eiserne Schloß knarrte nur und rührte sich nicht.

„Kommen Sie bald, Herr Doktor? Haben Sie Erbarmen, eilen Sie!" jammerte draußen eine zarte Stimme, daß dem Doktor das Herz aufging in Mitgefühl, und immer knarrte und rasselte die Thüre und wollte nicht aufgehen. Nach langen vergeblichen Versuchen sah er endlich ein, daß man nicht mit dem Kopf durch die Thür rennen kann, und entschloß sich, da ihm nichts Anderes übrig blieb, das Schlafgemach des von Liebe und Mondschein träumenden Kammermädchens aufzusuchen um seinen Hausschlüssel wiederzufordern.

Das Haus, in welchem er wohnte, hatte drei Stockwerke, die sämmtlich bewohnt waren; in jedem Stockwerke befand sich eine Reihe von Thüren, von diesen sollte er nun die einzelne herausfinden, hinter welcher die verwünschte Kammerzofe schlief, die er als eine böse Fee, als die Quelle all' seines Unheils betrachtete. Er stieg die Treppe hinauf; ging an der Wand herum, wie betäubt vor Aerger, und fing nun an der ersten Thür, auf die er stieß, erst leise, dann immer nachdrücklicher zu pochen an. Niemand ließ sich vernehmen. Er legte sein Ohr an's Schlüsselloch, Alles war still darin. — Endlich legte er die Hand auf die Klinke, sie gab nach, die Thür sprang auf, er blickte in's Zimmer, da grinste ihm vom Fußboden, vom fahlen Mondschein beleuchtet, ein Todtenkopf entgegen! Alle — —! Nein, das ist zu toll! Er hatte in der Verwirrung fünf Minuten lang an seine eigene Stubenthüre gepocht! Er ließ die Thür offen und tappte weiter. Endlich gelangte er an eine Thür, durch die ein vernehmbares Husten drang. Krankhafte Zustände haben für jeden Arzt eine besondere Anziehungskraft. So klopfte denn Pfeffer leise an die Thür. Ein Mops fing an zu bellen, ein Paar aus dem Schlummer aufgeschreckte Katzen zu miauen und ein gewaltiges Husten tönte grell dazwischen.

„Wer klopft?" rief eine weibliche Stimme.

Der Doktor stotterte in der größten Angst und Verlegenheit: „Schläft vielleicht in diesem Zimmer das Kammermädchen der Frau Gräfin?"

Von neuem donnerte ein gewaltiges Husten durch das Zimmer und dazwischen ertönten die Worte: „Welche Unverschämtheit! Um diese Zeit nach der Dirne zu fragen! Ich werde sogleich meinen Kutscher wecken, damit er Ihm den Weg weise."

Vergebens versuchte der Doktor dieses traurige Mißverständniß aufzuklären; er konnte den reißenden Strom der gräflichen Rede nicht hemmen.

Da klapperten ein Paar Pantoffeln in der Nähe, und von der oberen Treppe herunter stieg die von Liebe und Mondschein angehauchte Kammerzofe. — Sie hatte den Lärm gehört und geglaubt, die gnädige Frau rufe nach ihr.

„Ein Dieb! ein Dieb!" schrie das Mädchen, als sie den Doktor an der Thür ihrer Herrin erblickte, und wollte fliehen. Der Doktor eilte ihr nach, aber das Mädchen schrie Zeder Mordio. Da ertönte vom Hofe empor eine derbe Baßstimme: „Was geht denn dort oben vor? — was ist das für ein Spektakel?"

„Johann, komm herauf!" schrie die Gnädige aus der Stube. — „Er packt mich!" jammerte das Kammermädchen. — Der Doktor rang mit Angst und Wuth. „So hören Sie mich doch an!" rief er zähneknirschend; doch das Mädchen schrie nur und wollte nicht hören.

Jetzt ertönten feste Männertritte auf der Treppe und um nicht schließlich noch unter die Fäuste eines Kutschers zu gerathen, ließ er die Zofe los und eilte nach seinem Zimmer.

Der Kutscher kam herauf. „Was ist denn hier

los?" „Ach!" schrie das Kammermädchen, „er hat mich gepackt!" — „Er wollte ja aber zu Dir, freche Dirne!" schrie die Gnädige hinaus.

„Aber wer denn?" fragte der Kutscher, „es ist ja Niemand hier."

„Wie? Er ist fort? — Mein Gott, am Ende war's ein Geist! — Ach, der Geist des seligen Tapeziersgesellen, der aus Gram gestorben sein soll, weil ich ihm einen Korb gab. Ach, nun verfolgt er mich."

Jetzt trat der Doktor mit Licht aus seiner Thüre. Da er wohl einsah, daß es bei der tragikomischen Wendung der Dinge das Beste wäre, den Schein anzunehmen, als wüßte er nichts von dem Vorgange, so stellte er sich selbst verwundert, forderte aber sogleich den Schlüssel von dem Gespenster sehenden Kammermädchen, indem er den Zufall pries, der sie ihm entgegenführte, da er zu einer Kranken aus dem Hause müßte.

„Den Schlüssel," sagte das Mädchen, „habe ich Ihnen, Herr Doktor, mit Dank, auf Ihre Thürschwelle gelegt, weil ich mir wohl dachte, daß Sie ihn in der Nacht noch brauchen könnten."

Der Doktor griff nach der Schwelle hob von da den Hausschlüssel ohne Dank auf, biß die Zähne zusammen, warf einen seltsamen Blick auf die Zofe und flog die Treppe hinunter.

Hastig schloß und riß er die Hausthür auf; — es stand Niemand mehr da. Er blickte um sich und sah eben einen in seiner Nähe wohnenden Collegen mit einem Mädchen rasch vorübereilen und hörte dabei noch die Worte des Mädchens: „Ich habe mich da drüben an der Thüre des Doktors, der mich hartherzig warten ließ und endlich gar nicht kam, so lange aufgehalten — was wird meine arme Mutter machen?"

Sehr, sehr langsam stieg der Doktor die Treppe hinauf und Wochen vergingen, ehe er den Gruß der Zofe erwiederte, die niemals ahnte, wie schweres Leid sie ihm angethan! — J.

Ein Maskenball-Abenteuer.

Madame X., eine muntere junge Pariserin, hatte das Gelüste, einmal einen Maskenball mitzumachen, nicht an der Seite ihres Gemahls und aus dem Hintergrunde ihrer Loge zusehend, sondern sich hineinzustürzen in dessen tollste Tänze und eine jener Loretten kennen zu lernen, deren Rivalität, wie sie so oft gehört, ehrsamen Frauen so gefährlich sein soll. Madame X. legte sich daher mit einem leichten Fieber und heftiger Migraine zu Bett, und sobald ihr Gemahl sie verlassen, sprang sie auf und eilte mit ihrem Cousin, den sie überredet sie zu begleiten, auf den Maskenball. Nachdem sie sich an den abenteuerlichen Tänzen sattgesehen, lud ihr Cousin, Herr von C*, auf ihre Aufforderung eine der leichten Schönheiten, von denen es da wimmelte, zum Souper.

„Unmöglich," erwiderte die Lorette, „mein Beschützer ist da."

Aber Madame X. vereinigte ihre Bitten mit denen ihres Cousins, und die Schöne konnte endlich den vereinten Bitten, vielleicht noch mehr der verlockenden Aussicht auf ein köstliches Souper, nicht widerstehen. Das Trio begab sich in ein Cabinet de „Frères Provencaux." Schon begann die Lorette ihrer Lustigkeit freien Lauf zu lassen und durch ihre ungezwungenen Witze die arme Madame X. zum Erröthen zu bringen, als plötzlich eine wohlbekannte Stimme hinter der Thüre des Cabinets erscholl und bebend vor Wuth verlangte, es solle sofort geöffnet werden.

„Ich bin verloren, das ist mein Gemahl!" rief Madame X. aus und nahm die Maske vor.

„Ihr Gemahl! das wird lustig! ha! ha! ha!" platzte die Lorette lachend aus, sprang auf und öffnete trotz allen Protestirens der Madame X. die Thüre des Cabinetts.

Herr X. betrat zornbleich die Schwelle, Madame X. verbarg sich das Gesicht in den Händen, als wäre dies nicht hinlänglich unter der Maske versteckt, und wünschte sich wenigstens hundert Klafter unter die Erde. Aber wie erstaunte sie, als der Sturm sie unberührt ließ und sich ganz über dem Haupte der muthwilligen Schönen entlud, die trotz dessen ohne Aufhören lachte. Nachdem Herr X. sattsam gewüthet, blieb er plötzlich ganz bestürzt still, da er sah, wie wenig sein Wort fruchtete.

„Nun?" fragte die Lorette, „schon zu Ende?"

Durch solche Kaltblütigkeit entwaffnet, wußte Herr X. kein Wort weiter zu sagen.

Die ausgelassene Schöne nahm ihn lachend am Arme und sagte:

„Nun da Sie zu Ende sind, so führen Sie mich jetzt nach Hause."

Herr X. willigte ein, neigte sich aber vor dem Weggehen zu Herrn von C* und flüsterte ihm leise in's Ohr:

„Vor Allem kein Wort davon meiner Frau!"

Ein kleines Mißverständniß.

Frau Klug befindet sich mit ihrer Tochter und deren Courmacher in einem Wirthschaftsgarten. Die jungen Leute unterhalten sich, trotzdem der junge Mann nur sehr mangelhaft deutsch spricht, ganz vortrefflich. Mama ist stumme glückliche Zeugin der zärtlichen Scene. Jedoch während sie eben den zierlich geschnittenen Schweizerkäse auf ein Butterbrod legen will, kann sie sich nicht enthalten, einen zärtlichen Blickwechsel der jungen Leute mit den Worten zu kreuzen: „Nun fehlt nichts mehr als ein Ehering." Mit einem Male war der junge Mann von Elisens Seite verschwunden — und nach einigen Minuten war er wieder da und überreichte der Frau ein Papier mit den Worten: „Sie haben gewunschen einen 'Ering, le voila!" — In dem Papier war ein — Häring.

Feuilleton.

W. Bismarcks Lied.

Bekränzt mit Urlaub ist der liebe Becher,
Ich trink ihn fröhlich leer,
In dieser Welt giebt's solche Sylbenstecher
Wie Euch, Ihr Herr'n nicht mehr.

In Falten legte ich die Stirne düster,
Ihr wißt es ja wohl noch,
Da krocht Ihr, wie vor Simson die Philister
Rasch in ein Mauseloch.

Und als ich sprach, daß ich nicht bleiben wolle,
Da kamt Ihr gleich zu mir,
Ihr zeigtet Euch mir in der Büßerrolle,
Und ich zeigt' Euch die Thür.

Nun müht Ihr Euch — ganz obenan der Vincke —
Mich zu versöhnen gar.
Da lob' ich mir die alte, böse Linke,
Ich wußt', woran ich war.

Nun möchte ich ein ruhig Stündchen schlafen
Auf Stollberg's Rittersitz,
Denn müd' bin ich zu herrschen über Sclaven,
Grad' wie der alte Fritz.

---

* Ein berühmter Reisender, der einen Sturm auf dem Canal zwischen Calais und Dover beschreibt, sagt u. A.: „Als der Sturm den höchsten Grad erreicht hatte, legte sich das Schiff mit einem Male auf die Seite und der Capitän und noch ein Branntweinfaß rollten über Bord."

* (Einfaches Mittel Löwen zu fangen.) Man nimmt die Wüste Sahara und schüttelt sie durch ein Sieb, dann fällt der Sand durch und die Löwen bleiben darin.

* (Ostpreußen.) Für die Nothleidenden sind aus der Champagne von dem Hause Koch fils in Avize 1000 Flaschen Champagner eingegangen.

Möge es nur bald unmöglich sein, daß das Ausland glauben darf, eine Preußische Provinz habe Veranlassung sich mit Weinen zu beschäftigen.

* (Wieder zu vermiethen) vorläufig bis zum 31. Dezember 1872 freundliche Wohnungen mit allen Bequemlichkeiten (Cyancali-Leitung, geräumige Pistolen, trockene Stricke zum Aufhängen 2c.) Näheres in dem Gesetzentwurf, betreffend die öffentlichen Spielbanken in Wiesbaden, Ems und Homburg.

Mehrere Croupiers.

* (Liebchen, was willst du noch mehr?) Ein deutscher Professor hat eine neue Erfindung gemacht, welche in der Liebe, und Allem, was daran und darum hängt, eine große Revolution hervorbringen muß. Er hat eine Vorrichtung erfunden, welche die Schläge des Herzens nicht allein registrirt, sondern sogar photographisch darstellt, ähnlich wie der Stand des Barometers oder Thermometers lichtbildlich dargestellt wird. Hier bietet sich der Photographie ein neues ausgedehntes Feld dar. Entfernte Liebende werden nicht mehr nöthig haben, ihre Bilder auszutauschen, oder sich bogenlange rührende Episteln zu schreiben, die einfache Zusendung des pothographischen Herzschlages genügt. Nun, wenn das nicht gut für die — ist, dann weiß ich nicht, was besser ist.

* **Telegraphische Depeschen.**

Paris. Die Königin von Spanien hat durch ihren Botschafter am Hofe dem Papste mittheilen lassen, daß sie zu jeder Zeit bereit sei, dem heiligen Vater unter die Arme zu greifen. Pius IX. hat diese Offerte als eine unanständige zurückgewiesen.

Berlin. Graf Bismarck erklärte heute bei einem ihm zu Ehren veranstalteten Bankett, er werde nicht ruhen, noch rasten, bis Frau Germania unter die Haube gekommen sei, nämlich unter die Pickelhaube.

London. Hier kam gestern eine Frau mit fünf Kindern nieder. Daß die Fenier dabei ihre Hand im Spiele hatten, ist klar. Die Detectiv-Polizei ist den Thätern auf der Spur.

Paris. Gestern Abend hatte ein hiesiger Journalist einen Gedanken, und auch die Courage, ihn auszusprechen. Der Mann wurde sofort nach Cayenne gebracht. —

* Der Diener eines Herrn in Raguhn kam nach Dessau, um für diesen eine Kiste Cigarren zu kaufen. Auf die Frage, ob er schwere oder leichte wünschte, entgegnete er: „Geben Sie mir nur leichte, denn ich habe sie ein paar Meilen weit zu tragen."

* Ein Landmädchen sagte, während sie ihren Heimathsitz beschrieb: „Wir ziehen unsere eigenen Früchte und Gemüse, machen unser eigenes Schweinefleisch und legen unsere eigenen Eier." Das Mädchen wäre eine tüchtige Hausfrau für einen armen Mann.

* (Einen komischen Druckfehler) brachte dieser Tage ein Journal, obgleich die Buchstaben alle richtig waren. Es hieß da: „Spargel der Verwendung." Dies machte jedenfalls stutzig, bis man aus dem Folgenden ersah, daß es „Spargelder-Verwendung" heißen sollte.

* Ein Hagestolz gab den Grund, weßhalb er nicht heirathe, dahin an: Das Heirathen ist allgemein, in der Ehe zankt man sich ungemein, wird sogar handgemein, die Getrauten haben Alles gemein. In der Ehe kommen also eine Menge Gemeinheiten vor, und diese hasse ich.

---

* **Räthsel.**

Du kannst um eine Kleinigkeit mich kriegen,
Doch hast Du mich, so quäl ich Dich oft sehr,
Verlierst Du mich, so hast Du Mißvergnügen,
Gewinnst Du mich, so hast Du mich nicht mehr.

Redaktion, Druck und Verlag von Ph. Rohr in Kaiserslautern.

Pfälzisches Sonntags-Blatt.

Belletristisches Beiblatt der „Pfälzischen Volkszeitung."

Nr. 10. Sonntag, den 8. März 1868.

* Das Vergrößerungsglas im Haushalte.

Von Dr. Leopold Dippel.

Wie groß die Fortschritte sind, die durch den Gebrauch des Mikroskopes in der Kenntniß von dem feineren Baue des Thier- und Pflanzenkörpers, in der Kenntniß und der Beseitigung vieler und darunter gefährlicher Krankheitserscheinungen des menschlichen Organismus erzielt wurden, weiß jeder, der nur einmal Näheres über das Instrument gelesen oder gehört hat. Die Wichtigkeit, welche dasselbe aber für den Haushalt hat, beginnt erst in neuerer Zeit, wo man anfängt, billige und für solche Zwecke ausreichend zusammengesetzte Vergrößerungsgläser (Mikroskope) herzustellen. Namentlich kömmt dessen Gebrauch bei der Prüfung von Nahrungsmitteln und anderen Lebensbedürfnissen unseren Hausfrauen zu Gute. — Es wäre daher gerechtfertigt und zu wünschen, daß dieses Instrument, welches außerdem eine reiche Quelle nützlicher und erfreuender Belehrungen wird, wenn auch nicht in jeder einzelnen Familie, doch wenigstens in jedem Dorfe sei es in der Hand des Lehrers, Pfarrers, Arztes oder Apothekers, also in den Händen Derjenigen, bei welchen sich der Bürger und Landmann gewöhnlich Raths erholt, zu finden sein möchte. Diesen Eingang in das bürgerliche Leben dem Vergrößerungsglase, das der Schreiber dieses seit langen Jahren nicht nur zu ernsten wissenschaftlichen Forschungen gebraucht, sondern auch häufig genug im Interesse eignen und fremden Haushaltes zu Rathe zu ziehen, Veranlassung gehabt hat, zu vermitteln, sollen diese Zeilen dienen.

Beispiele belehren! Dieses uralte Sprüchwort wird sich auch in dieser Beziehung und für unsern Zweck bewähren! daher möge mir der freundliche Leser wenige Augenblicke seine Aufmerksamkeit schenken und geduldig einigen Darstellungen häuslicher Mikroskopie folgen, welche ich ihm gerne mittelst bildlichen Darstellungen näher gebracht hätte, wenn es der Raum gestattete.

Da ist es zunächst der liebliche braune Trank, der Kaffee, der obgleich in fremden Himmelsstrichen gezogen, so zu sagen das Nationalgetränk der Deutschen geworden, wie es der Thee das der Russen, die Chocolade, das der Spanier ist. Wohl die meisten unserer Leserinnen und auch manche unserer Leser schlürfen mit Behagen ein Täßchen oder mehrere des duftigen, belebenden Getränkes. Für gar manchen Armen ist er neben Kartoffeln und Brod der Hauptbestandtheil seiner täglichen Nahrung. Und doch wie häufig und unverantwortlich wird gerade dieses Genuß- und Nahrungsmittel durch Verfälschungen verdorben und verkümmert. Nicht allein, daß die Bohnen geringerer Sorten durch Färbmittel jenen bessern und theueren Sorten, denen sie an Gestalt nahe kommen untergeschoben werden, man mischt dem Kaffee auch eine Menge in ihrer Wirkung auf die Verdauungswerkzeuge schädliche oder doch für die Zwecke, welchen der braune Absud dienen soll, untaugliche Stoffe bei. Das Letztere kann allerdings nur da geschehen, wo der Kaffee in gebranntem und gemahlenem Zustande verkauft wird, eine Sitte, die namentlich in größeren Städten und bei Arbeiterfamilien auch an kleineren Orten in neuerer Zeit eine ziemlich weite Verbreitung gefunden hat und der von Seiten der Verkäufer vielfach das Wort geredet worden ist und wird. Da sind es die Würzeln von Cichorie und Möhren, die Samen der Erbsen, Bohnen u. s. w., ja sogar harte Samenschalen, welche geröstet, gemahlen und dann oft neben dunkel gefärbten Erdarten in gar nicht kleinen Quantitäten dem Kaffeemehle beigemengt werden. Zunächst liegt darin ein Betrug, der namentlich dem Beutel, ebenso aber (wegen Mangels der Eigenschaften eines unverfälschten Kaffees) dem ganzen Ernährungsproceß der armen Volksclasse zum Schaden gereicht, weil eben geringere Kaffeearten der genannten Verbesserung am Meisten ausgesetzt sind. Dann aber liegt in diesem Mischungsgeschäfte auch ein Verbrechen gegen die Gesundheit, indem manche dieser Beimengungen, wie die Cichorie, bei länger fortgesetztem Genusse allerlei — gar nicht selten anzutreffende Krankheitserscheinungen, wie Magenweh, Sodbrennen, Verstopfung mit zeitweisem Durchfall, Gliederschwäche u. s. w. hervorrufen wird, dies um so mehr, da man glaubt, dem so verfälschten Kaffee auch noch die erforderliche Quantität Cichorie (Kaffeesurrogat) zusetzen zu müssen.

Man hat verschiedene Mittel vorgeschlagen, um die fremden Beimengungen des Kaffeepulvers zu entdecken. Einzelne können auch dadurch leicht aufgefunden werden; aber den sichersten Aufschluß gewährt das Vergrößerungsglas. Eine geringe Menge des Pulvers oder des Satzes genügt zur Untersuchung. Mineralische Beimengungen, wie Kölnische Erde und dergl. erkennt man sofort. Aber auch die pflanzlichen Verfälschungen lassen sich leicht erkennen, wenn der Untersuchende sich vorher mit dem Aussehen der zerkleinerten Kaffeemasse vertraut gemacht hat.

Die Elementarbestandtheile des Pflanzengewebes, welche man Zellen nennt, haben nämlich für die verschiedenen Samen, Würzeln, Stengel u. s. w.

ihre eigenen Formen, ihren eigenartigen Inhalt u. s. w. So lassen sich denn die Stückchen des Gewebes der Kaffeebohnen, welche durch das Zermalmen hervorgebracht werden, leicht und sicher von dem aus Wurzeln, andern Samen u. s. w. unterscheiden. Ebenso kann man bestimmen, welchen Pflanzen das beigemengte Mehl angehört.

Nicht weniger, als der Kaffee ist ein noch wichtigeres Nahrungsmittel, das Mehl, der Verfälschung unterworfen. Diese kann zweierlei Art sein. Entweder wird nämlich dem unter dem Namen einer feineren Sorte verkauften Mehle eine gröbere Sorte, oder dem Mehle einer Getreideart das von andern Pflanzen beigemengt. Letzteres kömmt namentlich bei dem Brodmehle vor und häufig genug läßt schon der Geschmack Unrath merken.

Da die Feinheit der Mehlsorte für dieselbe Getreideart auf der Grenze beruht, bis zu welcher die holzigen Zellhäute zermalmt und von dem Inhalte der Zellen, welcher aus Stärkemehl besteht, getrennt sind, so läßt sich die erstgenannte Fälschung aus dem Verhältnisse bestimmen, in welchem die Zellenüberreste sich gegen die reine Stärke vorfinden. Die Ermittlung der Beimengung fremder Mehlsorten beruht dagegen auf der Verschiedenartigkeit in der Form der Stärkemehlkörnchen, welche für bestimmte Pflanzen eine ganz bestimmte ist. So läßt sich leicht das Mehl von Weizen, Roggen, Hafer, Linsen, Erbsen, Kartoffeln u. s. w. unterscheiden, wenn man sich vorerst mit der Gestalt der Stärkekörnchen dieser Gewächse bekannt gemacht hat. Neben den absichtlich hineingebrachten enthält das Mehl aber auch noch andere Dinge, die ihm entweder in Folge von Krankheiten der betreffenden Pflanzen (Rost, Brand u. s w.) oder den als Unkraut beigemengten Gewächsen oder vielmehr deren Samen, oder von schlechter Aufbewahrung (Dämpfigwerden und dem Auftreten von Mehlmilben u. s. w.) herrühren. Diese Beimengungen, welche nicht selten gesundheitswidrig sind, können der mikroskopischen Durchsuchung ebenfalls nicht entgehen und verrathen sich dem einigermaßen Eingeübten sofort.

Der Sago, eine jetzt häufig gebrauchte und beliebte Suppenzuthat, ist nichts anderes als in die bekannte Form gebrachtes Stärkemehl. Die feineren Sorten werden aus dem Marke von tropischen Palmen und Sagobäumen, die gröberen aus Kartoffelstärke bereitet. Werden Letztere den Ersteren untergeschoben, so ist das Vergrößerungsglas das beste und einzige Mittel, um den Betrug zu entdecken, indem jene Stärkekörner an Größe und Form ganz wesentlich von denen der Kartoffel verschieden sind.

Noch manche unserer Nahrungs- und Genußmittel, die sich uns nur selten in völliger Reinheit präsentiren — ich nenne nur Thee, Chocolade, gestampften Zucker, Schnupftabak, die verschiedenen, sogenannten Kraftmehle — ließen sich hier in gleicher Weise anreihen. Ich will es indessen hier an den wenigen Beispielen genügen lassen und nun zu den Geweben übergehen.

Leinen-, Wollen- und Seidenstoffe bilden für solche Fabrikanten, die sich neben dem ihnen gebührenden noch einen Extragewinn sichern wollen, ein weites Feld für ihre Kunstproductionen. — Will man bei dem Ankauf derartiger Dinge dem Betruge entgehen, der oft in der feinsten, kaum merkbaren, Weise ausgeführt wird, so hilft nichts besser, als eine sorgfältige mikroskopische Prüfung, wobei man die einzelnen Fäden in ihre einzelne Fasern zerzupfen muß.

Reines Leinen macht sich dadurch kenntlich, daß die einzelnen Fasern, welche dem Baste des Hanfes oder Leines (Flachses) entstammen rein walzenförmig sind, an bestimmten Stellen knötige Anschwellungen und einen verhältnißmäßig engen Hohlraum besitzen; Hanf und Leinen unterscheiden sich dabei wieder von einander dadurch, daß bei den Fasern des Ersteren das Innere dicker, ihr ganzer Durchmesser größer, die Wand gröber geschichtet ist, und demzufolge bei der natürlichen oder künstlich hervorgerufenen Zerklüftung in gröbere scheinbare Fäserchen zerfällt. — Die Baumwollenfaser (Haar des Samenschopfes, also kein Bast) bildet ein flaches, mehrfach schraubig gedrehtes Band, das sich mit den genannten Fasern gar nicht verwechseln läßt und sofort erkannt wird.

Wolle läßt sich ebenso leicht von Leinen und Baumwolle, als von Seide unterscheiden. Dieselbe bildet walzenförmige Fäden, welche mit Schüppchen bedeckt erscheinen, die namentlich dann sehr deutlich hervortreten, wenn man etwas Schwefelsäure (Vitriolöl) einwirken läßt. Da die Feinheit der Wollsorten durch die Feinheit und Gleichmäßigkeit der einzelnen Haare bedingt wird, so bietet das Vergrößerungsglas auch ein Mittel um feinere, in dieser Beziehung obwaltende Unterschiede zu prüfen.

Die Seide ist weder eine Faser, noch ein Haar, sondern aus einer erhärteten homogenen, von der Seidenraupe ausgeschiedenen Masse entstandene Fäden, bildet gleichartige, einfache, glatte, etwas glänzende Cylinder, die sich außerdem durch ihre Auflöslichkeit in starker Schwefelsäure oder Aetzkalilauge von den genannten Fasern unterscheiden. Die Seidensorten, welche man als Floretseide und feine Seide benennt, unterscheiden sich dadurch voneinander, daß die Erstere aus dünneren, ungleichmäßigen, die Letztere aus stärkeren gleichmäßig dicken Fäden besteht.

Haben wir so gesehen, wie uns das Vergrößerungsglas vor äußerlichen, unsern Geldbeutel treffenden Schaden bewahren kann, so wollen wir zu guterletzt noch mit ein paar Worten der Rolle gedenken, die es als Gesundheits- und Lebenserhalter zu spielen berufen ist. Schon beginnt dasselbe bei der furchtbarsten, aller uns heimsuchenden Krankheiten, der Cholera, eine nicht unbedeutende Rolle zu spielen, indem es die Möglichkeit gewährt, die Trinkwässer auf solche Beimengungen an mikroskopischen Pflänzchen und Pflanzenkeimen zu untersuchen, welche

durch ihre Entwicklung in den Eingeweiden möglicherweise Erzeuger dieser Epidemie werden. — Doch noch stehen wir im Anfange der Arbeit. Weit nachdrücklicher aber schützt uns dessen sorgfältiger Gebrauch vor den Eingeweidethieren, welche als Trichinen bekannt sind und in den letzten Jahren die einzelne Orte furchtbar dezimirende Trichinenkrankheit hervorriefen. Will man sich nicht des Genusses von rohem Schinken und manchen Wurstsorten entschlagen, so ist es gerathen, auch in unsern Gegenden, in denen allerdings derartige Krankheitsfälle noch nicht vorgekommen, die aber doch nicht dagegen ein- für allemal gesichert sind, das Fleisch der frisch geschlachteten Schweine oder gekauften Schinken u. s. w. auf das Sorgfältigste zu prüfen oder prüfen zu lassen. Schützt auch eine solche Prüfung nicht absolut in allen Fällen, so darf man doch versichert sein, daß dies in bei weit am meisten der Fall ist. Jedenfalls wird einem nach derselben der Genuß nicht durch allerlei Nebengedanken und Befürchtungen gestört. —

* Carl Schurz.

In ihrem Bulletin vom 29. Februar bespricht die „Patrie“ den zwischen Preußen und den Vereinigten Staaten von Nordamerika abgeschlossenen Vertrag bezüglich der Naturalisationsrechte der Bürger beider Staaten und findet es bezeichnend, daß General Schurz gerade ausgewählt worden sei, als Agent in der Angelegenheit zu fungiren, was die „Patrie“ nämlich mit Bestimmtheit ausspricht. Nachdem das genannte Blatt einen kurzen Ueberblick über die Antecedentien des Generals gegeben, sagt es: „Ehemaliger Flüchtling, der zuerst amnestirt, sodann vom Grafen v. Bismarck mit offenen Armen empfangen worden, hat er schließlich den Vertrag mit dem Minister abgeschlossen, von welchem uns die letzte Depesche meldet. So viel steht fest, daß der preußische Minister sich ebenso der Nothwendigkeit zu bequemen, wie geschickt und energisch zu handeln versteht.“ —

Da über den General Schurz verschiedene irrige Meinungen existiren, so sehen wir uns veranlaßt zur Steuer der Wahrheit eine kurze Notiz über den bedeutenden Mann zu geben.

Carl Schurz war 1848 Student in seiner Vaterstadt Bonn, wohnte als Delegirter dem Studentencongreß auf der Wartburg bei. Innig befreundet mit Kinkel, schloß er sich in unserer Pfalz der Bewegung von 49 an, Kinkel war einfacher Wehrmann, da er früher nicht gedient, Schurz jedoch war vorher Einjähriger gewesen und wurde deßhalb in Karlsruhe Adjutant Mieroslawski's, später bei Siegel und hatte mehrfach Gelegenheit Pulver zu riechen. Er ging mit den Resten des Volksheeres in die Schweiz und kam unter dem Namen Carl Jüssen im Frühjahre 1850 heimlich nach Deutschland zurück, um allerlei statistisch militärische Erhebungen zu machen. In Bonn von der Polizei aufgespürt, mußte er flüchten und kam nach Brüssel und ging später durch Holland wieder nach Deutschland und befreite Kinkel. Seine Wirksamkeit in Amerika ist bekannt, besonders seit dem Kriege, und sichert ihm einen ehrenvollen Namen in der Geschichte. Carl Schurz ist ein höchst unterrichteter, fein gebildeter Mann, von den angenehmsten Umgangsformen, er spricht und erzählt ausgezeichnet, Alles an ihm ist Geist und Leben und bleibt derselbe unter allen Verhältnissen den Freiheitsbestrebungen seiner Jugend getreu, wenn er auch schon im höchsten Grade geeignet ist, die feinsten diplomatischen Missionen zu übernehmen.

* Die Auswanderung über Bremen im Jahre 1867.

Nach der „W. Z.“ haben im letzten Jahre über Bremen nicht weniger als 73,971 Personen ihr Vaterland verlassen, von denen auf das nichtösterreichische Deutschland 44,621, auf Preußen allein 24,286 Seelen kommen. Nimmt man dazu die vielen Tausende, die über Hamburg aus Schleswig-Holstein, Mecklenburg und Pommern ausgewandert sind, sowie die Auswanderung über außerdeutsche Häfen, so folgt daraus aufs Deutlichste, daß das deutsche Volk trotz aller Schönfärbereien des Nationalliberalismus die in Folge der preußischen Siege eingetretenen Zustände ähnlich beurtheilt, wie die Zeiten der Reaction in dem Anfang der fünfziger Jahre. Auf die deutsche Auswanderung haben in der That die preußischen Siege in Böhmen vom Jahre 1866 denselben Einfluß geübt, wie die unter demselben Oberfeldherrn erfochtenen preußischen Siege in der Pfalz und in Baden vom Jahr 1849. Die von der „Weser-Ztg.“ gegebenen Zahlen über die Auswanderung der letzten 30 Jahre lassen dies als unzweifelhaft erscheinen. Darnach verließen über Bremen im Jahre 1848 29,947, im Jahre 1849 28,629, dagegen im Jahre 1852 58,551, im Jahre 1853 58,111 und im Jahre 1854, wo sich die Folgen der Reaction am härtesten fühlbar machten, 76,875 Auswanderer ihr Vaterland. In den Jahren 1861 und 1862 sank die Ziffer auf 16,540 resp. 15,187 Seelen 1865, als das Bismarck'sche Regiment die auf die neue Aera gesetzten Hoffnungen gründlich zu nichte gemacht hatte, finden wir sie bereits auf 44,665 gestiegen und 1866 erreicht die Ziffer schon wieder die Höhe von 61,877, um sich im vergangenen Jahre, wie oben angegeben, auf 73,971 zu steigern. Wahrlich diese Zahlen sprechen deutlicher und sind eine ernstere Mahnung an die Gesetzgeber als stundenlange Reden.

Feuilleton.

*** Menschenleben.**

Wähnen, glauben, flüchten, lieben,
Sich erfreuen und betrüben,
Bald sich wagen, bald besinnen,
Oft verlieren, oft gewinnen;
Auf der Bahn, wo sie gegeben,
Dornig, rosig, holprig, eben,
Sich vertiefen, sich erheben;
Zwischen Furcht und Hoffnung schweben,
Traum mit Wirklichkeit verweben,
Doch wo möglich vorwärts streben,
Das ist eben Menschenleben!

---

* (Doppelte Verwendung.) Baronesse: „Ihr müßt einen schönen Thaler Geld aus der sauern Milch lösen, die hier verzehrt wird, Frau Müllerin?" — Müllerin: „O ja, gnädige Frau, das Geschäft geht gut, seit die Herrschaften aus dem nahen Badeort täglich hier einkehren." — Baronesse: „Wenn das aber nun nicht wäre, zu was würde dann diese Milch verwendet?" — Müllerin: „Da müßten wir sie den Schweinen geben, zu was Anderem ist sie nicht zu brauchen."

* (Ein renommistischer Weinhändler) sandte eine Weinprobe an den Grafen von Derby, welcher nach seiner Behauptung das Podogra curiren solle und erbat sich geneigte Bestellung. Der Graf dankte für das Anerbieten und theilte ihm mit, daß er den Wein probirt hätte, aber das Podogra vorzöge.

* (Schwieriger Fall.) Vor dem Maire eines Ortes in der Nähe von Fontainebleau erschienen im letzten Sommer ein Winzer und eine Winzerin, um sich in das heilige Ehejoch einzwängen zu lassen. Aber leider hatte Gott Bacchus seinem Schüler einen Streich gespielt, denn der Bräutigam hatte des süßen Weines zu viel genossen und war kaum der Sprache mächtig. — „Glaubt Ihr, ich würde einen Mann in diesem Zustande copuliren?" rief der Bürgermeister erzürnt, „marsch fort! und kommt wieder, wenn der Heirathscandidat nüchtern ist!" — Das Brautpaar sammt den Gästen entfernte sich und kam erst nach vier Tagen wieder. — „Nun; befindet Ihr Euch besser?" fragte der Maire. — Der Bräutigam antwortete nicht, stimmte aber bald darauf ein Lied zu Ehren des Weines an, das wiederholt seine Trunkenheit bewies. — „Wie?" rief der Maire aufgebracht der Braut zu, „schämen Sie sich nicht, mir zum zweiten Male einen betrunkenen Menschen vorzuführen?" — „Eh! Monsieur Maire," antwortete die Heirathslustige; „ich würde ihn gerne im nüchternen Zustande bringen, aber — — dann will er nicht mitgehen!"

* Drei Lehren fass' ein Herrscher wohl in's Herz!
Die erste: daß er über Menschen herrscht,
Die andre: daß er nach Gesetzen herrscht,
Die dritte: daß er nicht auf immer herrscht!

* Auf einer Maskerade in Paris erschien eine Dame in einem sehr ausgeschnittenen Kleide, umfluthet von Wellen zartgrüner Gace. Ein Herr fragte sehr artig, was sie vorstelle.

„Die See, Monsieur."

„Ach ich sehe, zur Ebbezeit."

Die Dame erröthete und der Herr lächelte.

* (Das Monument.) Deputation: „Hochverehrtester Herr Doktor! Ihre Verdienste um unser engeres und weiteres Vaterland haben einen Höhepunkt erreicht, der nur in einem Monumente seine volle Würdigung finden kann. Die Mittel unserer Stadt reichen leider weder zu einem steinernen, noch gar zu einem erzgegossenen Denkmale für Ew. Hochwohlgeboren erhabene Gestalt. Gestatten Sie uns daher die nothgedrungene Bitte, daß Ew. Hochwohlgeboren genehmigen wollte, sich in Natura ausstopfen zu lassen, wodurch nicht nur den Finanzen der Stadt Rechnung getragen, sondern auch die höchst mögliche Aehnlichkeit garantirt würde!"

* (Ein Menagerie-Besitzer,) dessen Frau ebenfalls mit wilden Bestien umherreiste, traf mit derselben in einer Provinzialstadt wieder zusammen und kündigte dies mit den Worten an: „Durch das Zusammentreffen mit meiner Frau hat sich die Anzahl meiner wilden Thiere um ein Bedeutendes vermehrt."

* Mehrere Schneider in Paris messen den Leuten nicht mehr die Kleider mit ihrem Papiermaße am Leibe an, sie stellen sich viele Schritte weit von ihnen, setzen ihren Meßtisch vor sich und nehmen so das Maß. — Diese lassen sich aber auch nicht mehr Schneider nennen, sondern haben auf ihrem Schilde die Ueberschrift: „Kleider-Ingenieure."

* Kaiser Karl V. begegnete auf einer Reise einem Bauern, der ein Schwein trug. Da er das Gequidse nicht liebte, so fragte er den Bauern, ob er nicht die Art kenne, wie er das Thier ruhig halten könne. Der Landmann verneinte es und sagte, daß es ihm lieb sein würde, sie kennen zu lernen. „Halte das Schwein am Schwanz," sagte der Kaiser, und Du wirst sehen, daß es sich stille verhält." — Als der Bauer sich von der Richtigkeit dieses Rathes überzeugt hatte, sagte er: „Sie müssen das Geschäft länger kennen, als ich, Herr, denn sie verstehen es doch viel besser."

* Sir Walter Scott lieh eines Tages einem Bekannten ein Buch und bat ihn, es ihm ja pünktlich zurückzugeben, denn setzte er hinzu: „ich habe zwar wenig gute Rechner unter meinen Freunden, aber ich habe doch bemerkt, daß die meisten gute Buchhalter sind.

Auflösung des Räthsels in Nr. 9:
Prozeß.

Redaktion, Druck und Verlag von Ph. Rohr in Kaiserslautern.

Pfälzisches Sonntags-Blatt.

Belletristisches Beiblatt der „Pfälzischen Volkszeitung."

Nr. 11. | Sonntag, den 15. März | 1868.

Ein Gedicht von Victor Hugo

ist gegenwärtig in Paris in allen Händen. — Der Dichter des „Notre Dame" und der „Elenden", dem man eine katholische Richtung nicht absprechen kann, äußert sich über die letzten Schritte des gegenwärtigen Stellvertreters des Heilandes. — Seine Verse lauten in deutscher Uebersetzung:

Erwählter Papst von Engelshand berührt,
Nach Gottes Wunsche ruhevoll und mild,
Der Welt hochhaltend seine heil'ge Schrift,
Du, Aller Bruder, schlicht im Linnenkleid
Hinschreitend, halb im Fleisch, halb in der Gruft.
Des Lammes Diener und der Taube Hüter,
Des Himmels zarte Linie in der Hand,
Mann, deinem Grabe nah, mit weißer Stirn,
In dessen Haar der Hauch des Todes spielt,
Bild dessen, der die andre Wange bot,
Verwalter seiner Gnade, was erhebt
Zur Stund' dein Herz, o sprich, was segnest du
Auf düstrer Erde hier im Seelenkampf!
— Ein Rohr, das zwölf in der Minute tödtet!

Aus dem Leben des Königs Ludwig I. von Bayern

wird folgender interessante Zug erzählt: Ein Jude, Namens Efraim, erschien eines Tages beim Könige, um ihm einen Stein von seltenem Werthe zu verkaufen, er hatte das Kleinod ererbt und konnte keinen Käufer finden, denn derselbe hatte den Werth von einigen Tausend Gulden.

Dem Könige gefiel das Kleinod sehr, er zahlte die verlangte Summe und der Jude verließ ganz glücklich den Palast. Eines Tages erschien ein berühmter englischer Archäolog am Hofe des Königs, dieser ließ den geschnittenen Stein demselben zur Ansicht vorlegen. Der König nannte den Preis, um welchen er den Schatz an sich gebracht. „Ich hätte," sagte der Kenner, „den zehnfachen Werth namhaft gemacht." Der König war hierüber erstaunt, und als von anderer Seite ihm das bestätigt wurde, ließ der König den Juden herbeirufen, um ihm den vollen Werth auszahlen zu lassen. Efraim weigerte sich das Geld anzunehmen. „Der Handel ist geschlossen, das geht nicht," sagte er, „im entgegengesetzten Falle hätte ich Eurer Majestät auch kein Geld zurückgezahlt."

„So hätte ich Sie verklagt und dazu gezwungen," sagte der König.

„Majestät hätten den Prozeß sicher verloren, denn der Handel ist geschlossen."

„Ich kann mir von keinem meiner Unterthanen etwas schenken lassen," sagte stolz der König.

„Und ich nehme auch von Niemanden ein Geschenk an, selbst wenn es mein König wäre," sagte der Jude.

„Und wenn ich Ihnen einen Orden gäbe," versetzte Ludwig.

„Majestät ich würde ihn nicht annehmen, denn ich habe ihn durch nichts verdient."

„Sie sind der ehrlichste und uneigennützigste Mensch, der mir je vorgekommen ist."

„Das verdient keine Auszeichnung, das ist nur meine Pflicht."

Der König reichte dem ehrlichen Efraim die Hand und sprach: „Seien Sie mein Freund, ich bitte Sie um Ihre Freundschaft," und schloß den alten Mann gerührt in seine Arme. Efraim ward der Freund des Fürsten, obgleich er nur wenig besaß, erbat er sich doch nie eine Gunstbezeugung. — Der König war bestrebt, sich seinem Freunde als Gönner zu bezeugen, er erfuhr, daß Efraim ein bigotter Jude sei und ließ bei dem Ober-Rabbi in Fürth die Anfrage stellen, welches die höchste Auszeichnung und Würde sei, welche einem frommen Juden, als solchen zu Theil werden kann. Die Antwort lautete ganz kurz: „Das Oberrabinat." In Folge dieses Gutachtens ernannte der König Herrn Efraim zum Honorar-Ober-Rabbi. Das Diplom ward dem Juden zugestellt. Mit Angst und Entsetzen las Efraim seine Ernennung, denn er war ein im Talmud gänzlich unbewandter Mann, und die Auszeichnung würde ihn nur dem Hohne preisgegeben haben. In später Nacht eilte Efraim zum König, um diesen zu bestimmen, die Ernennung rückgängig zu machen, ehe dieselbe officiell bekannt gemacht würde. Mit schwerem Herzen mußte der König nachgeben. „Das ist," sagte der König, „der erste Mensch, der mir auf meinem Lebenswege begegnet ist, dem selbst ein König nichts zu gewähren vermag. Efraim ist ein antiker Charakter."

---

* Die Gartenlaube.

Kein deutsches literarisches Unternehmen hat einen solchen Erfolg aufzuweisen, als die „Gartenlaube", erscheint dieselbe doch jetzt in 230,000 Exemplaren. Die Gewaltpolitik des Jahres 1866 hat wohl auch ihre Spuren in diesem friedlichen und doch freiheitlichen Unternehmen hinterlassen; beurtheilen wir deßhalb den Unternehmer nicht so hart, denn es ist nicht allein sein Einkommen, welches von dem Fortbestand der „Gartenlaube" abhing, sondern auch das Wohlergehen vieler arbeitsamer Menschen, die mit der „Gartenlaube" in innigster Beziehung stehen,

außerdem in Amerika der Hilfsmittel zu viele, sein Leben zu machen."

Für Kunstschöpfungen hat König Ludwig I. vom Oktober 1825 bis März 1848 folgende Summen verausgabt:

1)	Glyptothek (Bau)	109,589 fl.
	für Malerei und Sculptur	195,126 fl.
2)	Walhalla (Bau)	1,832,885 fl.
	für Sculpturen	830,557 fl.
3)	Königsbau	1,832,863 fl.
	für Möbel	330,565 fl.
4)	Saalbau	468,176 fl.
	für Malereien	256,465 fl.
	für Möbel	280,000 fl.
5)	Allerheiligenkirche	437,392 fl.
	für Einrichtung	44,107 fl.
6)	Glasmalerei (Au, Köln u. Regensburg)	333,551 fl.
7)	Bonifaziuskirche (bis zur Abdankung)	697,676 fl.
8)	Kunstausstellungsgebäude	682,578 fl.
9)	Isarthor	25,856 fl.
10)	Hofgartenbögen	71,920 fl.
11)	Aeußerer Hofgarten	21,877 fl.
12)	Feldherrnhalle	245,738 fl.
13)	Monopteros	42,000 fl.
14)	Bayer. Ruhmeshalle (bis z. Abdank.)	294,709 fl.
15)	Zwei Brunnen	174,434 fl.
16)	Bavaria (bis zur Abdankung) nebst Sculpturen	294,709 fl.
17)	Pompejanisches Haus (bis z. Abd.)	155,635 fl.
18)	Siegesthor (bis z. Abdankung)	205,732 fl.
19)	Befreiungshalle bei Kelheim (bis zur Abdankung	637,937 fl.
20)	Neue Pinakothek (bis zur Abd.)	109,576 fl.
21)	Dom zu Speyer	76,011 fl.
22)	Villa bei Edenkoben	154,384 fl.
23)	Landhaus bei Schwabing	83,155 fl.
24)	Max I.	64,454 fl.
25)	Obelisk	99,721 fl.
	Summa	10,589,878 fl.

Ein Doppelmord.

Im Dorfe Bockholdt bei Eutin lebte der Hufner Heinrich Wiese unverheirathet auf seiner Hufe; seine Mutter lebte mit ihrem zweiten Sohne, Johann, zeitweilig auf ihrem Altentheil, zeitweilig bei ihrem ältesten Sohn auf der Hufe. Der Hufner Hinrich Wiese soll sehr habsüchtig gewesen sein und seiner Mutter sehr oft die Einkünfte ihres Antheils vorenthalten haben, worüber er oft mit seinem Bruder Johann in Streit gerieth. Dieser Johann Wiese ist früher auf dem Seminar in Oldenburg gewesen, darauf Schullehrer geworden, aber wegen Extravaganzen seines Dienstes entlassen worden. Seit der Zeit lebte er bei seiner Mutter und seine Hauptbeschäftigung war die Jagd. Schon vor ungefähr einem Jahre nahm Hinrich Wiese ein 22jähriges Mädchen als Haushälterin in sein Haus; sein Bruder Johann verliebte sich in dieselbe, machte ihr Heirathsanträge, welche zurückgewiesen wurden; aber er gab damit seine Liebe noch nicht auf, sondern bewarb sich wiederum um die Anstellung im Schuldienste, um so den Gegenstand seiner Gefühle zu einer Heirath geneigter zu machen.

Während dieses Bemühens verspricht sich der Hufner Hinrich Wiese mit seiner Haushälterin. Als Johann davon sichere Kunde hatte, ging er mehrere Tage wie außer sich umher und scheinbar in gutem Vernehmen mit seinem Bruder, kam er am 14. v. M. mit einem geladenen Gewehre zu seinem Bruder in die Stube und schoß ihm eine volle Schrotladung in die Seite vor den Augen seiner Mutter. Der Geschossene floh nach einem Nachbarhause und Johann Wiese ging in die Küche, wo er die Haushälterin aus dem Keller kommen sah und auf sie eine andere Schrotladung seines Doppelgewehrs abschoß; doch die Falten ihrer Kleidung verhinderten den Durchschlag der Ladung und nur einige Körner drangen bis in die Haut. Darauf nahm nun der Frevler ein zweites, schon geladenes Gewehr und schoß sich die Ladung in den Mund vor den Augen seiner 81jährigen Mutter; er war sofort todt. Hinrich Wiese starb an demselben Abende.

Curiosum.

In neuerer Zeit sind wiederholt Verbrecher aus Provinzialstädten ihren Begleitern beim Transport nach Breslau entsprungen, und erst vor einigen Tagen wurde auf der Schuhbrücke am Gebäude des Polizei-Präsidiums ein solcher Transporteur, den sein Gefangener verlassen hatte, angetroffen. Als ihn ein Beamter des dortigen Polizei-Präsidiums befragte, wohin er wolle und ob er seinen Gefangenen schon abgeliefert habe, antwortete er ganz naiv: „Nein, ich erwarte eben erst den Gefangenen, und ich glaubte ihn hier schon anzutreffen!" Der über diese höchst sonderbare Antwort erstaunte Beamte fand sich nun veranlaßt, weiter zu inquiriren, und erkundigte sich zunächst, aus welcher Stadt er sei und wie er hier angekommen, worauf der Transporteur erwiderte: „Nu, mit der Märkischen Eisenbahn, und vom Bahnhofe an sind wir gelaufen, unterwegs hat mich der Gefangene, der in Breslau bekannt ist, in eine Restauration geführt und dann ist er vorausgangen!" Auf die fernere Frage, wie der Arrestant heiße und wo die Begleitpapiere seien, antwortete er mit der größten Unbefangenheit: „Die Papiere hat eben auch der Gefangene, und seinen Namen weiß ich auch nicht!" Diese kaum glaubliche Thatsache ist in allen ihren Einzelheiten, wie die „Breslauer Zeitung", versichert, buchstäblich wahr. Wie indeß verlautet, sollen die obersten Behörden bereits Bedacht genommen haben, um bessere Transporteure zu erlangen, und eine Erhöhung der Transportgebühren bei Verbrechern einzuführen.

und deren Existenz bei einem allenfallsigen Aufhören derselben auf's gefährlichste bedroht gewesen wäre. — Die Gartenlaube hat sehr ehrenwerthe ausgezeichnete Mitarbeiter. Zu den alten geachteten Namen trat im Jahre 1866 ein neuer, der sich mit der ausgezeichneten Novelle „Goldelse“ einführte, im Jahre 1867 uns ebenso bezauberte, mit dem „Geheimniß der alten Mamsell.“ Alles glaubte, daß man es hier mit einem gediegenen schriftstellernden Manne zu thun habe, bis in neuester Zeit die Gartenlaube selbst uns sagte, daß „E. Marlitt“ eine Dame sei, und uns zugleich deren wohlgelungenes Portrait brachte. Heute sind wir im Stande, ohne eine Indiscretion zu begehen, unsern Lesern und besonders Leserinnen, die sich gewiß Alle für die hochgefeierte E. Marlitt interessiren, den eigentlichen Namen und über ihre Verhältnisse Einiges mittheilen zu können. Wir entnehmen der „Zukunft“ nachstehende kurze biographische Notiz:

(„Die Verfasserin der Goldelse.“) Eugenie John — dies ist der wahre Name der Novellistin, welche unter dem schriftstellerischen nom de guerre E. Marlitt durch ihr schönes Talent jüngst ein so großes Aufsehen erregte — ist die Tochter eines Malers in Arnstadt in Thüringen und steht hoch in den Dreißigen. Schon in ihrer Jugend, interessirte sich eine kunstsinnige Dame, die geschiedene Fürstin von Sondershausen, sehr warm für sie, und ließ sie zuerst, ihrer schönen Stimme wegen, für die Bühne ausbilden. Eine plötzliche Schwerhörigkeit, welche in Folge einer Erkältung bei Eugenie John eintrat, erstickte ihre theatralische Laufbahn jedoch in ihrem Keime, und längere Zeit lebte Eugenie John in der nächsten Umgebung der Fürstin, deren bevorzugter Liebling sie war und mit welcher sie bedeutende Reisen machte. Ein Rheumatismus — vielleicht auch noch eine Folge jener Kränklichkeit — der oft so schlimm auftritt, daß man der geplagten Dichterin die Feder in die Hand geben muß, mit der sie ihre liebenswürdigen Gebilde auf das Papier wirft, bewog sie wieder in das Vaterhaus zurückzukehren, wo sie mit der ganzen Familie, ihrem Bruder (der Lehrer an der Realschule in Arnstadt ist) und einer kränklichen Schwester zusammenlebt. Jedenfalls ist es eine interessante Erscheinung, daß ein so bedeutendes Talent, wie das Eugenie Johns, so spät, und so glücklich, so mit einem Schlage gleichsam vollendet, wie man an der „Goldelse“ — welche sicherlich Niemand für das Debüt einer Schriftstellerin genommen haben wird — ersieht, vor die Oeffentlichkeit trat.

Friedrich Gerstäcker.

Der ruhelose Wanderer Gerstäcker hat die Vereinigten Staaten nach einem Aufenthalte von einigen Monaten verlassen und sich nach Mexico begeben, dessen jetzige Verhältnisse er nächstens in seinen Reisebriefen der „Kölnischen Zeitung“ schildern wird. Das Urtheil über die Zustände in der nordamerikanischen Union, die er auf früheren Reisen genau kennen lernte und jetzt nach dem Kriege wiedersah, ist nicht sehr günstig. Während der Ueberfahrt von New-Orleans nach Vera-Cruz faßt er dies Urtheil zusammen, indem er bemerkt, daß er das schöne Land völlig vorurtheilsfrei betreten und durchwandert habe, auch mit dem besten Willen ehrlich zu schildern suche, was er gesehen. Aus diesem Schlußbriefe sind folgende Stellen entlehnt: „Will ich aufrichtig sein, so muß ich gestehen, daß ich in Deutschland geglaubt, die Spuren des amerikanischen Bürgerkrieges würden sich unter diesem thatkräftigen Volke jetzt, nach vier Jahren so vollständig verwischt haben, um auch kaum ein Zeichen der furchtbaren und gewaltsamen Umwälzung zurückzulassen. So lange ich im Norden reiste, fand ich diese Meinung auch nirgends widerlegt; ja überall verräth zunehmender Wohlstand und das rasende Wachsthum der verschiedenen Städte den Reichthum und die enormen Hülfsmittel dieser mächtigen Republik. Prachtvolle Neubauten überraschten mich, wohin ich kam, riesige Unternehmungen, wie die Pacific-Eisenbahnen, der Tunnel des Huron-Sees bei Chicago, die Brücke von Cincinnati, zeugten von dem ungebrochenen Unternehmungsgeiste des Volkes, und neue Pläne tauchten überall empor. Anders — weit anders wurde das freilich, als ich den Süden betrat, und zwar plötzlich und mit einem Schlage schieden sich die Verhältnisse so zu Ungunsten des Letzteren, daß man es kaum mehr für ein einziges Land hätte halten sollen ....

„Die Demoralisation ist in den Vereinigten Staaten zu einem Grade gediehen, der kaum mehr übertroffen werden kann, und sie wird nur durch die Frechheit überboten, mit der man jede Art von Schurkereien und öffentlichen Betrügereien betreibt. Die Ursache ist allbekannt und liegt in dem republikanischen Wechselsystem, das den Beamten und glücklichen Stellenjägern nur vier Jahre Frist verstattet, um reiche Leute zu werden — eine fast zu kurze Zeit, wenn man sie nicht unverschämt benutzen will. Aber weßhalb auch nicht? — es hat sich ja Keiner vor dem Andern zu schämen, und so greift man eben einfach zu. Die besser Gesinnten sehen das freilich ein, und schon oft ist der Vorschlag gemacht worden — ja, Jefferson Davis hatte ihn im Süden selber in Aussicht gestellt — die gewählten Beamten für Lebenszeit einzusetzen und damit ihre Zukunft zu sichern. Dadurch würde der Boden nicht allein den Stellenjägern unter den Füßen weggezogen werden, nein, auch die Beamten selber würden sich, wie das in Monarchien der Fall ist, doch wohl zweimal besinnen, ob sie um den Gewinn einiger Tausende durch Bestechung ihre ganze Lebensstellung in Frage stellen wollten. Aber die Maßregel findet zu vielen Widerstand; denn der Reiz, in wenigen Jahren ein reicher Mann zu werden, ist ein zu großer, und es gibt

Feuilleton.

*** Sprüche.**

Von Paul Heyse.

Durchschweife frei das Weltgebiet,
Willst du die Heimath recht versteh'n.
Wer niemals außer sich gerieth,
Wird niemals gründlich in sich geh'n.

Sie glauben, alles Heil sei nur
Zu finden in ihrem Orden.
Wer im Käfig gebrütet worden,
Dem scheint sein Drahtgeflecht Natur.

So lang du schimpfst und tobst und bellst,
Bleibst du dem Volk erfreulich.
Doch wenn du einfach Recht behältst,
Finden sie's unverzeihlich.

Durch Trinken loben wir den Wein
Und schönen Mund durch Küssen.
Was könnt' auch wohl beredter sein,
Als so verstummen müssen?

---

* (Großthuerei.) Während der Fastnachtstage waren in Mainz mehrere der besseren Weinwirthschaften und Café's gesperrt, und nur gegen ein kleines Entree, welches indessen als Zahlung bei empfangenen Speisen und Getränken galt, betretbar. Die Aufrechthaltung der Ordnung hatten theilweise Polizeidiener übernommen. Nun begab es sich, daß in eine solche Localität auch zwei Herren mit einem norddeutschen Dialekt, der Kleidung nach den besseren Ständen angehörig, wahrscheinlich Vater und Sohn, eintreten wollten. Der Polizeidiener bedeutete: „Kostet 15 kr. Entree per Person, macht 30 kr.!" „Wat, 30 kr!" entgegnete unser Norddeutscher, „dat scheint, dat so ein hessischer Beamter Geld gebraucht. Det will ick ihm 30 kr. schenken!" „Mir 30 kr. schenken!" rief unser entrüsteter Polizeidiener, „ich brauche von Ihnen nichts geschenkt, wenn Sie so viel zu verschenken haben, so schenken Sie es Ihren Landsleuten, den Ostpreußen, die haben es nothwendiger, als wir hessischen Beamten. Zu diesem Zwecke will ich Ihnen 30 kr. schenken!" welches Anerbieten den norddeutichen Großthuer veranlaßte, sich zu drücken.

* (Sophie Schröder und König Ludwig I.) Ehe König Ludwig im letzten Herbst nach Nizza ging, besuchte er Sophie Schröder, mit der er sehr befreundet war, in ihrer Wohnung in München. Beim Scheiden sagte die berühmte Schauspielerin, wie man dem „Vfr." schreibt, ganz traurig: „Es ist wohl das letzte Mal, daß ich Eure Majestät sehe." Der König antwortete: „Glauben Sie denn, Frau Sophie (so pflegte er sie zu nennen), daß ich sterbe?" — Frau Schröder entgegnete: „Nein, ich muß zuerst sterben, um Ew. Majestät drüben empfangen zu können." — In der That starb Sophie Schröder wenige Tag. vor Ludwig I., ohne eigentlich krank gewesen zu seine

* (Umgekehrt ist besser.) Zu dem bekanntlich sehr witzigen berühmten Componisten Rossini tritt ein junger Musiker, sich ihm vorzustellen. Der Maestro bewillkommt den Gast auf das Herzlichste und bittet ihn sogar, ihm etwas vorzuspielen. Der junge Mann setzt sich an's Klavier und spielt dann ein wildes Tongewühl, mit Händen und Füßen sich in Schweiß arbeitend. Als er müde innehält, fragt ihn der erstaunte Altmeister: „Was soll denn das eigentlich sein, mein Lieber?" — „Das ist ein Todtenmarsch, den ich auf Meyerbeers Verscheiden componirt habe," antwortete rasch der junge Mann. „Wie finden Sie ihn?" — „O, nicht schlecht," lautete die Entgegnung, „aber besser wäre er doch vielleicht geworden, wenn beispielsweise Sie gestorben wären und Meyerbeer hätte die Trauermusik gemacht."

* (Schnelle Antwort.) Ein Bauer begegnete einem andern, der große Eile zu haben schien, und fragte ihn: „Wohin gehst Du? Wie geht's Deinem Weib? Wie Deinen Kindern? Wie viel Uhr ist es? Was kostet die Butter?" — „Auf den Markt. Allen gut. Drei Uhr vorüber. Vierzig Kreuzer!" war in einem Athem die Antwort.

* (Ein Versprechen.) In der letzten Vorstellung der „Sylvesternacht" im Victoria-Theater zu Berlin passirte Herrn Hendrichs ein komisches Versprechen. Er hatte zu Fräulein Lindner zu sagen: „Vergiß nicht, daß mein Blut in Deinen Adern rollt!" und rief emphatisch: „Vergiß nicht, daß mein Fleisch und Blut in Deinen Adern rollt!"

* (Alte Liebe.) „La Presse" erzählt folgende Anecdote: Einige Tage vor der Abreise des Prinzen Napoleon nach Deutschland erschien einer unserer beliebtesten Romanschriftsteller im Palais Royal und verlangte den Prinzen zu sehen. Während er in einem Salon wartete, kommt eine Dame von ziemlich vorgerücktem Alter, gleichfalls um eine Audienz zu nehmen, und läßt sich wenige Schritte von dem berühmten Akademiker nieder. Nach einem Weilchen öffnet der Huissier, welcher die Besucher einführt, eine Thür und meldet laut: „Madame George Sand!" Auf diesen Namen scheint der andere Gast lebhaft betroffen. Es war Jules Sandeau. Die beiden ehemaligen Mitarbeiter von „Rose et Blanche", welche heute so gefeiert sind, hatten sich nicht wiedererkannt!

* (Emil Ollivier), der jetzt immer einen Revolver bei sich trägt, um sich Granier de Cassagnac drei Schritte vom Leibe zu zielen, hat neulich erklärt, daß seine Waffe gar nicht geladen sei. Er scheint also den Schuß Pulver zu sparen und demnach seinen Gegner — zu schätzen.

Redaktion, Druck und Verlag von Ph. Rohr in Kaiserslautern.

Pfälzisches Sonntags-Blatt.

Belletristisches Beiblatt der „Pfälzischen Volkszeitung."

Nr. 12. Sonntag, den 22. März 1868.

Bilder aus dem Nordwesten Amerikas.

Wilde Katzen

gehören zu den niederträchtigsten Bestien, die ich mein Lebtag getroffen — erzählte mir ein alter Trapper.

Es war wie ich noch mit dem alten Garland jagte, als wir einige Tage auf einer großen Farm ausruhten und uns ein tüchtiges Mittagsbrod hatten schmecken lassen. Wir wollten eben vom Tische aufstehen, als eine Haussclavin, Sophie genannt, mit Entsetzen im Gesichte hereinstürzte.

„Ach! Ach! Ach!" jammerte sie, aber sonst brachte sie nichts heraus; sie sank athemlos nieder.

„Sagen Sie kein Wort," flüsterte unser Wirth; „sie wird schneller die Sprache wiederfinden, wenn man sie sich selbst überläßt."

„Ach!" begann sie wirklich gleich darauf, „meine kleine Rosa ist in den Wald gelaufen und wird da ums Leben gekommen sein; ich hörte sie schreien wie in Todesangst. Ach, Herr, retten Sie das kleine Kind!"

Unser Wirth sprang bei diesen Worten sogleich von dem Stuhle auf und ich sah es ihm recht wohl an, daß ihn das Schicksal des Kindes der armen Schwarzen so tief bekümmerte als hätte es sein eigenes betroffen.

„Wohin ging Rosa?" fragte er.

„Nach dem Hickory-Walde, denke ich. Der alte Towser, der Hund, ist bei ihr."

Wir brachen auf ohne weiter zu fragen. Garl war der Einzige, der seine Büchse zur Hand hatte, während wir Andern nach dem ersten besten Knüppel griffen. Wir waren auch kaum 50 Schritte gegangen, als wir das Kind schreien und dann den Hund heulen hörten. Dieses Heulen fiel uns besonders auf, da es sehr schmerzlich klang.

„Der Hund hat's mit was zu thun, über das er nicht Herr werden kann," sagte Garl.

Ein zweiter Schrei des Kindes drang durch die stille Luft herüber und wiederum folgte ihm ein Geheul des Hundes, das aber dies Mal um Vieles schwächer und auch noch schmerzlicher klang.

Der Hund stammte von einem Neufundländer und einer gewöhnlichen Doppelnase; er war ein guter Haushund, auch auf der Jagd tadellos, aber nicht gar stark; doch konnten wir uns sagen, daß ihn nur ein sehr starkes Thier hätte überwinden können.

Das Kind kannten wir alle sehr genau. Das Mädchen war erst zehn Jahre alt, aber eines der prächtigen, geistig lebhaften Dinger, die man häufig unter den Negern findet, welche in fortwährendem Verkehr mit gebildeten Weißen leben. Sie war das einzige Kind der alten Sophie und ich glaube, diese wäre auf der Stelle gestorben, wenn sie die Leiche ihrer geliebten Rosa hätte sehen müssen. So lange das Kind bei ihr war, verrichtete sie die schwersten Arbeiten mit Lust und Heiterkeit und wenn je eine Mutter stolz auf ein Kind gewesen ist, so war es die alte Sophie auf ihre „schwarze Rose."

Unser Wirth bot Alles auf, um Sophie zu bewegen, in dem Hause zu bleiben, aber vergebens. — Sie war so ganz erfüllt von Angst und Besorgniß, daß kein verständiges Zureden Eindruck auf sie machte. Sie lief also immer neben uns her, rang die Hände und jammerte in wahrhaft herzzerreißender Weise. So oft sie ihr Kind schreien hörte, stürzte sie nieder auf ihre Kniee und betete laut zu Gott, er möge Erbarmen mit ihrer Kleinen haben; aber sofort sprang sie auch wieder auf und eilte uns nach.

Wir erreichten endlich den Saum des Waldes, in welchem das Kind und der Hund sein mußten. Der Wald war nicht groß und bedeckt eine Anhöhe, eine Fläche von etwa vierzehn Ackern, die spitz nach Westen auslief und sich da einem Gürtel von Erlen anschloß, der sich bis an einen Sumpf zog. Wir blieben einen Augenblick stehen, um zu horchen und hörten auch bald die kleine Rosa wiederum nach Hilfe rufen. Auch die Stimme des Hundes vernahmen wir, aber es war nur noch ein leises Winseln, aus dem wir schließen konnten, daß er nicht lange mehr leben könne.

Sophie lief weiter und wir folgten ihr, denn über die Richtung, die wir einzuschlagen hatten, konnten wir nicht mehr im Zweifel sein; auch hinderte uns kein Unterholz im Gehen. Als wir so ziemlich in die Mitte des kleinen Waldes gekommen waren, sahen wir Sophie die Arme über dem Kopfe zusammenschlagen und hörten sie einen Schrei der Verzweiflung ausstoßen:

„Sie ist todt! Todt ist sie! Ach du mein barmherziger Gott, sie ist todt! Herr! — Herr!"

Mit diesen Worten stürzte die Negerin dahin wie wahnsinnig. Als wir an der Stelle anlangten, wo sie gestanden hatte, lag der ganze Schauplatz offen vor uns. Am Boden sahen wir den Hund liegen über und über blutig, beide Augen ausgekratzt und das ganze Gesicht zerrissen. Er war bewegungslos und todt. Nicht zehn Fuß von ihm, auf einem niedrigen Felsblocke, kniete das Kind, das wir suchten, und eine mächtige wilde Katze schlug eben die scharfen Klauen in das Kleidchen der Kleinen. Im näch-

sten Augenblicke würden die scharfen Zähne des Thieres das Fleisch der Kehle gepackt und mit dem aus den Wunden strömenden Blute das Leben haben entfliehen lassen. Die Mutter war eben recht gekommen, die Katze auf das Kind springen zu sehen, und dieser Anblick hatte ihr den Schrei der Verzweiflung ausgepreßt. An ihr eigenes Leben dachte sie gar nicht, denn sie würde gethan haben, was sie that, auch wenn wir nicht dagewesen wären. Das halbe Kleidchen des Kindes zerriß sofort unter den Klauen des Thieres und ich sah deutlich, daß Blut von der Brust der schwarzen Rose tröpfelte.

Carl hatte sofort die Büchse angelegt, aber er konnte nicht schießen, denn als Sophie die Katze faßte, um sie von dem Kinde loszureißen, sprang das Thier sofort nach ihr und zwar nach ihrer Kehle. Mit einer Geistesgegenwart, deren wenige Frauen sich würden haben rühmen können, faßte sie indeß den Nacken der Katze mit beiden Händen und hielt so die gefährlichen Zähne von ihrer Kehle fern.

Das konnte indeß nicht viele Augenblicke dauern.

„Das ist das häßlichste Geziefer, das in unsern Wäldern herumläuft," sagte Carl, der noch immer mit angelegtem Gewehre schußfertig dastand. „Wie's mit der Schwarzen werden wird, weiß ich nicht."

Wir wollten eben mit unsern Knitteln zuspringen, Carl aber wies uns zurück. Sophie hielt noch immer den Kopf der Katze von ihrer Kehle ab, aber das Thier bearbeitete die Brust und die Arme der Unglücklichen unbarmherzig mit den starken scharfen Klauen und es spuckte und zischte nach Katzenart so grauenhaft, daß sich das Haar auf meinem Kopfe zu sträuben begann.

Das Alles geschah natürlich in einem Augenblicke. Von der Zeit, als die Katze auf Sophie sprang, bis zu dem Anrufe Carl's an uns, zurückzubleiben, vergingen nicht fünf Secunden, aber diese hatten hingereicht für die wüthende Bestie, die Brust der armen schwarzen Mutter gräßlich zu zerkratzen.

„Halt fest so! Nur einen Augenblick!" rief nun Carl. „Drücke die Bestie so weit von Dir weg als Du kannst. So! Rühre Dich nicht. Jetzt!"

Gleichzeitig mit dem letzten Worte des alten Jägers knallte seine vielerprobte Büchse. Er hatte sich so stellen können, daß der Kopf der Katze vier bis fünf Zoll von dem Gesichte der Negerin abstand. — Wir wußten, daß er so den gefährlichen Schuß thun wollte und unsere Herzen hörten in der bangen Erwartung auf zu schlagen; aber wir wurden von unserer Besorgniß bald erlöset, denn als Carls Büchse knallte, stieß die Katze einen gellenden Schrei aus und sprang rückwärts herunter an den Boden. Sie versuchte zwar von da noch einmal gegen die Negerin zu springen, aber sie hatte nicht mehr die Kraft dazu, sie fiel und nach einigen Zuckungen war sie todt. Carl's Kugel wahr ihr richtig gerade durch den Kopf gegangen.

Die wilde Katze war von der Nasenspitze bis zum Ende des Rückens volle zwei Fuß und drei Zoll lang und der buschige Schwanz maß noch dreizehn Zoll mehr. Sie war also eine der größten ihrer Art, fast so stark als ein Panther, aber gefährlicher als ein solcher, da die wilde Katze zu den schlimmsten Bestien gehört. Ueberhaupt halte ich den Catamount oder die Tigerkatze, wie man sie bisweilen nennt wegen der Aehnlichkeit der Streifen und Flecke ihres Felles mit denen des Tigerfelles, für das häßlichste und blutdürstigste Thier in Amerika.

Rosa erzählte, sie habe das Thier zuerst gesehen als es von einem Baume herunter auf den Hund gesprungen sei. Warum sie nicht sogleich fortgelaufen, vermochte sie nicht zu sagen, sie meinte nur, sie sei wohl so erschrocken gewesen und habe sich so sehr gefürchtet, daß sie gar nicht habe laufen können. — Der alte Towser, der Hund, hatte sich tapfer gewehrt, ohne aber der Gegnerin großen Schaden thun zu können, da wir an derselben nur eine leichte Spur von seinen Zähnen im Nacken sahen.

Eine Lyoner Sage.

Die Zerstörung der alten Straßen in den französischen Städten bringt mancherlei vergessene und versteckte Gegenstände zum Vorschein und mit ihnen manche an denselben haftende Sagen, Legenden und Geschichten, die wohl zum letzten Male auftauchen, um in der modernen Welt, wie Gespenster und Geister bei Tageslicht, für immer zu verschwinden. Es ist darum gut, manche noch am Saume des Gewandes festzuhalten, da sie so viel Charakteristisches aus alten Zeiten zu sagen wissen. Zu Lyon drang die Zerstörung neuerlich in die Rue des Prêtres oder Priesterstraße und man stieß auf einen Stein, in dessen Mitte sich ein kleines Loch befindet. Dieses kleine Loch erzählt folgende Geschichte:

Vor einigen hundert Jahren klagte eine Kleinbürgerin, die das Haus an welchem sich jener Stein befand, bewohnte, beim Richter ihre Magd wegen eines überaus geringen Diebstahls an. Von „mildernden Umständen" wußte man in jener Zeit noch nichts und das Gesetz war unbeugsam. Auf Hausdiebstahl war der Tod gesetzt. Der Richter konnte nicht anders, als das Mädchen zum Tode durch den Strang zu verurtheilen; aber er wollte auch der grausamen Hausfrau für die zu große Bereitwilligkeit, einen so unbedeutenden Diebstahl anzuzeigen, eine Lehre geben, und er bestimmte, daß die Hinrichtung am Hause der Klägerin selbst stattfinden solle. Demzufolge wurde in einem Stein der Facade dieses Hauses das Loch gebohrt, in dasselbe der Arm des Galgens befestigt, an welchem das arme Mädchen durch den Scharfrichter gehenkt wurde. Kurze Zeit darauf starb die Hausfrau im Wahnsinn.

La Trappe,

das berühmte Kloster, wird von einem neueren Reisenden, der sich dort längere Zeit aufgehalten, ebenfalls mancher traditionellen Poesie entkleidet. Dieser Reisende leugnet, daß sich die Mönche das bekannte „Memento mori" und nur das zu sagen erlauben. Die Mönche sind allerdings zum Schweigen verurtheilt, mit Ausnahme des Abtes, der immer und überall sprechen darf. Die andern, wenn sie einander etwas zu sagen haben, treten in eine Art hölzerner Rotunden, die in gewissen Entfernungen von einander errichtet sind, und sprechen dann mit leiser Stimme. An sogenannten regulären Orten, wie im Schlafsaal, Refectorium, Kapelle, ist es absolut verboten, die Stimme zu erheben. — Die Nahrung der Trappisten besteht nur aus Fastenspeisen; selbst der Fisch ist von ihrem Tische verbannt. Die gewöhnlichen Mahlzeiten bestehen aus Gemüsen, die in Wasser ohne Butter gekocht werden. An hohen Festtagen ist Milchreis aber ohne Zucker gestattet. Auch die Geschichte, daß jeder Trappist täglich wenigstens einen Spatenstich an seinem eigenen Grabe thun müsse, ist eine Fabel. Die Mönche haben einen großen Garten, den sie selbst pflegen, und hinter diesem Garten befindet sich der Begräbnißplatz. Dort steht allerdings immer ein offenes Grab bereit; so befiehlt es die Regel. Wenn der Tod es ausfüllt, läßt das Kloster ein anderes graben. Das Gelübde des Schweigens scheint übrigens von vielen Brüdern streng beobachtet zu werden, denn nach der Aussage des einen Laienbruders kennt dieser nicht einmal den Klang der Stimme mehrerer Mönche, mit denen er seit vierzig Jahren ißt, trinkt und schläft.

Noch eine Erinnerung an König Ludwig I. von Bayern.

In dem sehr strengen Winter von 1836 zu 37 trug König Ludwig I. in München tagtäglich einen braunen, bis an die Knöchel reichenden Flauschrock. Niemand würde in ihm den König erkannt haben, wer ihn nicht bereits als solchen kannte. Eines Tages zwischen 1 und 2 Uhr Nachmittags fand der König im Hofgarten einen Studenten. (In München nennt man die Gymnasiasten Studenten, die Studenten in unserem Sinne des Worts heißen dort Akademiker.) Er hielt da bei 12 Grad Kälte seine Repetitionen. König Ludwig trat an ihn heran und erkundigte sich theilnehmend nach seinen Verhältnissen, wie es komme, daß er nicht zu Hause arbeite. Der Student, den König nicht kennend, antwortete treuherzig, daß er sehr arm sei, nur ein ganz kleines kaltes Stübchen inne habe und lieber im Freien, als in der kalten Stube friere. „Weshalb wenden Sie sich, sobald Sie der Hilfe bedürfen, nicht an den König?" fragte dieser. — „O, an den Knicker, das wäre schade um's Papier", lautete die Antwort. Der König ließ sich den Namen und die Wohnung des Studenten sagen und entfernte sich lächelnd. — Als andern Tags der Student bei Tische saß, kam ein Bauer mit einem Briefe, fragte nach ihm und gleichzeitig, wo er das Fuder Holz, welches er bringe abladen solle? Der Student weigerte sich, den Brief anzunehmen, da er unmöglich an ihn gerichtet sein könne. Auf Zureden seines Wirths erbrach er ihn und las: „Durch Ueberbringer erhalten Sie ein Fuder Holz, gebrauchen Sie mehr, so wenden Sie sich nur getrost an Ludwig den Knicker!"

Einen kapitalen Spaß

erzählt der Winona „Republican". Am Weihnachtstage schenkte eine junge kürzlich verheirathete Frau ihrem Mann ein feines Nachthemd. Er mußte dasselbe sogleich anprobiren, aber siehe da! das Hemd war zu lang, es reichte gerade auf den Boden. Die Frau war darüber betrübt, allein ihr Mann tröstete sie damit, daß ja leicht zu helfen sei. In der Nacht, als ihr Männchen schlief, stand die Frau auf, da sie sich über das lange Hemd geärgert hatte, nahm dasselbe vom Tisch und schnitt ein und einen halben Fuß davon ab, nähte den Saum wieder an und wollte am Morgen den Mann damit überraschen. — Eine unverheirathete Schwester von ihr wohnte mit in dem Hause. Diese stand am Morgen früh auf und dachte, sie wolle ihrer Schwester den halben Aerger wegen dem langen Hemd ersparen, ging hin und schnitt noch ein und einen halben Fuß davon, säumte dasselbe wieder und legte es hin, wo es gewesen. Als am andern Morgen der Beschenkte aufstand, während seine Frau noch schlief, dachte er, er wolle ihr die Mühe mit der Aenderung des Hemdes ersparen und sie beim Aufwachen damit überraschen. Er packte deßhalb das Hemd ein, ging zu einem bekannten Schneider und sagte ihm, er solle eine halbe Elle davon abschneiden, während er mittlerweile nach dem Fleischerladen gehen wolle. Der Schneider that wie ihm geheißen und der Mann kam vergnügt mit dem Bündel und dem Fleisch zurück. „Da", sagte er zu seiner lieblich aussehenden Frau, „das Hemd wird jetzt passen, es hat's Jemand kürzer gemacht." Die beiden Schwestern schauten ihn mit großen Augen an und als das Packet geöffnet wurde, siehe! da war das Hemd noch ein und einen halben Fuß lang! Hierauf zuerst gegenseitiges Austaunen, dann unauslöschliches Gelächter.

(Eine hohe populäre Militärperson) in Berlin erhielt am Neujahrstage aus Königsberg eine 10 Pfund schwere, mit einem militärischen Embleme verzierte Marzipan-Torte zum Geschenke und nahm dieselbe mit den huldvollen Worten: „Ich darf ihm nicht essen, aber es freut mir!" entgegen.

---

* Der Krieg steht in Deutschland immer vor der Thür und in Frankreich immer vor dem Windfang.

Feuilleton.

* Nachtwächter-Lied.

Hört, Ihr Herren, und laßt Euch sagen,
Was die Glocke hat geschlagen:
Verlöscht das Feuer und das Licht,
Daß keinem Staat ein Schaden geschicht:
Denn wolltet Ihr Alles beim Licht beseh'n,
Die Augen würden Euch übergeh'n. —
Viel besser ist's für die Munkelei,
Wenn ringsum Stille und Dunkel sei:
's hat „Pfaffenthum" geschlagen!

Hört, Ihr Herren, und laßt Euch sagen,
Die Glocke hat Zehn geschlagen:
O Mensch, zehn Finger nennst Du dein,
Die sollen dem Staat gewidmet sein:
Mit zweien mach' beim Militär
Vor allen Dingen Dein Honneur,
Dann bleiben immer, wohlbedacht,
Zum Steuerzahlen Dir noch acht;
's hat Heere und Steuern geschlagen!

Hört, Ihr Herren, und laßt Euch sagen:
Die Glocke hat Elf geschlagen!
Elftausend Jungfrau'n im römischen Reich,
Die schwatzten einst all' durcheinander zugleich,
Und was sie zu Tage gefördert da,
Verstand kaum die heilige Ursula,
Und wenn in — Paris in die Kammer ich trät',
Es ging mir grad' so mit der Majorität —
's hat Kammer-Jammer geschlagen!

Hört, Ihr Herren, und laßt Euch sagen:
Die Glocke hat Zwölf geschlagen:
Zwölf Jünger zählt' Christus fromm und rein:
Doch mußt ein Judas darunter sein;
Ein Heuchler, der um schnöden Lohn
Verrieth den heiligen Gottessohn!
Verrieth die Freiheit und Brüderlichkeit
Und trieb's, wie's die Meisten trieben zur Zeit!
's hat „Wucherthum" geschlagen!

(Schluß folgt.)

---

* Eine Dame sagte: Als ich zum ersten Male geküßt war, fühlte ich wie ein Kübel mit Rosen, die in Honig, Eau de Cologne und Champagner schwimmen, als ob etwas auf Diamantenfüßen über meine Nerven liefe und viele kleine Gondeln mit Engeln durch die Adern strömten, und als ob durch meinen Körper ein magisches Regenbogen-Licht sich ergösse. — Scheint recht gut geschmeckt zu haben.

* In Detroit schnitt sich ein lebensmüder Berliner, der nicht Müller, sondern Schulze hieß, eine Ader auf. Neben der Leiche fand man ein Rasirmesser und ein Papier, auf welchem Folgendes stand: „Ich sterbe als ein echter Berliner, am Aufschneiden!"

* (Es hält von 11 Uhr bis Mittag.) — Wenn etwas recht leichtfertig gearbeitet ist, so sagt man: „Das hält von 11 Uhr bis Mittag!"

Zwei Maurergesellen hatten zu ihrer Arbeit noch nicht einmal dieses Zutrauen, denn als sie ein Stück eingestürzter Gartenmauer auf Akkord aufgerichtet hatten, sagte nach beendigter Arbeit der Eine: „Du Martin, geh hinein und hol's Geld, ich will derweil die Mauer halten."

* Man fürchtet, daß mit der Erhöhung des Eingangszolles für Tabak, wie sie beim Zollbundesrathe beantragt worden sein soll, vor Allem die Schornsteine der Cigarrenhändler sich werden das Rauchen abgewöhnen müssen.

* (Der Nürnberger und der Engländer.)
Nürnb.: „Aber heunt ist's haaß!"
Engl. (im Buch nachschlagend: „Haas? Ja, Haase im Felde."
Nürnb.: „Na, das ist a Hoos!"
Engl. (im Buche nachschlagend): „Hoos? Hose, Beinkleid."
„Nürnb.: „Na, Sie, das is a Husen! Trotz'n Buch kann ma mit so'n Engländer nit a mol deutsch reden."

* Vor mehreren Jahren war im südlichen Stadttheile zu St. Louis ein Schild an einem Hause zu sehen, welches folgende wortgetreu abgedruckte Inschrift trug:

„Dr. Krapf Kurirt Einige Krankheit."

Auf der Rückseite war zu lesen:

„Casper Krapf Praktischer Greuder Artz"

und am Fenster war noch angeschrieben:

„Juder Impfstock."

Ob der Schildermaler aus Bosheit ein solches Schild hergestellt, oder der „Doktor" es selbst bestellt, wissen wir nicht. Zwar versichert man uns, der „Doktor" hätte das Schild selbst gemacht, was wir natürlich nicht glaubten.

Nun hat man dieser Tage bei einem Besuche in der Unterstadt eine Arzneiflasche gefunden, auf welcher ein Zettel angeklebt war, der nachfolgende Aufschrift enthielt:

Blut Reinigend Magen
stergend und Krampfstilend
zu bereitet und garandirt
von
W. Hatty Kreiter
8 und 10 Soulard Strasse Doktor.

Die Flasche nebst der Originalinschrift eigenhändig vom „Doktor" zubereitet, hat ein Bekannter zum Andenken an die Quacksalberei in St. Louis aufbewahrt.

* An Paminus und Legionärer in Hietzing.

Zur Liebe kann ich Dich nicht zwingen,
Doch geb' ich Dir die Zinsen nicht.
Sarastro-Schönhausen.

* „Wie glücklich wäre die Menschheit," rief ein strenger Moralist, „wenn es weder Männer noch Frauen gäbe."

Redaktion, Druck und Verlag von Ph. Rohr in Kaiserslautern.

Pfälzisches Sonntags-Blatt.

Belletristisches Beiblatt der „Pfälzischen Volkszeitung."

Nr. 13. Sonntag, den 29. März 1868.

Das Schloß von Ludwigsburg.

Moritz Hartmann, der liebenswürdige Erzähler und feine Schilderer, schreibt der „N. Fr. Presse": „Das Schloß von Ludwigsburg gehört mit zu den größten und — wenn man einmal diesen Zopf- und Rococcostiel gelten läßt — auch mit zu den schönsten, jedenfalls mit zu den großartigsten Fürstenschlössern Deutschlands. Man ist erstaunt über diese große Ausdehnung, nicht minder über die Pracht der Ausstattung im Einzelnen, obwohl von dieser schon viel zu Grunde gerichtet worden. Schön, wirklich schön, nach den Regeln eines edlen Geschmackes kann man diese Schöpfung des 18. Jahrhunderts weder im Einzelnen noch im Ganzen nennen, aber Alles zusammen genommen, die Größe und Mannigfaltigkeit des Baues, der ungeheuere Reichthum macht in ihrer Gesammtheit einen wahrhaft großartigen Eindruck. Obwohl heute unzählige Wandgemälde übertüncht, viele Sculpturen vernichtet und mancher bewegliche Schmuck aus dem Schlosse entfernt worden, bedürfte es doch vieler Tage, wenn man Alles in Augenschein nehmen wollte. Die zwei Hauptgebäude, die sogenannten Corps de Loges, sind durch 13 Nebengebäude zu einer Hauptmasse verbunden, auf diese Weise entstehen mehrere Höfe, und von diesen Höfen ist einer beinahe 600 Fuß lang und über 200 Fuß breit. Und in diesem gewaltigen Gebäude entfaltet sich ein so bunter Reichthum an Gemächern jeder Art, Sälen, Galerien, Gängen, Treppenhäusern, Cabinetten, Kapellen rc., daß man nicht einen einzigen, sondern eine ganze Reihe von Palästen zu durchwandern glaubt, eine ganze Welt voll Pracht und Verschwendung. Und das Interessante an dieser Welt ist, daß sie nicht die gewöhnliche Pracht zur Schau trägt, der man immer wieder und wieder in den Königsschlössern begegnet, und welche den Besuch derselben geradezu langweilig machen — daß sie im Gegentheil ihren eigenen Stempel und Charakter trägt, der unverwischbar scheint. Nach langer Wanderung durch unendliche Gemächer und an unzähligen mythologischen und historischen Gesichtern vorbei traten wir in eines der reizendsten Schlafgemächer, das die Phantasie nur ersinnen kann. Die Fenster blicken hinab in das tiefe Thal, das hier der Park bildet, und hinaus gegen Marbach zu, auf den malerischesten Theil der Umgebung von Ludwigsburg. Das Schlafgemach selbst ist von unten bis oben und an der Decke mit unzähligen Spiegeln und Spiegelchen ausgelegt, zwischen welchen sich Holzschnitzereien wie Ranken herumschlingen in der malerischesten Unregelmäßigkeit. Der Herzog, wenn er hier im Bette lag, sah seine theure Persönlichkeit sowohl wie die schöne Natur, die zum Fenster hereinblickte, tausendfach vervielfältigt. Nur ein tausendfacher Narcissus seiner Person wie seiner Freunde konnte sich ein solches Schlafgemach erfinden; es athmet nur Lust und Selbstgenügen. Und gerade dieses reizende Gemach ist das unheimlichste des ganzen Schlosses. Hier starb Herzog Karl Alexander an einer ähnlichen Halskrankheit, wie Kaiser Paul von Rußland. Es steht in wenigen officiellen württembergischen Geschichtsbüchern, es ist aber darum nicht minder gewiß, daß die treue Landschaft ihn hat erdrosseln lassen — wenn wir nicht irren, im Jahre 1736 — aus Besorgniß für den evangelischen Glauben, da Herzog Karl Alexander katholisch geworden und es hieß, daß er auch sein Land der alleinseligmachenden Kirche zuführen wollte. In den alten Rechnungsbüchern der Landschaft findet sich unter den Ausgaben höchst gewissenhaft der Posten verzeichnet: „an den Henker für dem Staate treulich geleistete Dienste 50 Gulden." Wie billig! Der Henker verließ des Abends Stuttgart und am folgenden Morgen wußte man zu Ludwigsburg, daß der Herzog plötzlich gestorben. Der Kammerdiener, der neben dem Spiegelgemache schlafen sollte, war zufällig abwesend, ebenso fehlte zufällig die Wache unten an der Treppe, die sonst jede Nacht da zu sein pflegte. Denkt man sich eine Lampe oder das Morgenlicht in das Schlafgemach, wird die That um so unheimlicher. Tausendfach mußte der Herzog seinen Mörder sehen, umgekehrt wie jener Vatermörder, von dem man erzählt, daß ihn die Inquisitoren von Venedig mit der Leiche seines Vaters in einen Speisesaal eingeschlossen. Wie sehr haben sich seit Herzog Karl Alexander die Zeiten geändert! In unseren Tagen gingen zwei württembergische Prinzen zum Katholicismus über, und es krähte kein Hahn darnach, und im Landesausschuß hätte Moritz Mohl gewiß dagegen protestirt, wenn man, auch nur um diesen Uebertritt zu verhüten, bloß 25 Gulden aus der Tasche des Volkes hätte verschwenden wollen. — Einer anderen tragischen Geschichte — jenes echte Königsgeschlecht muß ja mehr oder weniger ein Atriden-Geschlecht sein — begegnet man in der Familien-Galerie. In diesem langen Saale rechts und links hängen die Bildnisse der württembergischen Regenten von Eberhard im Bart angefangen bis auf den vor 3 Jahren verstorbenen König Wilhelm und diejenigen Fürstinnen, welche dem Lande einen Thronfolger gegeben haben. Es ist zwar interessant,

einem Herzog Ulrich, dem Mörder seines Freundes, einem Herzog Christoph, dem Befestiger der Reformation, und andern ins Gesicht zu sehen, aber von Schönheit und auffallender Bedeutsamkeit ist weder bei den Regenten noch bei ihren Frauen die Rede. Unter den Ersteren zeichnen sich mehrere sogar durch ausgezeichnete Häßlichkeit aus. Nur am Ende der Gallerie fesselt ein weibliches Porträt voll Milde und Anmuth Schritt und Blick des Besuchers — und gerade diese einzige Persönlichkeit, die hier Sympathie einflößt, hat ein räthselhaft trauriges Schicksal. Es ist das die Mutter des verstorbenen Königs, Maria Carolina von Braunschweig, über deren Lebensende selbst ihr Sohn, der König, wie man sagt, sich niemals Gewißheit zu verschaffen vermochte. An den, brutalen und unnatürlichen Lastern hingegebenen Prinzen Friedrich, den nachmaligen ersten König von Württemberg, verheirathet, soll sie sich, wie die Sage erzählt, als ihr Gemahl noch Gouverneur von Finnland war, unter den Schutz ihrer mütterlichen Freundin, der Kaiserin von Rußland, gerettet und diese sie dem widerwärtigen Gatten mit Gewalt entzogen haben. Man erzählt ferner, daß sie sich später unter anderem Namen an einen russischen Großen verheirathet und in der Zurückgezogenheit ein glückliches Leben geführt habe. Wieder Andere behaupten, daß sie in einem russischen Kloster beendete. In Württemberg selbst bringt man ihre Geschichte mit jener geheimnißvollen in Verbindung, nach welcher der Straßburger Scharfrichter mit Gewalt aus seinem Hause entführt und nach mehreren Tagereisen in ein unterirdisches Gemach gebracht worden, wo man ihn zwang, einer schönen Frau den Kopf abzuschlagen. Aber diese Geschichte gehört einer früheren Zeit an, wenn sie sich nicht etwa wiederholte. Thatsache ist, daß die schöne und liebenswürdige Prinzessin spurlos verschwand und daß ihre Geschichte, wie man versichert, trotz aller Anstrengung, sie aufzuhellen, bis auf den heutigen Tag in tiefstes Dunkel gehüllt ist. Was uns in dieser Familien-Galerie ferner auffiel, ist der Umstand, daß nur noch für ein einziges Porträt Raum da ist, was uns nothwendig ominös erscheinen und an den Römer in Frankfurt, wie an den Dogensaal in Venedig erinnern mußte, wo mit dem Raum für die Kaiser und für die Dogen auch die Zeit für die Dogen- und Kaiserherrlichkeit zu Ende ging. Aber auch unsere Zeit spielte noch kleine Stückchen Geschichte in Ludwigsburg ab. Im Jahre 1848 flüchtete sich auch König Wilhelm, um seiner illoyalen Residenz Stuttgart eine Lection zu geben, in diesen „Schmollwinkel" der württembergischen Regenten, und hier war es in dem großen Festsaal, wo er alle seine hohen Offiziere versammelte und in einer Rede bei ihnen anfragte, was er — es war schon im Jahre 1849 — von ihrer Loyalität dem revolutionären Voke und der Reichsverfassung gegenüber zu erwarten hätte? Sie antworteten mit dem Rufe: „Es lebe der König und die Reichsverfassung!" Darauf wendete ihnen der König den Rücken und verließ den Saal. Die Folge dieser Scene war die officielle Anerkennung der Reichsverfassung. In diesen selben kritischen Tagen soll, wie man erzählt, König Wilhelm den Asperg hinaufgestiegen sein, um sich bei dem berüchtigten Journalisten Elsner, den er gekauft hatte, Raths zu erholen. Ob ihm da, als er das steile Schwitzgäßchen hinaufstieg, nicht schlimmer zu Muthe war, als einige Wochen später den Demokraten, die er nach besiegter Revolution denselben Weg hinauftransportiren ließ? — So sind wir mit großen Sprüngen in unserer Zeit angelangt, die in Ludwigsburg, da es zu einem bloßen Wittwensitz geworden, aufhört, interessant zu sein. Mit einem gleich großen Sprunge begeben wir uns in die Anlagen rings herum, nur um überall Verfall und Ruin zu constatiren. Der See versumpft, die Treppen verschieben sich, die Geländer sind zerbrochen, die Cataracte träufeln, die Grotte Pausilippo ist ein dumpfes feuchtes Kellerloch, und in der Emichsburg, der künstlichen Ruine, wimmern die Aeolsharfen — wir wissen nicht, ob über diesen Verfall oder als Nachklänge der Seufzer, die einst das Württemberger Land, damals noch um die Hälfte kleiner als jetzt, über diese ganze Schöpfung, über diese ganze Lust und Pracht seiner Herzoge ausgestoßen.

Eine bedenkliche Zimmerverwechselung.

Von Chicago meldet die „Jll. Staatszeitung" folgende interessante Scene: In einem unserer größeren Hotels ereignete sich vor einigen Tagen ein amüsanter Vorfall, welcher uns allerdings nur unter dem Siegel tiefster Verschwiegenheit mitgetheilt wurde, der aber zu gut ist, um unberücksichtigt zu bleiben. Im besagten Hotel kamen zwei junge Ehepaare an; die Herren sowohl als die Damen waren Bekannte, und hatten beschlossen, die Hochzeitsreise zusammen zu machen; zur Bequemlichkeit der jungen Frauen ließen sie sich zwei an einanderstoßende Zimmer geben. Die beiden Herren wollten aber das Nützliche mit dem Angenehmen verbinden, und beschlossen während ihres Aufenthaltes in unserer Stadt verschiedene Geschäfte zu erledigen, ehe sie die Reise nach New-York fortsetzten, und in Folge dessen, waren sie während des größten Theiles des Tages vom Hotel abwesend. Vor wenigen Tagen kamen sie Abends von ihren Geschäftsgängen mit der für die jungen Damen nicht sehr tröstlichen Nachricht heim, daß sie nochmals auszugehen hätten, da ein wichtiges Geschäft verlange, daß sie den Chef einer Lakestr. Firma noch heute Abend sähen, da sie ihm versprochen hätten, um 8 Uhr noch einmal bei ihm vorzusprechen. Den Frauen blieb unter diesen Umständen nichts übrig, als sich so gut wie möglich die Zeit zu vertreiben und dann — zu Bette zu gehen.

Allein unsere Freunde befanden sich noch nicht lange genug im ehelichen Joche, um das Jungselge-

lenleben schon gänzlich vergessen zu haben, und so kam es, daß sie nach Erledigung des betreffenden Geschäftes die Einladung ihres Geschäftsfreundes zu einem Glase Wein und einigen Austern bereitwilligst annahmen. Aus einem Glase Wein wurde aber, wie nicht anders zu erwarten stand, mehrere; sogar Flaschen wurden daraus, und die Courthausglocke hatte bereits Mitternacht geschlagen, ehe an den Ausbruch gedacht wurde.

In außerordentlich gehobener Stimmung, wie man sie nur haben kann, wenn man einige Flaschen 65er eingenommen, und in welcher einem selbst der Einsturz des Erdballs höchstens ein verächtliches Achselzucken abnöthigen würde, kehrten die beiden neubackenen Ehemänner in ihr Hotel zurück, wo ihre Frauen seit mehreren Stunden bereits den Schlaf der Gerechten schliefen.

Wir müssen jetzt vorausschicken, daß der eine der Herren einen vollen Bart trug, während sein Freund sein Gesicht glatt rasirt hatte.

Im Hotel angekommen, ließen sie sich von einem der schläfrigen Aufwärter nach oben führen, öffneten die betreffenden Zimmerthüren so leise als möglich, um die Gattinnen nicht zu wecken und dadurch einer Gardinen-Predigt, vielleicht der ersten, aus dem Wege zu gehen, schälten sich aus ihrer Garderobe, und schliefen natürlich augenblicklich so fest, wie man nur mit einigen Flaschen 65er im Magen schlafen kann.

Einer der Herren hatte jedoch die üble Gewohnheit im Schlafe zu schnarchen; Dame No. 1, welche derartiges noch nicht bei ihrem Gatten wahrgenommen hatte, wachte von dem Geräusch auf, und in der Annahme, daß ihrem Charles unwohl geworden sei, schlang sie besorgt ihren Arm um den Hals desselben.

Aber, heiliger Crispinus, was war das? statt des sorgfältig rasirten Gesichtes ihres Mannes, fühlte sie einen langen Bart an dem Gegenstand ihrer Zärtlichkeit. Entsetzt sprang sie aus dem Bette, und stieß ein so fürchterliches Geschrei aus, daß sämmtliche Bewohner des Corridors alarmirt wurden. — Ihre Freundin im benachbarten Zimmer erwachte natürlich ebenfalls, als sie das Geschrei hörte; rüttelte den neben ihr festschlafenden Gatten, indem sie rief: „Um Gotteswillen John, steh' schnell auf, ich glaube, es wird Jemand ermordet!“ Aber bei dem Rütteln machte sie die Entdeckung, daß dem Gesichte der schöne Bart fehle, und daß es also nicht ihr Gatte sei, welcher dasselbe Bett mit ihr occupirte. — Auch sie sprang jetzt aus dem Bette und schrie mit aller Kraft ihrer Lungen um Hülfe. Das im stärksten Fortissimo gehaltene Duett der beiden erschreckten Frauen brachte natürlich in kurzer Zeit ein Dutzend Aufwärter herbei. In der Eile, um den, wie man mit Recht annahm, in größter Gefahr schwebenden Personen, schnell zu Hülfe zu kommen, wurden ein halb Dutzend verkehrter Thüren erbrochen, bis man endlich an die rechten kam. Da klärte sich die Geschichte jedoch schleunigst auf — die beiden Freunde hatten des süßen Weines voll die Zimmer verwechselt, das war Alles. Die Sache erregte am nächsten Morgen nicht geringe Heiterkeit, aber doch hielten es die beiden Paare für das Beste, den nächsten Zug ostwärts zu nehmen, und der Scene dieser übrigens noch ganz gut abgelaufenen Affaire so schnell als möglich den Rücken zu kehren.

---

* **Abraham a Santa Clara,**

der alte Ascet, stellte einst über Musik folgende, in seiner besondern Sprachweise höchst ergötzlich klingende Betrachtung an:

„Salvo! meine schöne Grammattica und Rhetorica. Servitor! meine schöne Logica und Arithmetica. Basioleman! meine schöne Geometria und Astromina. Aber sei du mir tausendmal willkommen, meine löbliche, liebliche, künstliche, köstliche, vornehme und angenehme Musika! Andere seynd zwar freye Künsten, du aber bist eine freye und fröhliche Kunst; du bist eine Portion vom Himmel, du bist ein Pflaster für die Melancholy, du bist eine Versöhnung der Gemüther, du bist ein Sporn der Andacht, du bist ein Kleinod der Kirchen, du bist eine Arbeit der Engel, du bist ein Aufenthaltung der Alten, du bist eine Ergötzlichkeit der Jungen. — Der Gesang und die Musik ist absonderlich dem allmächtigen Gott angenehm, dann wie die drei Knaben in den feurigen Babylonischen Ofen seynd geworfen worden, da haben sie alsobald angefangen eine schöne Muteten zu singen, dann ihnen nicht ein Haar verletzt worden, sondern ist ihnen der entzündende Ofen vorgekommen, wie eine kühle Grotte.“

---

* (**Ein Mississippi-Dampfer als Zeitungsherausgeber.**) Das „Louisville Volksbl.“ schreibt: An Bord des famosen Dampfers „Belle Lee“, dessen mächtige und practische Bauart die gerechte Bewunderung Aller erregt, wird eine Zeitung herausgegeben. Das Blatt enthält vier Quartseiten gewöhnlichen Lesestoffes und zählt zu seinen Mitarbeitern ausschließlich Passagiere, welche sich bemühen, die Vorkommnisse während der Reise humoristisch, oder ernst, je nach dem das Thema lautet, aufzuzeichnen.

---

* (**Aus der maurischen Welt.**) Am Abend des 14. März ist Henri de Bourbon, Bruder des Königs von Spanien, in die Pariser Loge Henri IV. aufgenommen worden. — Seiner Aufnahme gingen sehr lebhafte Debatten voraus, an denen sich Brüder von allen Riten betheiligten. — Der spanische Prinz, der in Paris als Flüchtling lebt, erhielt die ersten Grade zu gleicher Zeit mit einem schlichten Zimmermaler. — Die obengenannte Loge zählt auch Abd-el-Kader zu ihren Mitgliedern.

Feuilleton.

* Der Graf als Schäfer und Schaf.
In einer Laube von Jasmin
Saß jüngst einmal die Schäferin,
Zu ihren Füßen lag der Graf,
Zugleich als Schäfer und als Schaf.

* Montaigne pflegte sich in seinen Schriften gewöhnlich des Ausdrucks zu bedienen: „Das werden wir hier unten gleich weiter besprechen."

Eines Tages, als er auf einer steilen Treppe ausgleitete, rief ihm sein Diener nach:

„O, mein Gott, gnädiger Herr, wie wird das werden?"

Der kaltblütige Montaigne, der nicht so leicht den Kopf verlor, anwortete im vollen Hinunterpoltern:

„Das werden wir hier unten gleich weiter besprechen!"

* (Das beste Mittel.) Neffe: „Was soll ich thun, lieber Onkel, ich liebe Bertha so leidenschaftlich, daß ich Tag und Nacht keine Ruhe finde, ich verzehre mich in Sehnsucht." Onkel: „Da weiß ich das beste Mittel aus eigener Erfahrung. Heirathe so schnell als möglich Deine Bertha, dann wird recht bald die große Liebe ein Ende nehmen."

* (Der Mucker.) Der Mucker, homo conventiculus mucans (Oken), gedeiht in ebenen Gegenden und Thälern, auf dem Dreibein und hinter dem Webestuhl, weniger und seltener auf Bergen. Ziemlich gemein ist er um Halle, im Wupperthale, in Barmen, Elberfeld, Königsberg, Basel und Berlin, sowie in mehreren andern Gegenden und in China. — Platen singt von ihm:

„Das Volk der Pietisten
Mit albernem Gefasel
Blockirt Berlin und Basel."

Er nährt und erhält sich von zahmen und frommen Redensarten, mit denen er auch Hungrige speist; sein Lieblingsgetränk ist Spreewasser. Gott hat er immer auf den Lippen, den Teufel im Herzen. Er flucht nie öffentlich, blos im Geheimen. Von Wundern hält er mehr als von der Arbeit. Die ewige Seligkeit ist ihm hier schon ganz gewiß; er allein ist auch bevollmächtigt, Anderen sichere Anweisung darauf auszustellen.

Sein Gang ist stets würdevoll und feierlich, die Sprache gedämpft, Auge und Blick gesenkt.

Seine Neigung zur Sanftmuth, zu lichtlosen Versammlungen und zum sündigen weiblichen Geschlecht ist bekannt und berühmt.

Böses wünscht er seinen Feinden niemals, er erweist es ihnen lieber sogleich selbst.

Der Mucker hat zwei Beine. Zwei Mucker machen ein Paar und zwölf ein Dutzend.

* (Zwei Helden.) „Kennen Sie mich nicht?„ sagte ein Kentucky Soldat zu seinem ehemaligen Befehlshaber.

„Nein Freund, ich kenne Sie nicht."

„Wissen Sie nicht, daß Sie mir einst das Leben retteten?"

„Nun wie ging das zu?"

„Je nun, werther Herr, ich stand bei der Schlacht von Fort Donelson unter Ihrem Commando und als Sie beim Beginn der Schlacht fort liefen, lief ich Ihnen nach — sonst wäre ich vielleicht getödtet worden. Gott segne Sie als mein Wohlthäter und Beschützer!"

* Der Herausgeber einer Zeitung in einer benachbarten Stadt, welcher einen Kahlkopf hat, hat eine Belohnung von 1000 fl. für eine Erzählung, die so tragisch sein muß, daß ihm die Haare zu Berge stehen, ausgeschrieben.

* (Triftiger Grund gegen Eisenbahnen.) — In einer Sitzung des württembergischen Abgeordnetenhauses im Herbste 1865 sagte ein bäurischer Abgeordneter über eine Eisenbahnbewilligung:

Für Disebahne sollt ma schier goar nix awende. Dui mache de Loit blos verschwenderisch. I hau zwoa Bube uf der Universität in Tübinge ghett. Der Oan hat jedesmol hoam laufe müsse, wenn's in d'Vaganz gange isch und do hot er nit meh wie höchste Fall sechs Batze brauche derfe.

Der Kloan, der Blitzbub, ritscht de ganz Sunntag uf der Bah' rum; er fahrt amol af Stuagert, en anerschmol af Horb, wie wann i de gröschte Boitel hett im Schwobeländle.

Wann ebber sehe will, was de Disebahne nutze, der braucht blos seine Bube e Johr lang af Tübinge z'schicki.

* Rom. "Ich kann Ihnen auf das Bestimmteste mittheilen, daß der Papst seit einiger Zeit „wieder herrlich in der Welt lebt."

Paris. Heute Morgen las man an einem Hauptportal der Tuilerien ein Plakat, das in deutscher Uebersetzung lautet:

„Dein Gebäude kann gekrönt erst heißen,
Wenn von fern Du siehst es niederreißen."

---

* Räthsel.

So bekannt als ich es bin,
Ist wohl keine Stadt auf Erden:
Denn in mir muß, — Gott befahl's —
Jeder Mensch geboren werden.

Redaktion, Druck und Verlag von Ph. Rohr in Kaiserslautern.

Pfälzisches Sonntags-Blatt.

Belletristisches Beiblatt der „Pfälzischen Volkszeitung."

Nr. 14. Sonntag, den 5. April 1868.

* Deutschland vor hundert Jahren.

In dem trefflichen Werke: „Deutschland im 18. Jahrhundert, von Professor Biedermann" lesen wir: „Das Reisen war im vorigen Jahrhunderte ein sehr aristokratisches Vergnügen, insofern es viel Zeit und Geld erforderte; in anderer Hinsicht freilich wieder das Gegentheil, wenn man die Unbequemlichkeit in Betracht zieht, welcher der verwöhnteste und reichste Aristokrat auf einer Reise durch Deutschland damals sich unterwerfen mußte. Der arme Handwerksbursche kann jetzt ungleich schneller, sicherer und mit größerer Bequemlichkeit Reisen von Hunderten von Meilen machen als vor hundert Jahren der reichste Baron. Es gehörte in jenen Zeiten ein großer Entschluß dazu, sich auf eine weite Reise zu begeben und man darf sich daher nicht wundern, wenn selbst Gelehrte von europäischem Rufe wie z. B. Cant ihr Leben beschlossen, ohne jemals den nächsten Umkreis ihres Wohnortes überschritten zu haben. Eine Reise Schlözers nach Süddeutschland und Italien erscheint in dessen Briefen wie ein Ereigniß und da er vollends beschließt, die Tochter mitzunehmen, so erregt dieser heroische Entschluß in den weitesten Kreisen kopfschüttelnde Verwunderung. Schlözer las ein besonderes „Reisecollegium" für seine reichen und vornehmen Zuhörer in Göttingen. Darin berechnete er die Reisekosten für eine Person zu einem Dukaten auf die deutsche Meile. Das gäbe auf die Tour von Leipzig nach Frankfurt 130 — 140 Thaler, während man diese Reise jetzt mit dem vierzehnten Theile dieses Aufwandes luxuriös macht...

Es erregt fast ein ungläubiges Lächeln, wenn man liest, wie im vorigen Jahrhundert ein Brief von Frankfurt bis Berlin nicht weniger als neun Tage brauchte und einer von München bis Augsburg, der jetzt in 3 — 4 Stunden befördert wird, nicht unter zwei Tagen an seine Adresse gelangte. Dazu kam noch die Langsamkeit und Unregelmäßigkeit der Bestellung von angekommenen Briefen am Orte selbst. Sogar in der preußischen Residenz beschwerte man sich, daß Briefe oft erst 1 — 2 Tage nach ihrer Ankunft abgegeben würden und eine besondere Verordnung von 1770 schärfte den Briefträgern ein, die Briefe vom Postamte nicht blos einmal, sondern zweimal abzuholen...

Bis an das Ende des vorigen Jahrhunderts zeigte sich die schamloseste und ausgebreitetste Bettelei. Schaarenweise zogen gesunde, starke Leute von Ort zu Ort, von Land zu Land, Musik machend, Almosen fordernd, nach Befinden auch stehlend und raubend. Ganze Familien mit all' ihrem Hausrathe sah man auf einer beständigen Wanderschaft. Die verschiedensten Gesellschaftsclassen lieferten ihr Contingent zu diesem Proletariate. Noch 1747 klagt die markgräflich-badische Regierung über das häufige Umherziehen von „bettelnden Edelleuten, deren Weibern, Wittwen und Waisen, Offiziers und deren Angehörigen, Pfarrern und Schullehrern, entlassenen Beamten, Bekehrten, reisenden Sängern und Studenten, Musikanten 2c." Nach mehr als einem vollen Menschenalter war dies Uebel noch immer sehr groß. Die Kreisstände Schwabens verbanden sich 1784 zur Fortschaffung aller auswärtigen Bettler, namentlich der „Convertiten, Waldbrüder, angeblichen italienischen Geistlichen, Prinzen vom Berge Libanon, Offiziers mit ihren Frauen und Töchtern, Brandcollektanten" 2c. Noch im Jahre 1803 wurden in Leipzig 8438 fremden Bettlern öffentliche Almosen geschenkt, darunter Summen von $\frac{1}{2}$ — 3 Thaler an „Personen aus höheren Ständen." Garve erzählt von einem Bettlerorden in Schwaben, den sogenannten „Freileuten", welche nichts thaten als betteln und sich damit entschuldigten, daß sie keine Arbeit gelernt hätten. In Bayern mußte man in den 80. Jahren vier Regimenter Cavalerie aufbieten, um die über das ganze Land verstreuten fremden Bettler aufgreifen zu lassen. Den Hausbesitzern auf dem Lande und in den Städten droheten die Bettler laut und offen mit Brandstiftung, sie drangen auch wohl mit Gewalt in die Stuben ein und gingen nicht eher fort, bis man sie befriedigt hatte. Freilich gab es damals auch gar viele, welche der Fürbitte eines bettelnden Landstreichers eine segenbringende, oder seinem Fluche eine unheilbringende Kraft beimaßen 2c."

Die Antwort des Kaisers Joseph II. auf ein Pasquill.

Das in Brünn erscheinende, vom Pfarrer Trautenberger redigirte evangelische Monatsblatt: „Halte, was du hast" erzählt uns in Nr. 3 folgendes interessante Geschichtchen: Die Wittwe des französischen Königs Karl IX., Elisabeth (eine Tochter Maximilians II.), erbaute in der Dorotheegasse zu Wien ein Nonnenkloster, welches der Stifterin zu Ehren den Namen „Königskloster" erhielt. Von Kaiser Joseph aufgehoben, kam dasselbe in den Besitz des Wiener Magistrats, der es am 12. März 1783 öffentlich versteigern ließ. Bei dieser Gelegenheit erstand die evangelische Gemeinde A. C. die Klosterkirche nebst sieben Zimmern um 27,750 fl. und begann die Kirche zum evangelischen Gotteshaus herzurichten. Da fand

man eines Tages an der Mauer folgende Schmähschrift angeheftet:

„Dieser Tempel war einst zum Dienste des allmächtigen Gottes von den frömmsten Beherrschern Oesterreichs eingeweiht, war die Wohnung heiliger Jungfrauen des unbefleckten Lammes. Aber es plünderte darin die Kirchenschätze, zerstreute in alle Welt die geheiligten Nonnen und warf aus ihren Grüften die Gebeine der Verstorbenen jener Kirchenräuber, Verführer der Braut Christi und Schwächer reiner Jungfrauen — des Martin Luther's Anhänger und Nachfolger — Joseph der Zweite, ein Lothringer von Geburt, uneingedenk der göttlichen Barmherzigkeit, welche ihn auf den Thron erhoben, ein berüchtigter Verächter heiliger Kirchengesetze. Nach Gelde dürstend und von schändlicher Gewinnsucht entflammt, begünstigt und befördert er alle Ketzereien und ist selbst kein Mann von Religion. Nun hat er ein seit Jahrhunderten unerhörtes Beispiel gegeben, eben diesen Tempel zum Sammelplatze der Gräuel diebischerweise verkauft und angewiesen."

Wenige Stunden darauf war diese freche Schmähschrift in den Händen des Kaisers. Und was that Joseph? Er ließ sie Wort für Wort drucken, das Stück für sechs Kreuzer verkaufen und das gelöste Geld den Vorstehern der evangelischen Gemeinde A. C. zur Unterstützung der evangelischen Armen übersenden. Das Blatt ist heute noch vorhanden; es ist in klein Quart auf Schreibpapier gedruckt, besteht aus 18 Zeilen und ist überschrieben: „Pasquil gegen den Kaiser, so an der Lutherischen Kirche in Wien gestanden, welches Ihre Kaiserliche Majestät aber abdrucken lassen und das dafür eingekommene Geld der protestantischen Kirche geschenkt haben."

Ein russischer Emporkömmling.

Bei Düssaux in der „großen Morskoi" in Petersburg (einem berühmten Restaurant) saßen 6 Offiziere in blitzenden Uniformen und tranken Champagner. Sie gehörten dem Gardekorps zu Pferde an, das mit der weißen Uniform auf glänzenden Rappen und dem goldenen Harnisch und Helm bei jeder großen Parade ein wahres „Brillantfeuer" macht. Nicht weit von den zechenden Herren saß im langen, schlichten Kaftan und mit langem ungepflegtem Barte ein unscheinbares Männchen vor einem Liqueurglase. Dasselbe war schon lange die Zielscheibe des Witzes der Offiziere. Bei jedem Pfropfen, der knallend gegen die Decke flog, wurde dem perlenden Champagner und dem Reichthum, der ihn „wie Wasser" trinken kann, ein Hoch gebracht, während der fadenscheinige Kaftan verhöhnt wurde.

Als die Offiziere die Pfeile ihres Spottes immer schärfer schnitzten, zuckte ein Lächeln der Verachtung um die Lippen des Männleins. Er rief heiser nach dem Kellner. Derselbe erschien zögernd.

„Bringe sechs Flaschen vom besten Champagner!" befahl der Kaftan.

Der Kellner zögerte.

„Hast Du nicht gehört, was ich gesagt habe?" fragte der Mann im Kaftan mit schneidender Stimme.

Der Kellner brachte das Verlangte und sechs Gläser dazu.

„Bringe die Gläser wieder fort und hole ein Waschbecken, so groß, als Du es bekommen kannst!" befahl der Unscheinbare.

Der Kellner zögerte wieder und leistete erst der wiederholten energischen Aufforderung Folge.

„Ein Stück Seife!" lautete der neue Befehl.

Es wurde gebracht.

„Ein Handtuch!"

Auch dieses wurde verabreicht.

„Entkorke die Flaschen!"

Es geschah.

Das Männlein ließ jetzt das Waschbecken bis an den Rand mit dem perlenden Trank füllen, streifte dann die Aermel des Kaftan zurück, wusch sich mit Seife in der kostbaren goldschimmernden Flut, trocknete die Hände, legte eine Hundertrubelnote auf den Tisch, warf einen Blick der tödlichsten Verachtung auf die schimmernde Elite des Gardekorps und verließ dann den Restaurant.

Ob den Offizieren hinterher der Champagner noch geschmeckt hat? Das Männlein hatte sich aus dem Bauernstande zum Beherrscher von Millionen emporgeschwungen — so viel dürfen wir noch verrathen.

Vier Männer mit gutem Appetit.

Vielleicht erinnern sich Manche eines jungen Menschen in Schleswig, der jetzt, wenn er noch lebt, erst ungefähr vierzig Jahre alt sein mag. Krischan Surmelk — so nannte man ihn in seiner Vaterstadt allgemein — war geradezu nicht zu sättigen. Man hat gesehen, daß er ein Schwarzbrod von 6 Pfund Gewicht trocken niederschlang, ohne eine Spur von Sättigung zu empfinden. Einer Hausfrau in deren Küche er trat, als sie für 8 Personen Pfannkuchenteig eben angerührt hatte, fraß er diesen während ihrer Abwesenheit in einem Nu weg, und während der Idstedter Schlacht — er diente in der Schleswig-Holsteinischen Armee als Tambour — versteckte er sich aus Furcht in dem Backofen eines Bauern, der nach Schleswiger Sitte frei im Garten stand, und verzehrte dort trotz seiner Herzensangst das erst halb gebackene, heiße Brod, welches der Familie und dem Gesinde des Bauern auf acht Tage zur Nahrung dienen sollte.

Aber es hat noch viel ärgere Fresser gegeben. Man dürfte den Angaben darüber gar nicht glauben, wenn nicht die meisten durch die zuverlässigsten Zeugen constatirt wären.

Der Kaiser Maximinius soll bei einer Mahlzeit oft 40 bis 65 Pfund Fleisch gegessen und einen Eimer

Wein dazu getrunken haben. Der britische General Hardwick versicherte als Augenzeuge, daß er einen Hindu gekannt habe, der jedesmal 1 bis 2 Schafe mittlerer Größe, also, die ungenießbaren Theil abgerechnet, etwa 64 Pfund verzehrt.

Bekannt ist besonders der Wittenberger Freßkahle, ein Gärtner, Jacob Kahle in Wittenberg. Schon in seinem dritten Jahre verschlang er Steine und mußte als Soldat bei der Einquartierung für 8 Mann gerechnet werden. Zum Frühstück verzehrte er ein Spanferkel, zum Mittagsmahl einen Hammel mit Haut und Knochen. Harte unverdauliche Sachen, also das Tischgeschirr, Glas und Steine schien er zur Verdauung nöthig zu haben.(!) Zum Spaß verzehrte er sogar einmal den Dudelsack eines Dorffiedlers. Er wurde 80 Jahre alt. Seine Mutter und Großmutter hatten auch schon Steine verschluckt.

Ihm ähnlich war ein Passauer, Namens Kolnicker. Auch er bedurfte, um sich zu sättigen, im dritten Jahre schon Steine und unverdauliche Sachen, sogar Metalle, besonders Eisen. Steine trug er deswegen fortwährend in den Taschen, und schleppte sogar einen Centner solcher Lebensmittel mit sich, als er einst nach Holland reiste und erfuhr, daß dort Mangel an solchen sei. Seine Eltern und seine Großmutter hatten auch schon Steine verzehrt. Wegen seiner Gefräßigkeit als Soldat verabschiedet, ließ er sich als Fresser für Geld sehen. So verzehrte er in Dresden binnen 8 Stunden zwei ganze Kälber und trank 12 Maaß Wein dazu. In seinem 41. Jahre starb er zu Ilefeld am Schlagflusse, wahrscheinlich in Folge der genossenen Speisenmenge. Man fand in seinen Gedärmen eine Menge Metalle und 1 Pfund 6 Quentchen Steine.

Ein kostspieliges Aufgebot.

Die „Gerichts Ztg." erzählt: Ein Berliner höherer Militairbeamter verheirathete seine Tochter an einen in Stettin wohnenden Kaufmann. Die Trauung fand in Berlin statt, nachdem das Aufgebot auch im Wohnort des Bräutigams erfolgt war. Während der Abwesenheit des jungen Ehemannes fand sich in dessen Wohnung der Küster der Kirche, bei dem das Aufgebot erfolgt war, ein und überreichte eine Quittung über 25 Thlr. 18 Sgr. 9 Pf., welche an Gebühren für das einfache Aufgebot gefordert wurden und erhielt von der Wirthschafterin des Kaufmanns, die der Kirche gegenüber sich zu keiner Ausstellung für berechtigt hielt, leider auch Zahlung ohne jeglichen Vorbehalt. Als das junge Ehepaar von der Hochzeitsreise zurückkehrte, war dasselbe natürlich nicht wenig erstaunt über die Höhe der eingezogenen Summe, zumal die Quittung ganz allgemein gehalten war. Der Kaufmann begab sich daher zu dem betreffenden Geistlichen und bat um Aufklärung, erhielt diese aber nur dahin, daß ihm mitgetheilt wurde, man sehe selbst ein, daß die Gebühren enorm seien, dürfe sich aber nichts vergeben und denke daher gar nicht daran, eine Verminderung derselben vorzunehmen. Dagegen ließ man sich doch herbei, eine specificirte Liquidation aufzustellen. Wir wollen dieselbe zum Nutz und Frommen aller Heirathslustigen hier wörtlich mittheilen. Sie lauten (mit Randglossen): Traugebühren dem Pfarrer — der nicht getraut hat 5 Thlr. Opfer — ebenso für den Pfarrer, der nicht getraut hat — 10 Thlr. Aufgebot — die einzige hier wirklich vorgenommene Amtshandlung, die wohl 5 Minuten Zeit beansprucht haben mag — 3 Thlr. An die Schule — was die bei der Trauung zu thun hat, ist nicht gesagt — 2 Thlr. Katechumenen-Gebühren — wie vorsorglich man in Stettin ist — 2 Thlr. An den Organisten — für Zuhausebleiben wahrscheinlich — 2 Thlr. An den Glockenläuter — dto. dto. 1 Thlr. An den Blasbalgtreter — der nicht getreten — 15 Sgr. Hebeammen-Institut — horribile dictu! 3 Sgr. 9 Pf. macht 25 Thlr. 18 Sgr. 9 Pf. Der Vater der Braut, dessen Säckel für diese Gebühren in Anspruch genommen wurde, wendete sich zunächst an das Consistorium der Provinz Pommern und bat um Abhilfe, erhielt von demselben auch den Bescheid, daß die Liquidation auf einem Irrthum beruhe und die betreffende Geistlichkeit angewiesen sei, die zu viel erhobenen Gebühren zurückzugeben und nur die für das Aufgebot des Bräutigams ihr zukommenden Sporteln zu behalten; als der Schwiegervater sein Geld zurückverlangte, wurde ihm von dem Geistlichen jedoch erklärt, davon könne gar keine Rede sein, das Consistorium habe Unrecht, der evangelische Ober-Kirchen-Rath werde schon besser Bescheid wissen, und habe er — natürlich allein im Interesse des Kirchenrechts — an diesen appellirt. Und der Pfarrer hatte Recht. Der Oberkirchenrath hat die Liquidation für durchaus gerechtfertigt erklärt, und die Kirche behält, was sie genossen. — Der Mann, der für fast Nichts beinahe 26 Thaler hat bezahlen müssen, hat nun die eigenthümliche Ansicht aufgestellt, daß er nur für wirkliche Handlungen zu bezahlen brauche und verlangt, daß noch nachträglich gepredigt, georgelt, Blasbalg getreten, Glocken geläutet u. s. w. werde — was er darauf wohl für eine Antwort erhalten wird?

* (Des Gatten Wunsch.) — Die Frau liest aus der Zeitung:

„Es giebt so grausame Sclavenhändler in Süd-Amerika, daß sie, selbst die heiligsten Bande nicht achtend, den Mann vom Weibe trennen und beide in weit von einander entfernte Gegenden verkaufen."

„Welch' glückliches Land," erwiederte der Mann seufzend. „O, warum bin ich nicht ein Sclave in jenem ewig gelobten Süd-Amerika bei einem von den grausamsten jener Menschenhändler."

* Wo wird das Wasser am theuersten verkauft?

Zu der Apotheke.

Wonach wächst das Korn am stärksten?

Nach der Mühle.

Feuilleton.

* Nachtwächter-Lied.

(Schluß.)

Hört, Ihr Herren und laßt Euch sagen —
Die Glocke hat Eins geschlagen!
Ein Recht nur kann das rechte sein,
Das ist so klar als Ein mal Ein;
Doch Der, dem alle Einigkeit
Verhaßt ist schon seit ew'ger Zeit,
Der hat zwei Rechte uns geschafft
Mit seiner Krieger Arbeitskraft:
s' hat Recht und List geschlagen.

Hört, Ihr Herren und laßt Euch sagen,
Die Glocke hat Zwei geschlagen!
Zwei Pfade führen zur Ewigkeit,
Nur schmal der gute — der böse breit!
Und die Lehrer, die von des Abgrunds Rand
Uns leiten sollen mit treuer Hand,
Sie führen uns sollen zum guten Pfad,
Gegen die wird gewühlet mit Wort und That:
's hat „Junkerthum" geschlagen!

Hört, Ihr Herren und laßt Euch sagen,
Die Glocke hat Drei geschlagen!
Drei Heren brauten vor alter Zeit,
Zu nächtlicher Stunde groß Herzeleid;
Sie rühren den Kessel noch fort und fort,
Sie brauen noch immer am Haide-Ort,
Und tanzen jauchzend mit Elend und Tod,
Sie heißen: Krieg — Knechtschaft und Hungersnoth!
Ach, wären die Drei geschlagen!

Moderne Frühlingsgedanken.

„Zu Nutz und Frommen seiner Kollegen im Norddeutschen Reichstag" erfreut uns und hoffentlich auch unsere Leser ein Reichstagsmitglied mit folgenden, in den „Leipz. Nachr." zuerst abgedruckten Versen:

Wie groß ist des Allmächt'gen Güte,
Daß er noch Früchte sprießen läßt,
Noch duldet holder Blumen Blüthe,
Unholder Welt zum Frühlingsfest!

Daß er noch Nachtigallen schlagen,
Noch strahlen läßt des Himmels Licht,
Die Aecker läßt noch Aehren tragen:
Beim Himmel, ich begreif' es nicht.

Wenn ich der Liebe Gott mal wäre,
Ich hätte nicht so viel Geduld,
Ich ließ die Welt, bei meiner Ehre,
Mal büßen ihre Sündenschuld!

Ich ließ statt Blumen Zündkraut sprießen,
Und Lorbeer statt des Feldes Saat,
Statt Hälmchen müßten Säbel wachsen
Und Helme statt des Kopfsalat.

Die Aehren müßten Kugeln tragen,
Patronen wuchern überall
Und aller Nachtigallen Schlagen
Müßt rasseln grimm wie Trommelschall.

Aus den Kartoffeln in der Erden
Ließ ich der Bomben Eisenwucht,
Aus Rüben stracks Granaten werden,
Kartätschen aus der Gärter Frucht.

Statt Spargel müßten Bayonnette
Jedwedem Beet entspießen flugs,
Kanonen wachsen um die Wette,
Wo sonst die saft'ge Gurke wuchs.

Ich würde allen holden Reben
Statt süßen Weines Menschenblut,
Den Schafen Eisenpanzer geben
Statt ihrer Wolle trautem Gut

Ich würde Das und mehr noch kehren
Zu dem, wonach die Welt verlangt.
Und würde so sie mores lehren,
Daß ihr vor Wiederholung bangt.

Dann esset Bomben, schluckt Granaten,
Nascht Kugeln, riechet Zündkrautduft;
Nehmt Helm und Säbel zu Salaten
Und lauscht den Trommeln in der Luft!

Kocht Lorbeer Euch, laßt Bajonnette
In brauner Butter schmackhaft sein;
Trinkt Euch in Menschenblut zu Bette
Und macht in Senf Kanonen ein;

Macht Euch aus Eisen warme Röcke,
Daß Wärme Euch im Winter lab',
Vielleicht lernt so Ihr dann, Ihr Stöcke,
Wozu uns Gott den Frühling gab!

---

* Der Stettiner General Anzeiger vom 4. Februar 1868 enthält folgende komische Anzeigen:

— Ich sage noch allen den Freunden und Bekannten für die erzeigte Liebe, daß sie meine liebe Frau zu und in dem Grabe in ihre Ruhekammer begleitet haben, meinen herzlichsten Dank.

Stettin, den 11. Oktober 1860.

C. Meyer, Revier-Lootse.

— Todesanzeige. Heute Nachmittag 2¼ Uhr entschlief meine Frau, geborne Jähnicke, nach einem Krankenlager von 7 Monat 14 Tage, vielen Dank Denjenigen, die sie unterstützt haben.

August Mücke.

— Anständigen jungen Damen wird gründlicher Unterricht ertheilt im Schneidern; auch können sich welche melden, die sich frei lernen. Näheres kleine Ritterstraße No. 1, eine Treppe hoch, vorne.

— Es hat sich ein großer schwarzer Hund angefunden mit weiße Brust, 2 weiße Vorderfüße, und gelbe Hinterfüße, 2 gelbe Flecke über die Augen, eine gelbe Schnauze, beim Arbeitsmann Rittner zu Warsow.

* Kräftiger Trost. — Eine alte Jungfer ging zum Pfarrer und jammerte, sie glaubte sie komme in die Hölle.

„Tröstet Euch," sagte der Pfarrer, das wird nicht geschehen! In der Hölle ist Heulen und Zähneklappern, aber Ihr habet ja keine Zähe mehr zum Klappern."

Auflösung des Räthsels in Nr. 13.

Leiden.

Redaktion, Druck und Verlag von Ph. Rohr in Kaiserslautern.

Pfälzisches Sonntags-Blatt.

Belletristisches Beiblatt der „Pfälzischen Volkszeitung."

Nr. 15. Sonntag, den 12. April 1868.

* Die Liebe der Kinder.

Gedanken zum Osterfeste.

„Wenn das Frühroth des Lebens den heimlichen Kelch der Seele öffnet, so duftet Alles im Innern von Liebe. Wir lernen stehen und gehen, und sprechen und lesen; aber Liebe lehrt uns Niemand. Die gehört uns wie das Leben, ja, man sagt, sie sei der tiefste Grund unsers Daseins. Wie die Himmelskörper sich anziehen und zu einander neigen, und von dem ewigen Gesetze der Schwerkraft zusammengehalten werden, so neigen sich auch die Himmelsseelen zu einander und ziehen sich an und werden zusammengehalten von dem ewigen Gesetze der Liebe. Eine Blume kann nicht blühen ohne Sonnenschein, und ein Mensch kann nicht leben ohne Liebe. Müßte das Herz des Kindes nicht vor Angst brechen, wenn der erste kalte Schauer dieser fremden Welt es anweht, leuchtete ihm nicht aus dem Mutterauge und aus dem Auge des Vaters das warme Sonnenlicht der Liebe entgegen, wie ein milder Widerschein des göttlichen Lichts und der göttlichen Liebe? Und die Sehnsucht, die dann im Kinde erwacht, das ist die reinste und tiefste Liebe. Das ist die Liebe, die die ganze Welt umfaßt, die aufleuchtet, wo zwei offene Menschenaugen ihr entgegenleuchten, die aufjauchzt wo sie Menschenstimmen hört. Das ist die alte unermeßliche Liebe — ein tiefer Brunnen, den noch kein Loth ergründet — eine Quelle von unerschöpflichem Reichthum. Wer sie kennt, der weiß auch, daß es in der Liebe kein Maß giebt, kein Mehr und kein Minder, sondern, daß wer liebt, nur von ganzem Herzen, von ganzer Seele, von allen Kräften und aus ganzem Gemüthe lieben kann.

„Doch ach, wie wenig bleibt von dieser Liebe, ehe wir den halben Weg unserer Lebensreise nur vollendet haben! Schon das Kind lernt, daß es fremde Menschen giebt und hört auf ein Kind zu sein. Der Brunnen der Liebe wird verdeckt und mit den Jahren wird er ganz verschüttet. Unsere Augen leuchten nicht mehr, sondern ernst und matt gehen wir auf lärmenden Straßen aneinander vorüber. Wir grüßen kaum, denn wir wissen wie scharf es in die Seele schneidet, wenn ein Gruß unerwidert bleibt, und wie es thut von Denen zu scheiden, die wir einmal gegrüßt und deren Hand wir gedrückt haben. — Aus dem unerschöpflichen Brunnen der Liebe bleiben uns nur noch ein Paar Tropfen übrig, die uns die Zungen kühlen, daß wir nicht ganz verschmachten und diese Tropfen nennen wir denn auch noch Liebe; aber die reine, volle, frohe Kindesliebe ist es nicht mehr."

---

* Nachbarin und Nachbar.

In einer der vielen engen Straßen der Weltstadt London wohnte eine arme Blumenmacherin, Florette war ihr Name, und ein noch ärmerer Maler, Vincencio geheißen, sich in Dachstübchen gegenüber. Sah Vincencio aus dem Fenster, um einmal frische Luft zu schöpfen, so mußte sein Blick unwillkürlich in Florettens bescheidenes Zimmerchen fallen, und er konnte dann immer sehen, wie das fleißige Mädchen unermüdlich an ihren Blumen arbeitete, um sich ihren Tagesunterhalt zu verschaffen.

„Hm", dachte er „das Mädchen ist fleißig, schön (daß natürlich Florette mit allen Reizen der Schönheit ausgeschmückt war, versteht sich bei einem Romane von selbst) und arm wie ich." —

Vincencio hielt hier ein wenig in seinem Selbstgespräch ein, um gleichsam zur Bestätigung seiner Aussage einen Blick in das Innere seiner armseligen Dachstube zu senden; ja, Vincencio war arm, denn er hatte außer seiner Pfeife und den Zündhölzchen, welche treulich nebeneinander auf dem Kamine lagen, Nichts, was er auf dem ganzen Erdenrunde sein eigen nennen konnte. Ueber das Schicksal seines letzten Gemäldes, das er zur Ausstellung gesandt hatte, harrte er nun seit vier Wochen der Entscheidung. Staffelei, Palette, Pinsel, Farben — alles war verkauft und er trug den letzten Schilling in der Tasche und war dabei eine ganze Woche Miethe schuldig.

„Arm wie ich", wiederholte er. „Nein reicher", setzte er hinzu, „denn sie verdient sich wenigstens ihr täglich es Brod. Doch mag dies sein, wie es will ich liebe sie und werde sie heirathen; abgemacht!"

Da nun zu einer Heirath immer Zwei gehören, so war die Sache noch nicht so ganz „abgemacht", denn Florette schien in diesem Punkte ein wenig anderer Ansicht wie Vincencio zu sein, da sie ihn fast nie eines Blickes würdigte, obgleich sie seine Aufmerksamkeit schon längst bemerkt haben mußte.

„Dieser Mensch muß ein Narr sein", sagte sie zu sich selbst, „mit seinem ständigen Liebäugeln. Er wird mich sicher noch aus meinem Logis vertreiben, o, wie ich ihn hasse!"

Vincencio, der von allem diesem nichts wußte, ließ sich daher in Verfolgung seiner Lieblingsidee nicht irre machen und fuhr fort, Florette anzustarren. Endlich war es dieser doch ein wenig zu arg und — gesagt, gethan, sie packte ihr kleines Eigenthum zusammen und verließ ihr kleines Stübchen, um sich ein neues Logis zu suchen. In der Nähe mußte sie wohnen und zwar ganz in der Nähe, denn ihre Kun-

den waren gewohnt, sie hier aufzusuchen. Als sie daher auf der Straße angelangt war, sah sie sich nach den Häusern um, in denen Zimmer zu vermiethen waren. Das Haus gegenüber, also gerade, worin Vincencio wohnte, zeigte einen Anschlagzettel.

„Besser in einem Hause mit ihm, denn ich werde ihn dann oft Tage lang nicht zu Gesicht bekommen, als ihn minutlich mir gegenüber stehen zu sehen; diesen Plagegeist!“

Mit diesen Worten trat sie in das Haus, um sich die freien Zimmer zeigen zu lassen.

„Haben Sie Geld?“ Mit dieser Frage trat der Hauseigenthümer zu Vincencio in's Zimmer, gerade als dieser damit beschäftigt, war, den für ihn sonderbaren Vorbereitungen Florettens zuzuschauen.

„Geld?“ fragte Vincencio in seinem Liebestaumel mit Hohn. „Geld nicht, aber so viel Liebe, um eine Welt in Flammen zu setzen.“

„Dann wollen Sie sich sogleich aus meinem Hause verfügen, denn Miether wie Sie kann ich nicht gebrauchen.“

„Ich werde Sie morgen bezahlen, wenn mein Gemälde — —“

„Was Gemälde, Geld will ich haben, oder —“, eine sehr bezeichnende Geberde ersetzte hier die Worte. Vincencio wandte sich ohne Erwiderung wieder zum Fenster, um seine alte Beschäftigung wieder aufzunehmen, aber in demselben Augenblicke fühlte er sich unsanft beim Kragen gefaßt und alsbald der Treppe näher, als es mit dem Gleichgewicht eines Menschen verträglich ist. — Nachdem Vincencio auf diese Weise nach und nach im unteren Gange angelangt war, kam er endlich in so weit zur Besinnung, daß er sich entschloß, die so leicht heruntergekommenen Treppenstufen nicht mehr mühsam zu erklettern, sondern dieses so wenig gastfreundliche Haus zu verlassen und ein neues Logis aufzusuchen. In Folge dieses Entschlusses verließ er seine bisherige Heimathsstätte einige Minuten vor dem Eintritte Florettens in das Haus.

Florette hatte bald ein niedliches Dachstübchen gefunden, aus welchem — wie ihr der Hauswirth sagte — soeben erst der bisherige Miether ausgezogen war; eine Pfeife und Streichhölzchen fanden sich zur Bekräftigung dieser Aussage noch auf dem Kamine vor.

„Wenn dies mein Plagegeist gewesen wäre, laß sehen“, sagte sie zu sich selbst, indem sie sich — um sich von der Richtigkeit ihrer Annahme zu überzeugen — dem offenen Fenster näherte.

Sie warf einen raschen Blick über die Straße, bei dem sie zugleich einen Schrei der Ueberraschung ausstieß: aus dem Fenster gegenüber lächelte ihr das Gesicht Vincencio's entgegen. Das war Hexerei! Aber nein, nichts war ja natürlicher als dies. Vincencio, als ihn sein freundlicher Hauswirth in Gnaden entlassen hatte, war er mit der größten Seelenruhe in das nächste Haus ihm gegenüber getreten, hatte nach einem freien Zimmer gefragt und daraufhin das kurz vorher von Florette verlassene erhalten.

„Dieser Mensch ist mein böser Genius“, rief sie erbittert aus, indem sie das Fenster zornig zuwarf und vor den Blicken Vincencio's Zuflucht in dem Hintergrunde des Zimmers suchte. Dort setzte sie sich nieder und fing an zu überlegen, was sie nunmehr thun sollte.

Hörte sie nicht männliche Schritte der Thüre näher kommen? Sicherlich. Ein leises Klopfen. „Herein!“ — Die Thüre öffnete sich und Vincencio erschien lächelnd, wie immer, auf der Schwelle.

„Mein Herr!“ rief Florette wüthend über diese Kühnheit.

„Mein Fräulein“, sagte Vincencio mit der größten Ruhe und Höflichkeit. „Sie entschuldigen meine Freiheit, aber ich habe meine Pfeiffe und Streichhölzchen vergessen, welche . . . .“

Ein zweites Klopfen an der Thüre unterbrach ihn, und ehe Florette etwas erwidern konnte, trat das Hausmädchen mit einem Briefe in der Hand in das Zimmer.

„Für Mr. Vincencio.“

„Sie erlauben, mein Fräulein, daß ich den Brief lese“, sagte Vincencio artig, indem er dem Fenster näher trat.

Florette vermochte halb vor Aerger, halb vor Erstaunen und halb vor einem gewissen Etwas kein Wort zu erwidern, sondern stand abwechselnd erröthend und erbleichend in der Mitte des Zimmers.

„Meine angebetete, theure Florette!“ — Mit diesen Worten sah sie plötzlich den jungen Mann zu ihren Füßen. „Erhören Sie mich. Ich liebe Sie, ich bete Sie an, ich kann nicht mehr ohne Sie leben. Hier ist unser Glück, wenn Sie es nicht ausschlagen, hier in diesem Briefe schreibt mir der Secretär der Kunstausstellung, daß mein Gemälde zu dem Preise von 100 Pfund verkauft worden und eine Neubestellung für mich eingelaufen ist. Ich besitze also mehr, als ich je zu besitzen geträumt hatte, und biete Ihnen hiermit mein Herz und meinen Reichthum an; erhören Sie mich!“

Vincencio flehte so rührend, Vincencio war ein netter Bursche, das Schicksal hatte sich so bestimmt ausgesprochen und Florette war 19 Jahre alt: kein Wunder, daß nach all' dem Hader und Streit das Herz des jungen Mädchens nachgiebig wurde.

„Ich weiß nicht — — so schnell — — ich kenne Sie nicht — — und heut zu Tage giebt es so viele — —“, stammelte Florette in süßer Verlegenheit, indem sie anfing, ihren Haß in Zuneigung übergehen zu fühlen.

„Erhören Sie mich, Florette“, bat Vincencio abermals, und war so kühn, die beiden Hände des jungen Mädchens zu ergreifen und sie näher an sich zu ziehen.

Was war da zu machen: erröthend sank Florette an die Brust des jungen Mannes, indem sie leise flüsterte:

„Werden Sie mich auch immer lieben?“

„Bis zum Tode", erwiderte der entzückte und glückliche Vincencio.

Von nun an war Florette gar nicht mehr böse, wenn Vincencio zu ihr herüberschaute; blickte sie ja ebenso zärtlich wieder hinüber, und ehe ein Monat vergangen, waren die Dachstubenbewohner Mann und Frau und bewohnten ein nettes Häuschen in der Vorstadt, indem sie stets noch mit dem größten Vergnügen sich von ihrem drolligen Logiswechsel unterhielten

Cagliostro.

Ums' Jahr 1775 sprach man in den vornehmen Kreisen Italiens und Deutschlands schon mit großem Respect von dem neuen Faust, Grafen Cagliostro. Er war ein schöner, stattlicher Mann mit dunklem Barte und bestechenden Augen, der auch ohne sonstige Zauberkünste die Damen an den Höfen und in den Palästen zu berücken vermochte. Er sah aus wie ein Mann von einigen dreißig Jahren; aber er band den Leuten auf, er sei kraft seines Lebenselixirs schon ein paar hundert Jahre alt. Natürlich baten ihn Cavaliere sowohl wie junge Frauen, die das Leben liebten und annehmen konnten, daß ihre Renten noch ein paar hundert Jahre von ihren Reichthümern abfließen werden, um dieses kostbare Lebenselixir. Bei einem jener Charlatane, die auf den Jahrmärkten umherzogen, hätten sie es für etliche Groschen eben so gut erhalten können, aber sie kauften es lieber für schweres Gold, für Tausende, die ihnen die Zauberruthe eines schönen Grafen auszulocken wußte. Es war ja bekannt, daß er den Geist gefangen mit sich führte, der ihm die Steine der Weisen zeigte und alle Wunderkräfte der Natur zu Gebote stellen mußte. Das war der greise Alhotas, wahrscheinlich ein verdorbener Apotheker, der die Chemie besser erlernt hatte, als die guten Chemiker, die darüber Unterricht gaben. Er war der erste Commis Cagliostro's, welcher selbst die Geschäfte durch seine persönlichen Eigenschaften leitete, indeß Alhotas im Laboratorium saß und Daubitz'schen Kräuterliqueur oder Danziger Goldwasser machte. Die Naturwissenschaften begannen damals ihre neue Aera und Cagliostro hatte bald weg, welche Geheimnisse aus den einfachsten physikalischen und chemischen Prozessen zu machen seien. Werden doch noch heute mit diesen die Menschen aller Stände getäuscht, so natürlich noch viel mehr hundert Jahre früher. Da viele Aerzte immer auf gut Glück curiren und ihr Heil und der Kranken Heilung auf die Wunderkraft der Natur setzen, so besorgte Cagliostro dies Geschäft als anerkannter Wundermann noch besser, denn seine Curen schadeten den Patienten eben so wenig wie die des großen Schusters Lampe in Goslar, und was die liebe und durch keine Quacksalbereien beleidigte Natur dann allein curirte, ward ihm eben so zum Ruhme angerechnet, wie dem Wunderdoctor in Goslar, der mit seinem Kräuetrsaft Lahme und Blinde, Leber und Galle, Magen und Lunge über einen Leisten heilte. Für die Habgier der Vornehmen, die sie blind macht, hatte Cagliostro einen Schmelztiegel bereit, aus dem er vier Loth Goldbarren herauszaubern konnte, nachdem er dem Narren vier Pfund Goldstücke abgezapft. Und wollte die vornehme Blasirtheit und Gier nach Außerordentlichem gekitzelt sein, so beschwor Cagliostro so gräßlich und sicher die gewünschten Geister, wie der selige Faust und wie heut jeder gebildete Theatermaschinist. So hielten ihn denn die Meisten für einen jener Wunderthäter aus dem Morgenlande, wie sie selten, aber dann in aller Vollkommenheit erscheinen, und wer's nicht glaubte, der war auch gescheidt genug, sich über die Thorheit der Anderen zu amüsiren und das Geld, welches er Cagliostro gegeben hatte, wie den Tribut für ein besonderes Vergnügen, welches ihm ein gewandter und intelligenter Schwindler bereitet, anzusehen.

Zudem hatte Cagliostro noch einige starke Mittel, um die Schwankenden sicher, die Gläubigen schwärmerisch, die Zweifler ruhig zu machen. Seine Frau Lorenza Feliciana, war eine reizende Schönheit Venedigs, die durch Anmuth und Klugheit die Patienten und Besucher ihres Gatten noch mehr zu verzaubern wußte, als jener durch seine vollendete Höflichkeit und die Romantik eines Zaubers. — Cagliostro hatte die Feliciana geheirathet, um mit ihren Reizen die Leute betrügen zu helfen, und Lorenza war klug genug, ihren Mann zu verstehen. Sie war unter Umständen Somnambule und sagte den Leuten für schweres Geld Wahrheiten, die ihr Mann für wenig Geld in Erfahrung gebracht, oder die er bei seinem scharfen Verstande durch Combinationen und die Uebung im Prophezeien sich ausgedacht hatte. Sie machte alte Wüstlinge durch magischen Schnickschnack leidenschaftlich verliebt und nahm ihnen nur das Geld, aber nicht die Liebe ab. Bei alledem erschien Graf Cagliostro nicht als ein Mann, dem an Curen, Goldmachen und Wahrsagen etwas gelegen war. Er that nur, was die Vornehmen, die um seine Gunst buhlten, von ihm erbaten, und that es um eines höheren Zweckes willen. Auch das eines Wundermannes unwürdige Begehr nach dem Gelde anderer Leute, welches er angeblich doch selbst machen konnte, wurde nur in Folge der höheren Mission gestellt, die er besaß und die sich in der Gründung von Freimaurerlogen bethätigte. Man kann hierbei annehmen, daß die Klugheit Cagliostro gelehrt, welche Macht er sich verschaffen würde, wenn er einen großen Theil der Logen von sich abhängig machte; wie diese Mission ihn in einem viel höheren Lichte erscheinen lassen mußte und ihm eine religiöse Schwärmerei leicht machte, mit der doch immer die Menschen, und namentlich die Vornehmen, am wohlfeilsten und sichersten zu täuschen sind.

Es versteht sich von selbst, daß Cagliostro, nachdem er sich schon seinen Ruhm erworben, auch einen so ergiebigen Boden wie Paris endlich heimsuchte,

Paris, wo Liebe und Geld die Achsen des socialen Lebens bilden. Als er im Jahre 1785, nachdem er schon vorher kurze Zeit in Paris gewesen, dorthin zurückkehrte, war sein Ansehen in Folge von Geisterbeschwörungen und dem Eifer seiner Freimaurerei so groß, daß er mit den vornehmsten Personen des Hofes verkehrte und der gesuchteste Mann der Mode wurde, dem Herzöge und Gräfinnen, Cardinäle und Prinzessinnen freiwillig ihre Reichthümer zu Gebote stellten. Der Cardinal Rohan, einer der ersten Cavaliere des Hofes, stand mit ihm in sehr genauer Beziehung und an den vielen Täuschungen, die diesem verliebten Roué in der bekannten und berüchtigten Halsbandgeschichte bereitet wurden, hatte Cagliostro manchen Antheil.

In Folge dessen wurde er auch in den Prozeß verwickelt, zu dem die Halsbandgeschichte Anlaß gab. Die Minister Ludwigs XVI. scheuten sich nicht, in einen gemeinen Betrugsprozeß das Königthum selbst zu verwickeln, in einer Zeit, da das Königthum in Frankreich schon vor seinem eigenen Prozeß stand. Da die Gräfin de la Motte, welche das kostbare Halsband der Königin sich durch Täuschung des Cardinals Rohan verschafft hatte, ihre Rettung nur im Verderben desselben sah, so erdichtete sie die Fabel von einem magnetischen Einfluß Cagliostro's auf den Cardinal. Cagliostro hatte, wie sie meinte, das Halsband vom Cardinal Rohan erhalten; er hatte diesen dahin gebracht, den Grafen und die Gräfin de la Motte als die passenden Agenten in Frankreich und England zu gewinnen, um das Halsband zu zerstückeln und zu verkaufen.

„Noch mehr als die Verhaftung eines Mannes wie Cardinal Rohan, versetzte es die aristokratischen Kreise von Paris in Aufregung, daß durch die Beschuldigungen der de la Motte der Graf Cagliostro bedroht war. Man beschwor ihn, zu entfliehen — Cagliostro lehnte es ab. Er ließ sich verhaften und nach der Bastille bringen. Hier rechtfertigte er sich durch ein Memoire, in welchem er darthat, daß er mit dem Raube des Halsbandes selbst nichts zu schaffen gehabt habe, und man vermochte ihm in der That nichts weiter nachzuweisen, als daß er dem Cardinal einige Zauberkünste vorgemacht. Man entließ ihn nach einigen Monaten zwar seiner Haft, verwies ihn aber aus Frankreich. Von jetzt an sank sein Glücksstern. Schon wenige Jahre später, ward er in Rom als Freimaurer verhaftet und auf eine Festung gebracht, wo er bald hernach starb, nachdem die Meisten inzwischen eingesehen hatten, daß er sie getäuscht und wie thöricht sie gewesen.

Aber auch in der Bastille bewies Cagliostro, daß er ein scharfsichtiger Geist war, der nicht nur die Schwächen der Menschen kannte, sondern auch die Schwächen derselben Macht, die ihn in ihre Zwingburg, die Bastille, gesetzt.

Er schrieb an die Wand seines Gefängnisses eine Prophezeiung, die folgendermaßen lautete:

„Die Bastille wird zerstört werden und auf ihrem Grund und Boden wird man tanzen."

Die Schließer mochten ihn für toll halten — denn wer sollte wohl die Bastille, diese gewaltige Veste, deren Mauern unten dreißig und oben noch fünf Fuß Dicke hatten, niederzureißen vermögen! Nur der Wahnwitz konnte so Etwas erträumen. Und doch war schon vier Jahre später eine Wahrheit, was Cagliostro an die Mauer geschrieben!

Feuilleton.

* (Hinter's Licht geführt.) — Die Leute von Piercetown, Indiana, wurden vor Kurzem schön angeführt.

Ein reisender Zahnarzt macht die Runde und erbot sich schöne Säze von falschen Zähnen um sehr geringen Preis einzusetzen und sechs Monate auf Bezahlung zu warten. Er verlangte blos baare Zahlung für das Ausziehen der alten Stumpfen.

Alle alten Damen mit schlechten und alle jungen mit gelben Zähnen kamen zum Doctor, ließen sich die Kauorgane ausziehen und zahlten dafür. Am nächsten Tage war der Doctor spurlos verschwunden und hat nichts wieder von sich hören lassen.

Man hört nun Weinen und Wehklagen in Piercetown, aber unter den bewandten Umständen kein Zähneklappern.

* (Ohne Zweifel richtig.) — Man will unwiderlegliche Beweise dafür haben, daß jedesmal, wenn eine Frau ihren Mann auszankt, sich auf ihrem Gesichte eine neue Runzel bilde, während bei jedem Lächeln, welches sie ihrem Gatten schenkt, eine der alten Runzeln wieder verschwindet. — Hoffen wir, daß die lieben Frauen sich die Kenntniß dieser Thatsache zu Nutzen machen.

* (Eine neue genealogische Species.) — Professor J. hielt eines Tages den Studenten einen Vortrag über Mineralogie. Er hatte eine zahlreiche Menge verschiedener Species zur Hand, um den Gegenstand zu erläutern, als ein schelmischer Student des Spaßes halber heimlich ein Stück Ziegelstein zwischen die anderen Steine gleiten ließ.

Der Professor nahm einen Stein nach dem andern heraus und nannte ihn. „Dies," sagte er, „ist ein Stück Granit, dies Felsspat u. s. w. endlich kam er zum Ziegelstein; ohne Ueberraschung zu verrathen oder den Ton seiner Stimme zu verändern, sagte er: „dies ist ein Stück Unverschämtheit."

* (Capital-Verbrechen.) Sohn: „Sag' inmal, Papa, was heißt das ein Capitalverbrechen?" Vater: „Das ist sehr einfach, mein Sohn, wenn einem sein Geld nicht bringt mindestens zwölf Procent, so begeht er ein Capitalverbrechen."

Redaktion, Druck und Verlag von Ph. Rohr in Kaiserslautern.

Pfälzisches Sonntags-Blatt.

Belletristisches Beiblatt der „Pfälzischen Volkszeitung.“

Nr. 16. Sonntag, den 19. April 1868.

> Freiheit ist die große Losung,
> Deren Drang durchjauchzt die Welt!“
> (A. Grün.)

An die Göttin der Vernunft.

Mein guter frommer Priester spricht:
„Herr, siehe nicht auf uns're Fehler!
Kein Stück ist gut an uns, verderbt,
In Sünde Leib und Geist und Seele!“

Ach, es ist wahr, Wir sind nicht rein,
Wir Sterblichen, wir armen Kranken,
Aus unserm Herzen kommen oft
Viel arge, sündliche Gedanken.

Und sündig blieb mein armes Herz,
Ach! ich bin einer von den Schwachen,
Die Sünde meid' ich sündigend —
Ich kann mich nicht mehr anders machen.

Doch büßend geh' ich nimmermehr
In die dogmatischen Spitäler —
Vernunft! o heile Du mein Herz,
Und tödte seine bösen Fehler!

Ha! weil der ew'ge Menschengeist
Durchschaut das Truggewölk der Pfaffen,
So heißt er sündhaft und im Zorn
Hat Gott ihn, wie das Herz, erschaffen.

Schweigt, schwarze Lügner! Ausgebrannt
Sind endlich Eure Scheiterhaufen;
Wir glauben an die Allvernunft
Und lassen uns mit Wahrheit taufen.

In tiefste Tiefen der Natur
Schaut klar der Geist mit Seherblicken,
Er schaut in unsere Herzen auch,
Mit reinem Licht, sie zu erquicken.

O! Komm! Du neuer heil'ger Geist,
Du Herzenströster, Licht der Blinden.
O, löse, Heiland dieser Zeit,
Erlöse uns von Noth und Sünden!

E. G.

Auswanderung.

Die Pfalz hat in den letzten 35 Jahren gegen 100,000 Menschen durch Auswanderung verloren. Der bemerkbare Einfluß, den dieser noch fortbauernde Verlust auch auf die Körperconstitution üben muß, da nur rüstige Personen im besten Alter auswandern können, erfordert eine kurze Betrachtung dieser praktisch vernachlässigten Frage. Viele betrachten diese Auswanderung kurzweg als ein Zeichen der Uebervölkerung der Pfalz im allgemeinen und halten sie für gut, ja für nöthig und befördernswerth. Auch v. Hermann glaubt dies, jedoch mit der näheren Bestimmung, daß der Erwerb der Schwächeren, vielleicht einer ganzen Arbeiterclasse, unter den Nothbedarf herabkommen und das Gedeihen neuer Familien somit erschwert sei; dies war jedoch theilweise nur unter den momentan gegebenen äußern Verhältnissen und bei dem beschränkten Gebiete der Pfalz richtig. Eine absolute Uebervölkerung bestand keineswegs; gerade aus den wenigst bevölkerten Gegenden wanderten die Meisten aus, wenn auch unverkennbar ist, daß fast alle Städte und größeren Orte am Gebirg sich seit 25 Jahren in ihrer Bevölkerung nicht mehr vermehrt haben und unter jetzigen Umständen an der Gränze ihrer Zunahme angekommen sind. Auch ist es nicht die Armuth, was die Masse in Bewegung setzte. Wie viel mehr würden auswandern, wenn sie die Mittel besäßen! Es befinden sich oft ganz wohlhabende Familien darunter; das Elsaß, sonst an Klima und Boden der Pfalz so ähnlich und zudem am extremsten Ende eines großen Reiches gelegen, ist dem Areale nach noch um 1/4 stärker bevölkert, das obere wie das untere, als die Pfalz und doch wandert dort Niemand aus. Vielmehr werden Tausende deutscher Arbeiter in den Fabrikstädten jener Gegend geduldet, ebenso in Lyon, Paris, wo sie sich überall leichter ansässig machen können als im Heimathlande, während niemals französische oder pfälzische Arbeiter in Deutschland bleiben, wo es doch noch so viele fruchtbare und dünn bevölkerte Gegenden gibt, in welche aber Niemand einwandert. Es war der schwache Pulsschlag des öffentlichen Lebens, die politische Stagnation in Deutschland, und nicht das Brod allein, was schon in den dreißiger Jahren, ja schon im vorigen Jahrhundert so viele über das Meer geführt hat. Dieselbe Verleidung der politischen Lage nach 1848/49, Parteitreiben und Zerwürfnisse in den einzelnen, selbst kleinen Gemeinden, allgemeine Stockung von Handel und Betrieb und Scheu vor der Conscription, so wie die begründete Ueberzeugung, ihre Lage jenseits zu verbessern, haben im Anfang der 50er Jahre zu der unerhörten Menge von 30,000 Auswanderungen verlockt. Die Verminderungen von Ehen und Geburten ging damit Hand in Hand. Es sind dieselben unnennbaren Ursachen, welche den Soldaten, der keinen Mangel leidet, zu den so häufigen Desertionen an der deutschen Gränze verführen, daß Frankreich seit langer Zeit besondere Fremdenlegionen unterhalten kann, die es an seinen letzten Positionen verwendet. Daß ein französischer Soldat nach Deutschland desertire, ist unerhört. Die Standesgleichheit, sein Verkehrselement findet der Pfälzer auch über dem Ocean wieder; der bedeutende Erfolg seiner Arbeit lehrt ihn die schöne Heimath vergessen, besonders da es jetzt kaum eine größere Familie in der Pfalz gibt, die nicht jenseits Verwandte und dadurch einen Haltpunkt fände unter

einer deutschen Bevölkerung welche jetzt das Königreich Bayern, an Zahl übertrifft. — Auf diese Weise ist nicht etwa die Hefe, sondern ein tüchtiges Element der pfälzischen Bevölkerung zur Ausscheidung gekommen, denn der übriggebliebene Theil hat sich in socialer Beziehung seither keineswegs besser qualificirt. Allerdings ist der frühere Bevölkerungsstand durch Ueberschuß und Einwanderung, meist aus dem jenseitigen Bayern, wieder erreicht; aber nun finden sich relativ weniger Ehen, mehr Ehescheidungen, mehr Sterbfälle und um die Hälfte mehr uneheliche Kinder als vor der großen Auswanderung. — Sonach ist diese auch in körperlicher Beziehung nichts weniger als erfreulich oder wünschenswerth gewesen.

* König Theodor von Abyssinien.

Theodor der Erste, König von Abyssinien, hält schon seit fünf Jahren mehrere Engländer gefangen, die während dieser geraumen Zeit jeden Morgen mit der Aussicht erwachen, lebendig geschunden zu werden, wenn der König im Laufe des Tages auf den Gedanken kommen sollte, ihre Haut als Teppich vor sein Bett legen zu lassen.

Die Engländer sind eine große Nation und fackeln nicht lange, wenn es gilt, die Unbill zu rächen, welche man einem ihrer Angehörigen im Auslande zugefügt. Aber die Engländer sind auch vernünftig genug, diese Sühne nur zu üben, wenn sie berechnen, daß etwas dabei zu profitiren ist.

Seit lange ist Alt-England auf diesen Theodorus nun sehr böse darüber, daß er diese Engländer gefangen halte. Nichts kann den erzürnten König der Abyssinier bewegen, die Unglücklichen wieder herauszugeben, im Gegentheil, er hat mehr als einmal gedroht, ihnen den Kopf abschlagen zu lassen. Die Engländer haben denn auch die Geduld verloren und haben eine militärische Expediton nach Abyssinien unternommen, die diesen König Theodorus zur Raison bringen soll.

Freilich sagen die Klügeren in England: Was kann dabei herauskommen? — Nachrichten die von Abyssinien eingetroffen, erzählen sogar, daß es den Gefangenen besser ergehe, daß im Innern dieses heißen Landes eine Revolution der Schwarzen ausgebrochen, daß die Empörer sich auch der englischen Gefangenen bemächtigt haben, und es möglicher Weise dem König Theodorus selbst noch recht schlecht ergehen könne.

Aber die Nachrichten aus dem Innern Afrika's haben die Eigenthümlichkeit gewöhnlich sehr ungenau zu sein, wie denn Schiffscapitäne und reisende Handwerksburschen nicht immer die zuverlässigste Quelle sind. Auf alle Fälle hin will England die Expedition zur Befreiung der Gefangenen und zur Bestrafung dieses eigensinnigen Königs ausführen.

Der Leser fragt nun: Warum hat denn König Theodorus diese Engländer eingesperrt, unter denen sich, so viel uns bekannt, ein Consul und ein Missionär befindet?

Die Sache ist folgende:

König Theodorus hat seit fünf Jahren einen großen Zorn auf das ganze englische Volk. Man weiß nicht, wie es geschah, aber es ist factisch, daß dem König einmal eine Photographie der Königin Victoria von England vor Augen kam. Möglicherweise mögen diese Engländer selbst sie ihm gezeigt, und dadurch sich ihr eigenes Grab gegraben haben.

Genug: König Teodorus, der, wie Reisende aussagen, einen Harem von achthundert bis tausend Negerinnen hat, kam beim Anblick dieser Photographie auf eine sehr ausschweifende Idee. Die Königin Victoria gefiel ihm und er beschloß, sie zu heirathen.

Sofort ließ er die Engländer vor sich führen. Er theilte ihnen seinen allerhöchsten Entschluß mit und beauftragte sie, der Königin von England von seinem erlauchten Vorhaben Kenntniß zu geben.

Die Engländer machten sich nun, Angesichts ihrer kitzlichen Lage, einer kaum verzeihlichen Unvorsichtigkeit schuldig, zu der sie wahrscheinlich ihr Nationalstolz hinriß.

Sie erklärten dem König Theodorus, er müsse wohl nicht ganz bei Troste sein. Die Königin von England sei zwar Wittwe, und es sei etwas nicht ganz Ungewöhnliches, daß königliche Wittwen eine zweite Ehe eingingen. Aber die Königin Victoria von England sei eine so erhabene Herrscherin über eine so große Nation, daß sie unmöglich sich mit einem Wilden einlassen könne.

Ferner sei das eine Angelegenheit, die auch das Haus der Lords und der Gemeinen sehr nahe angehe und wenn selbst (was unglaublich sei) die Königin die Trauer um ihren dahingeschiedenen Gatten vergessen könne, so werde weder sie sich so weit vergessen, dem König Theodorus ihre Hand zu reichen, noch werde das Haus der Lords und das der Gemeinen eine solche Ehe zugeben.

Der König von Abyssinien hörte kaum diese Antwort, als er dieselbe auch sofort sehr übel nahm. Er ließ die Engländer einsperren, und da sind sie heute noch, denn König Theodorus hat einen schwarzen Eid geschworen, sie nicht eher freizugeben, als bis die Königin von England ihm ihre Hand gereicht.

Das ganze Ansinnen des Königs Theodorus ist ein so unsinniges, ja sogar unsittliches, daß die politischen Zeitungen aus Furcht, eine Unehrerbietigkeit zu begehen, gar nicht von der Ursache sprechen, weshalb die armen Engländer in Abyssinien gefangen gehalten werden.

Mademoiselle Finette,

eine Berlinerin, tanzt jetzt jeden Abend in London und zwar im „Royal Alhambra Palace", zum Ergötzen der Engländer den Cancan, der dort auf den Anzeigen als „französischer National-Tanz" aufgeführt ist. Bei dieser letzteren Bezeichnung erinnern wir uns einer kleinen, wie man behauptet, verbürgten

Anekdote. Ein französisches Kriegsschiff war im Hafen einer schwedischen Stadt vor Anker gegangen. Die Offiziere wurde natürlich in alle Gesellschaften gezogen und in einer derselben baten die jungen harmlosen Damen einen sehr angenehmen Offizier, sie den Cancan zu lehren, den man auch dort als französischen Nationaltanz betrachtete. Der junge Offizier ließ sich nicht langen bitten; die Sache amüsirte ihn und konnte ja auch weiter keine Folge haben. Er erregte durch seinen Tanz ebensoviel Ergötzen als Bewunderung und die jungen vornehmen Schwedinnen bemühten sich, ihm die Finessen abzulauschen. Nun gab man in diesem Winter in einem aristokratischen Hotel des Faubourg St. Germain in Paris einen großen Ball. Das Orchester stimmt die Töne der Offenbach'schen Orpheus-Quadrille an, die Paare ordnen sich, zwei bildschöne blondlockige fremde Damen ziehen die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich. Die beiden Damen, vis-à-vis beginnen mit ihren Tänzern die Chaine-anglaise, und die ganze Nachbarschaft bleibt vor Erstaunen wie an den Boden gewurzelt. Die gefeiertetsten Heldinnen von der Closerie des Lilas oder des Ball Mabille hätten da keine bessere Cancan-Leistung produciren können, als die elfenartigen Töchter Schwedens! Das Räthsel löste sich bald zum Entsetzen der beiden unschuldigen Damen: sie waren die Schülerinnen des Marine-Offiziers.

Der Kanonenkugelbaum.

In den dichten Wäldern von Cayenne befindet sich ein 50 bis 60 Fuß hoher Baum von über 2 Fuß im Durchmesser vor. Sein Holz ist weich, die weit ausgebreiteten Zweige haben eine glatte Schale und lanzenförmige acht bis zehn Zoll lange Blätter. Die Blüthen dieses Baumes, welche an verschiedenen Theilen des Stammes zum Vorschein kommen, sind von außerordentlich glänzender Farbe und besitzen einen höchst angenehmen Geruch. Obgleich in einem einzigen Büschel 5 bis 600 solcher Blüthen beisammen stehen, so kommen doch höchstens nur zwei runde Früchte von röthlicher Farbe daran zum Vorschein, die von ihrer Gestalt und Größe dem Baum den Namen gegeben haben. Die herabgefallenen Fruchthüllen, welche den Boden unter diesen Bäumen bedecken, haben so viel Aehnlichkeit mit Bombenschalen, daß man beim ersten Anblick glauben möchte, eine Artillerie-Compagnie habe hier bivouakirt. Das Fleisch der Frucht mit den erbsengroßen Samen ist zuckerreich und säuerlich, gibt einen erfrischenden Trank und hat einen so starken weinartigen Geruch, daß man ihn selbst bei Früchten, die längere Zeit in Rum gelegen, noch immer unerträglich findet. Die Schale wird in Südamerika als Schüssel und Trinkgefäß benutzt. In Europa hat man bis jetzt nicht ein einziges lebendes Exemplar des Baumes angetroffen, während er zu Cayenne zu jeder Jahreszeit blüht.

* Die Wunder der Neuzeit.

Unsere Zeit ist so sehr an die gewaltigsten Wunder gewöhnt worden, daß es einer besonderen Erinnerung bedarf, wenn man sich den colossalen Abstand zwischen dem Verkehrsleben zur Kindheitszeit der jetzt im reifen Mannesalter stehenden Generation und dem heutigen Tage vergegenwärtigen will. Die Zeit, wo Friedrich List als ein Halbverrückter belächelt wurde, weil er behauptete, daß, wenn man eine Eisenbahn von Leipzig nach Dresden baue, die Zahl der täglichen Passagiere sich von 12 oder 15 wohl auf 100, ja 200 steigern könne, steht noch deutlich vor unserer Erinnerung. Und wie viele unserer Leser wissen sich noch an den Eindruck zu erinnern, welchen auf sie die Nachrichten machten, daß man durch elektrische Drähte Worte auf hunderte von Meilen in einem Augenblick senden könne, oder daß die Sonne als Porträtmalerin diene! Als vor zehn Jahren das erste atlantische Kabel gelegt ward, daß man in einen wahren Fieber-Paroxismus verfiel und die New-Yorker in wahnsinnigem Jubel ihr Stadthaus ansteckten! Und heute ist die Sache so alltäglich geworden, als bestände sie schon seit Jahrhunderten. Heute erwartet jeder Leser zu wissen, was am Abend zuvor in New-York Wichtiges geschehen ist! Täglich ereignen sich heute Dinge, deren bloße **Möglichkeit** vor hundert Jahren Niemand hätte beharrlich behaupten dürfen, ohne sich der Gefahr auszusetzen, ins Irrenhaus gesteckt zu werden. — Daß die seit der allgemeinen Einführung der Telegraphen geborene Generation sich über nichts mehr wundert ist begreiflich. Aber daß auch Diejenigen, welche in der Zeit der Diligencen und Extraposten, groß gewachsen sind, verlernt haben, sich zu wundern, — das ist vielleicht das größte Wunder, einer wunderbaren Zeit, denn es zeigt einen Umschwung in den Anschauungen der Menschen an, zu welchem sonst Jahrhunderte kaum ausgereicht hätten.

Die Photographie im Dienste der Justiz.

— Die Polizeibehörden lassen jetzt häufig zur besseren Feststellung von **Verbrechern** und sonstigen verdächtigen Personen Photographien derselben anfertigen. Da nun aber viele Gauner den Zweck des Photographirens kennen, so suchen sie durch allerlei Widerspenstigkeiten das richtige Conterfey ihrer Person zu vereiteln, wodurch oft seltsame Bilder entstehen. So sieht man z. B. an einem Bilde mehrere Hände am Kopfe, welche Hände von Personen herrühren, die das Original mit Gewalt festhalten mußten, weil es nicht still sitzen wollte; andere sieht man mit geschlossenen Augen oder sonst absichtlich verzerrten Gesichtszügen, die einen comischen Anblick gewähren. Dennoch sind diese Bilder zur Erkennung der Person bis jetzt zuverlässiger gewesen, als das genaueste Signalement.

Feuilleton.

* (Ein Berliner) schimpfte unter seinen Freunden heftig auf das theure Leben in Paris.

Unter Anderem rief er aus: „Verdammtes Land, was man da Alles ertragen muß! Stellen Sie sich vor, was begegnete mir da für eine verfluchte Geschichte, ich will einen Louisd'or wechseln lassen und habe gar keinen!“

* (Ein adelsstolzer Engländer) prahlte mit seiner langen Reihe von Ahnen. — Ein Bekannter von ihm bemerkte: ‚Dies erinnert mich an einen Ausspruch von Lord Bacon, daß Diejenigen, welche ihren Werth von Vorfahren herleiten, den Kartoffeln gleichen, von denen der werthvollste Theil sich unter der Erde befindet.“

* (Sehr auf dem Holzwege.) Lucy Stone, die bekannte Weiberrechtsheldin, erklärte in einer ihrer letzten Reden:

„Baumwolle steckt in den Ohren der Männer, Hoffnung aber in den Busen der Frauen.“

Lucy Stone hat jedenfalls einen großen Schnitzer gemacht und die Baumwolle an den unrechten Platz gebracht.

* (Ein Witzbold) bemerkte an einer Mittagstafel, zu der er eingeladen war, wie mehrere Herren sich das Mark aus Rindsknochen besonders wohl schmecken ließen, und seufzte tief. Man fragte ihn um die Ursache. „Ach,“ versetzte D., „ist es nicht ein Jammer, wenn man sehen muß, wie heut zu Tage die Kinder den Eltern das Mark aus den Knochen saugen!“

* (Hagestolz.) — Woher dieser Name kommt, dürften wohl wenige von den Vielen wissen, die dies sind und nicht sind. Es ist ein altes, deutsches Wort.

Starb bei unsern germanischen Vorfahren ein Vater, so erbte der älteste Sohn den Hag, d. i. Hof oder das Landgut, während die anderen Kinder mit wenigem abgefunden wurden. Weil aber die Familien doch gern zusammenblieben, so bauten sich die Brüder des Erben um den Hag ihres Vaters kleine Wohnungen, die man Stolzen nannte, so daß ihre Besitzer nun Hage-Stolz hießen. Meistens mußten diese, weil sie wenig oder nichts geerbt, im ehelosen Stande leben, und so übertrug man den Namen Hagestolze allmälich auf alle alten Junggesellen.

* (In Wien) wurde ein norddeutscher Gelehrter von einem Aufwärter mit „Euer Gnaden“ angeredet. Bescheiden erwiderte dieser, daß er nicht adelig und auch kein gnädiger Herr sei. „Machen sich Euer Gnaden nichts daraus,“ antwortete der Aufwärter, „wir heißen hier jeden Lump Euer Gnaden.“

* (Stutzer und Kokette). Ein süßes Herrchen, niedlich gekräuselt, parfümirt und mit Gold und Flitter überall verbrämt, hatte eine glänzende Kokette zur Kirche geführt, um sich mit ihr zu vermählen. Der Prediger nahm Beide scharf in's Auge und nachdem er sie eine Zeit lang betrachtet hatte, sagte er zu ihnen:

„Um keinen Fehler in meiner Amtsverrichtung zu begehen, sehe ich mich genöthigt, vorher zu fragen, wer von Ihnen Beiden hier denn eigentlich die Braut ist?“

* Aus einem Musikalien-Catalog.

Nachstehende Lieder fanden sich mit Angabe des Preises in einem Berliner Musikalien-Catalog, wie folgt, annoncirt:

Ich bin ein freier Mann und singe für 5 Sgr.
Bekränzt mit Laub für vier Männerstimmen.
Was ist des deutschen Vaterland? Gemischter Chor.
Auf, tapfere Brüder, sammelt Euch $7^1/_2$ Sgr.
Der Feind ist da, die Schlacht beginnt mit Violinbegleitung.
Gott erhalte Franz den Kaiser vierstimmig.
's ist mir Alles eins, ob ich Geld hab' oder 5 Sgr.
Blaue Augen sind gefährlich für Streichinstrumente.
Drei munt're Burschen saßen 8händig für 2 Pianoforte's eingerichtet.
Gieb, blanker Bruder gieb mir Wein für vollständiges Orchester.
Im kühlen Keller sitz' ich hier Solo mit Viola.
Fünfmalhunderttausend Teufel für den Baß arrangirt.
Einsam bin ich doppelchörig.
Aennchen von Tharau 4händig.
Fordere Niemand $2^1/_2$ Sgr.
Was klammert am Dach mit Guitarre.

* Was braucht man, um diese schlechten Zeiten zu ertragen?

G e du l d!

* Telegraphische Depeschen.

New-York. Die Miethen fallen .... Jedem schwer.

Europa. Von den stehenden Heeren sind, um den Wohlstand der Völker zu heben, drei Mann entlassen worden.

Rom. Heute las man am Pasquino: „Es werden fortwährend Gegenstände der Vorzeit ausgegraben; vortheilhafter noch für die Menschheit wär's, wenn solche Gegenstände eingegraben würden!“

* Sylben-Räthsel.

Mein Erstes, Leser, wird
Als Strafe sehr gefühlt;
Mein Zweites lebt und webt,
Von kühler Fluth umspült.
Mein Ganzes existirt
Nicht nur im fernen Meer;
Denn Mancher vegetirt
Voll Dünkel um uns her.

Redaktion, Druck und Verlag von Ph. Rohr in Kaiserslautern

Pfälzisches Sonntags-Blatt.

Belletristisches Beiblatt der „Pfälzischen Volkszeitung."

Nr. 17. Sonntag, den 26. April 1868.

Die Kartenschlägerin.*)

Ein Genrebild von Heinrich Künzel.

Die Domuhr schlug neun. Tiefe Stille, als wäre die Mitternachtsstunde schon genaht, auf den Plätzen, Gassen und Rheinquai's. Die Schiffer, welche stets der Ueberfahrt wegen die Nachtwache am Ufer hielten, hatte die empfindliche Kälte aus ihren Bivouaks nach Hause getrieben. Nur einzelne Sterne flinkerten verstohlen am Himmel; der Mond, der im ersten Viertel sich zeigen sollte, verbarg seine Hörner hinter den grauen Wolken, welche unbeweglich über den Thürmen der Stadt hingen. Man hörte unaufhörlich die Wogen, welche gewaltige Eisblöcke mit sich fortwälzten, am Ufer branden oder sah, wenn die berstenden Massen mitten im Strome an einander donnerten, wie sie sich zu Bergen empor gipfelten, auf welche der zuweilen aus dem Gewölke tretende Mond seine blassen Streiflichter warf. Die Mühlen wie die über den Fluß springende Schiffbrücke waren wegen des Eisganges längst abgeführt, und die Verbindung der beiden Ufer beinahe gänzlich abgeschnitten. Die auf dem Rheinquai vor dem kaiserlichen Palaste aufgestellten Wachen salutirten von Zeit zu Zeit; der Gewehranschlag wie der Ablösungsruf unterbrachen wohlthätig die gespenstige Stille. Zahlreiche Lichter von den Wachthäusern der Schanzen und Vorwerke, welche weit den Rhein entlang sich hinabziehen, tanzten auf dem dunkeln Wasserspiegel, wie scheue Irrwische, hin und her. Es war eine schauerliche Märznacht des Jahres 1809.

Im kaiserlichen Palast, dessen Hauptfacade sich zum Rhein hinwendet, erloschen allmälich die Lichter; der Kaiser schien sich schon in seine inneren Gemächer zurückgezogen zu haben, um der Ruhe zu pflegen, denn er mochte noch durch die Reise von St. Cloud nach Mainz, welche er in zweimal vierundzwanzig Stunden, wie im Vogelfluge, und dennoch seinem Gedankenfluge nicht schnell genug zurückgelegt, ob er gleich wieder über dreißig Pferde zu Tode gehetzt hatte, recht ermüdet sein. Er war älter geworden. Man sah ihm an, daß er schwere Gedanken in sich herum wälzte, die ihm keine Ruhe und Rast gönnten; denn sie lagerten sich wie verbrecherische Verräther in den Furchen seiner majestätischen Stirn. Er war sich noch nicht klar bewußt, was er wollte. Die Gedanken wirbelten wie Nebelgestalten in ihm durcheinander; er hatte sie noch zu keinen plastischen Bildern versteint. Aber an dem Blicke seiner Augen konnte man merken, daß er vor Begierde beannte, sie jenseits des Rheins vor Jahresschluß zu Thaten reifen zu lassen.

Das durch eine überschneite Baumgruppe bedeckte Pförtchen der Hinterfacade des kaiserlichen Palastes öffnet sich. Drei Männer, in graue Mäntel gehüllt, die Krämpen der Hüte weit über die Ohren und Augen gezogen, schlüpfen heraus, schleichen über den weiten Hofraum zum Thore, welches auf einer einsamen Straße zur inneren Stadt einläßt. Unerkannt schreiten sie an den ringsumher aufgestellten Wachtposten vorüber; sie münden in eine Straße ein, und können nun, ohne Gefahr beobachtet zu werden, ihren nächtlichen Gang weiter fortsetzen.

Die Laternen wurden vom scharfen Zugwind hin und her geschaukelt; die Lichter waren längst ausgelöscht; nur in den engen Gassen, wo der Wind den Ausputzer nicht machen konnte, leuchteten sie noch matt auf den Schnee, welcher sich unter den Fußtritten der Gehenden knirschend zusammen ballte.

„Wir sind bald am Ziele," flüsterte der Eine; „haben wir den Weg über den Domplatz zurückgelegt und biegen in die Augustinergasse ein, so kommen wir gerade im Ratteneck am Hause der Hexe an. Ich konnte zwar gestern Abend das Nest nicht scharf in's Auge fassen; heute den ganzen Tag bin ich aber, wie die Katze um den heißen Brei, um es herumgestrichen, und hoffe nun, wir gehen nicht fehl." —

„Ich muß Sie nochmals an das erinnern," sprach ernst der Andere, „was Sie mir zugesagt. Ich habe es Ihnen auf die Seele gebunden. Drum, wenn ich Ihnen nicht zürnen soll, verrathen Sie nichts. Glaub' ich auch nicht im Entferntesten an solche Alfanzereien, so möchte ich doch diesen Gang nicht um ein Königreich unter die Leute gebracht haben; denn die würden glauben, daß ich daran glaube. Hören Sie! Ich habe nun schon so viel von dieser Sybille vernommen, daß sich meine Neugierde regte, auch einmal das, worüber wir am hellen Tage lachen, mit eigenen Augen selbst in der Nähe anzusehen. Sie wissen, ich bin ein ungläubiger Thomas. Drum zu ihr nur des Scherzes halber. Ich heiße heute Saint-George. Hören Sie!"

Drauf die beiden anderen ehrerbietig: „Ja, ganz recht, St. George, Wir werden uns zusammen nehmen, das Incognito nicht zu verletzen; doch, es wird uns schwer werden, nicht aus der Rolle zu fallen."

„So sei's!" sprach der Dritte.

Sie schritten hastiger zu, um ihr Ziel zu erreichen, denn eben hatte der Sturm eine Schneehose aufgejagt, welche auf dem Domplatze, wo sie gingen,

*) Der Erzählung liegt ein verbürgtes Faktum zu Grund.

wild herumtobte und die Wanderer mit einem weißflockigen Regen überschüttete.

Der Dritte folgte langsamer den zwei Vorwärtsstrebenden nach; der Dunkelheit wegen, konnten sie sein Zurückbleiben nicht bemerken. Die Gedanken des Zögernden waren alle auf einen Punkt gerichtet; er schien mit sich selbst noch nicht einig zu sein, ob er recht gethan, daß er den Weg, und zwar in solcher Begleitung angetreten hatte.

„Wie eine Nachteule," murmelte er zwischen den Zähnen, „schwärm' ich in der Dunkelheit auf den Straßen umher, auf den Straßen, deren Häuser am hellen Tage vor Entzücken zu meinen Füßen stürzen würden. Wie Saul, als er mit umnebelten Sinnen, mit verdüstertem Gemüthe sein Geschick vor der Erfüllung ergründen wollte, eil' ich zur Hexe von Endor, nicht um mir Samuel's unversöhnten Geist herauf beschwören, sondern vom Dreifuß dieser Pythia herab eine Prophezeihung reichen zu lassen, die mir meine Ruhe zurückgibt, oder mich, aus Trotz gegen das dunkle Fatum, wieder zum eisernen, entschiedenen Mann macht, welchen die Zertrümmerung einer Welt nicht schreckt. In die Zukunft will ich, muß ich schauen. — Doch wenn dein eigener Geist nicht vermag, einen sonnenhellen Blick auf die schwarze Tafel zu werfen, auf welche die Geschichte die Thaten der Zukunft mit ehernem Griffel eingräbt; wer soll dir denn den Schleier der Isis lüften? Ein Weib? — Pfui, du Thor! In allem sonst ein Sceptiker von Grund aus und jetzt selbst schwächer denn ein Weib. Und — kann denn der Sterbliche den Vorhang hinwegreißen, der Gottheit hinter die Coulissen sehen; die Räder beobachten, deren Zacken den Weltorganismus in Bewegung setzen? Das ist ein Räthsel — löś' es. Ist nicht der Gedanke schon Vermessenheit, dieser Gedanke gegen das Wesen, welches die Schicksalsfäden unnahbar und unsichtbar vom Urrocken abspinnt? Doch was geht das mich an! — Licht will ich, Licht! — Licht im entscheidenden Augenblicke — ein entscheidendes Zeichen der Zukunft selbst!" —

Er stand still und brütete. Ein Windstoß weckte ihn. Er schritt hastiger zu, da er bemerkte, daß er seine Begleiter aus den Augen verloren hatte.

„Mir gilt's gleich," sann er weiter, „woher ich Gewißheit nehme, vom Himmel oder von der Erde, aus dem Mund eines Engels oder eines sterblichen Weibes! Schaute doch auch Romulus einst nach den zwölf Geiern auf den sieben Hügeln; hing nicht an diesem Augurium die Entscheidung der Weltgeschichte? Ließ Cäsar, mein Cäsar, Scipio, ließen nicht die Helden meines Plutarch's den Vogelflug beobachten und die Eingeweide der Opferthiere prüfen? Der Mensch schaut gern in's Dunkle; was ihm zu hell, das blendet oder langweilt ihn. — Warum sollte ich nicht die Karten um einen unschuldigen Rath fragen? Mit ihnen spielt man; auch das Leben ist ein Spiel. Darin sind wir alle Menschen, auch wenn wir uns Götter fühlen, wir sind schwach. — Und dazu noch die Prophezeiung aus dem Munde eines Weibes, das der Volksglaube zur Prophetin stempelt. Ja in dem Weibe lebt eine göttliche Divination — die Weiber besitzen den Blick der Kassandra — ich will nicht den Ungläubigen spielen, — ich glaube an das Geheimnißvolle, Dunkle im Menschenleben, wie an ein heiliges Mysterium. — Doch still, still! Niemand soll's, darf's wissen, daß ich daran glaube. —"

Er hatte seine Begleiter, die weit vorausgeeilt waren und seiner fast ängstlich harrten, erreicht. — Diese grüßten ihn mit einem freudigen „Ah." Vor einem unscheinbaren Häuschen, welches den Schlußstein einer Sackgasse bildete, standen sie jetzt. Ein Licht flimmerte matt im zweiten Stock. Sie ergriffen die Klinke; die Thüre war verschlossen. Sie zogen die Schelle. Einige Minuten lang blieb Alles stille. — Endlich öffnet sich das obere Fenster und eine Blendlaterne wirft einen hellen Schein auf die drei verhüllten Gestalten.

„Sie müssen noch eine kleine Weile verziehen, meine Herrschaften," ruft eine freundliche Stimme, die aus dem Munde eines Mädchens drang, deren Schönheit sie bei'm Schließen des Fensters, als das volle Licht auf die Sprechende fiel, deutlich entziffern konnten.

„Das Haus scheint seltene Schätze zu bergen," meinte schmunzelnd der Eine.

„Vielleicht eine alte Hexe und eine schöne, junge Hexenbrut," zischelte ungeduldig der Andere.

„St. George! Vergessen Sie nicht!" flüsterte mit fröstelnder Stimme der Dritte. — Es schauerte ihn an Leib und Seele; enger schlug er seinen grauen Mantel um sich, die innere und äußere Aufregung zu verbergen.

Endlich hört man drinnen Geräusch. Laute Stimmen. Ein Riegel fährt zurück; die Klinke wird gerührt; die Thüre öffnet sich und zwei Gestalten flattern wie scheue Vögel aus dem Hause, in den nächtlichen Sturm hinein.

„Treten Sie gefälligst ein, meine Herren," sprach leise das Mädchen und führte sie über die dunkle Flur in ein hell erleuchtetes Gemach im unteren Stock.

„Verweilen Sie hier ein wenig," fuhr sie fort, „nehmen Sie Platz auf dem Divan, ich will Sie sogleich bei Frau Mariane anmelden. Die gute Frau ist heute vom vielen Kartenschlagen schon recht müde geworden. Sie ruht so eben ein bischen. Gönnen Sie ihr die kleine Rast. Ach, was erfordert dieses Kartenstudium für Nachtwachen; über diese Wissenschaft aller Wissenschaften, wie sie meine Frau Patronin nennt, hat sie schon ganze Bücher voll gezeichnet und geschrieben. Ich bin ihre Schülerin, ich soll's auch lernen. Aber ich verzweifle an meinem Geschick; entweder bin ich zu dumm oder zu gescheidt dafür! —"

Sie schwieg eine Weile, dann fuhr sie, schalkhaft lächelnd, weiter fort: „Der Besuch bei uns mehrt sich täglich, o, hohe Herrschaften sprechen ein. Frau

Marianen's Ruf geht sogar schon auswärts. Das Kartenschlagenlassen wird Mode. Und es ist auch recht verzeihlich; denn bei den jetzigen unruhigen Zeitläuften will Jedermann gern erfahren, was ihm noch Gutes oder Böses bevorsteht. —"

Sie machte einen graziösen Knicks und eilte, nachdem sie die Fremden, welche sich auf ihre Einladung, aber ohne Hüte und Mäntel abgelegt zu haben, auf den weichen seidenen Polstern niedergelassen, noch mit einem scharfen Blick gemustert hatte, über die Flur auf der steinernen Wendeltreppe zum zweiten Stock empor, um das Begehren der drei Herren ihrer Patronin vorzutragen, die in einen leichten Schlummer gesunken war. Die Ausruhenden gewannen Muße, sich in dem Gemache, das die Größe eines Salons hatte, umzusehen und den feinen Geschmack und die Großartigkeit der Einrichtung zu bewundern.

„Wahrlich," bemerkte Einer, „diese Frau muß Quellen haben, die Goldsand führen, sonst könnte sie nicht so feenhaft ihre Gemächer ausschmücken."

„Doch sehen Sie," rief plötzlich der Andere, „sehen Sie, dort prangt die Büste unseres erhabenen Kaisers; bis in die kleinste Hütte dringt seine Majestät, damit man auch da vor ihm die Kniee beugen könne."

Sie sahen alle erstaunt auf eine der ähnlichsten Büsten hin, welche in einem berühmten Pariser Ateliers aus Biscuit angefertigt worden war. Auf einem vergoldeten Postamente in der Mitte des Zimmers stand sie in einer Nische, die früher einen Ofen ausgefüllt hatte. Sie war mit einer gelblich grünen Lasur überfirnißt, so daß sie im Strahl der Lichter wie von Bronce glänzte. Ein frischer Lorbeerkranz wand sich um die hohe Stirne. Myrthen und blühende Granatbäume, an welchen Lampen hingen, grünten um die Nische und bildeten, die Büste verbergend, eine Art von Sanktuarium, welches im Vordergrunde durch ein Betpult geschlossen wurde, worauf der neue französische Katechismus in seidenem Einband mit goldenem Schnitt lag.

„Wahrhaftig," sprach der Dritte, den Mantel und Hut abwerfend, der bei diesem Anblick seine Fassung wieder gewonnen, feierlich, „wahrhaftig, auch diesen Deutschen wird der Kaiser bald eine Religion, ein Cultus werden."

„Er genießt überall," fielen schnell die Andern ein, „eine erhabene Verehrung; warum nicht auch bei diesem Volke, dem schon so viele Wohlthaten unverdient seine segensreiche Hand spendete. Er ist Frankreichs Schutzgott. Lang lebe der Kaiser!" —

Da wurde plötzlich die Thüre wie von unsichtbarer Hand geöffnet; vom oberen Corridor ertönte eine Musik in bald verhauchenden Accorden, welche die Wartenden einlud, sich hinaufzubegeben und dem Allerheiligsten der Priesterin zu nahen.

„Gerade, wie bei der Lenormand in Paris! Auch diese weiß zu imponiren;" murmelte der zuerst Eintretende, dem die Anderen schweigend in einiger Entfernung folgten, in sich hinein. Wolken betäubender Wohlgerüche dufteten ihnen entgegen, welche aus mehren Schaalen aufdampften. Im Hintergrunde des Saales ruhte auf einem erhöhten, mit rothem Sammet beschlagenen Sessel ohne Lehne, wie auf einem Dreifuß, die Sybille. In langen Locken ringelten sich ihre Haare auf den vollen Busen nieder; ein kleines Diadem in ägyptischem Geschmack krönte ihre Stirne, von welchem auf den blendend weißen Nacken ein schwarzer Schleier niederwallte. Ueber das ihre Füße deckende bauschige Gewand von Seidenstoff fielen von den Schultern, wie eine Stola, breite schwarze Bänder herab, in welche mystische Zeichen mit Gold eingestickt waren. Sie sah erst, ohne sich durch das Eintreten der Erwarteten stören zu lassen, auf die fein gemalten großen Kartenblätter, welche auf einem runden, rothgedeckten Tische in bunter Mischung zerstreut lagen. Vor ihr brannte ein Feuer in einem großen Rauchfaß, welches auf einem Kandelaber stand. Es knisterte und sprühte so viel Funken ringsumher, daß sie öfter wie in einem Feuerregen zu sitzen schien. Das Mädchen gab ihm durch Zulegen von Cedernholzspänen zeitlich Nahrung. Ueber ihr warf eine mattbrennende Ampel einen magischen Schein auf die Gegenstände des Saales und auf die Gemälde, welche die Wände schmückten. Ein Paradiesvogel in seiner Farbenpracht schaukelte sich, am rechten Fuß mit einem silbernen Kettchen gefesselt, auf einem Metallringe und schaute zuweilen mit vorgerecktem Halse über ihre Schultern in die Karten. Im Hintergrund standen Globen, Planetarien, an Drähten hingen ausgestopfte Krokodile, glänzten Schlangen in Spiritusgläsern aufbewahrt, und mehrere Folianten lagen zu ihren Füßen.

Das Mädchen geleitete die Eintretenden schweigend bis an einen Kreis, welcher um den Tisch, woran sie saß, herumlief und den sie bei längerer Betrachtung für einen Thierkreis erkannten, welchem an der gewölbten Decke ein zweiter entsprach. Der Vorderste, im grauen zugeknöpften Oberrocke, mit den spärlichen, auf die rechte Stirnseite gekämmten Haaren, tritt, nachdem ihm das Mädchen etwas zugeraunt, in den Kreis ein; seine Begleiter ziehen sich auf seinen Wink auf einen Divan in den Hintergrund zurück. Die Prophetin dünkte dem vor ihr Stehenden, der Anfangs ein Lächeln nicht von seinen scharfgeschnittenen Mundwinkeln zurückdrängen konnte, als sie plötzlich von ihren Karten, die sie indeß zu einem regelmäßigen Quadrate geordnet, aufblickte, ihn mit ihren großen, schwarzen Augen durchdringend ansah und den Blick starr auf ihm eine Zeit lang ruhen ließ, wie eine mächtige Zauberin. Sein früherer Ernst kehrte unwillkürlich zurück.

„Was führt Sie zu mir? Was begehren Sie?" fragte sie in abgemessenem, feierlichen Tone.

Er, indem er die Arme ruhig in einander verschränkte und mit dem rechten Fuß etwas vortritt:

„Madame, eine Perspective meiner Zukunft aus Ihren Karten."

„Sind Sie entschlossen," entgegnete sie gespannter werdend, „vorerst meine Fragen der Wahrheit gemäß zu beantworten?"

„Warum nicht, Madame."

„An welchem Tage und in welchem Jahre sind Sie geboren?"

„Am 15. August 1769."

„Ihr Stand?"

„Ich bin Militär."

„Zeigen Sie mir Ihre Hand."

Er streifte einen Siegelring, in dessen Smaragd ein Adler geschnitten war, vom Zeigefinger und reichte ihr dann die rechte Hand hin.

„Die Lineamente Ihres Mittelfingers laufen günstig," sprach sie, indem sie wieder frei aufathmete und, wie es schien, damit ein schwerer Stein ihr vom Herzen fiel.

„Lassen Sie mich nun ungestört," fuhr sie fort, „das Schicksal Ihrer nächsten Zukunft in den Karten lesen. Nehmen Sie mir gegenüber den Sitz ein, damit ich Ihre Züge mit meinen Blättern vergleichen kann."

Er setzte sich auf einen Sessel, der im Thierkreise ihr gegenüber stand.

Lange sann sie, blickte mehrmals von den Blättern zum Thierkreis über und unter sich, blätterte dann in den Folianten. Endlich hatte sie ein Resultat gewonnen. Sie begann damit, das Quadrat, welches sie früher aus den Karten geordnet hatte, zu zerstören. Erst zeigte sich ein Stern, der aber nach und nach zu einem Kreise sich gestaltete, dessen Mittelpunkt ein König mit goldener Krone bildete. Ihm zunächst lag eine schwarze Dame mit abgewandtem Gesicht, gegen die eine rothe Dame contrastirte. Alle anderen Figuren drängten sich östlich vom König, gleichsam flüchtend, in einem verworrenen Haufen zusammen, der die Peripherie des Kreises verletzte. Nur ein Kartenbild, das Bild eines Buben, hatte sich aus dem Knäuel geschieden und drohte dem König finster entgegen.

Nachdem die Sybille noch einmal aufmerksam den ganzen Kreis überschaut hatte, begann sie im früheren feierlichen Ton:

„Mein Herr! — — Fürchten Sie eine theuere Person von Ihrer Seite zu verlieren. — Ein anderes gütiges Wesen wird der Scheidenden Stelle einnehmen. — Hüten Sie sich vor einem jungen Menschen, der Ihr Leben bedroht. — Hoffen Sie über Ihre Feinde glänzende Siege davon zu tragen. — Das mein Herr," fuhr sie freundlicher fort, „sind die Eröffnungen, die ich Ihnen aus meinen Karten machen kann. Hier endet meine Kunst. — Betrachten Sie dieses Bild, es ist das Bild Ihrer nächsten Zukunft. Erinnern Sie sich einst wieder, wie weit diese Blätter Ihnen Wahres vorherverkündigt haben!"

Sie erhob, verneigte und entfernte sich. Die Musik ertönte von Neuem.

„Teufelsspuk!" murmelte der, dem die Prophezeiung galt.

Der eine seiner Begleiter, welcher die Worte des Weibes nachgeschrieben, zeichnete sich auch noch schnell die Lage der Kartenblätter in seinem Portefeuille auf. Das Mädchen leuchtete ihm schweigend in den untern Stock zur Thüre. Der zuletzt hinaustretende, kleine verhüllte Mann drückte eine schwere Börse in ihre Hand, die Gestalten verschwanden draußen in der finstern Nacht. Eilig schloß sie die Thüre. Dann öffnete sie beklommen die volle Börse und von den neugeprägten Goldstücken strahlte ihr das Bild des Kaisers entgegen.

Ein Gedanke durchwetterleuchtete sie — ein Schrei des Entsetzens — sie sank in die Arme der herzueilenden Patronin.

„Der Kaiser!" stammelte sie. — Mitternacht. —

* * *

Der Kaiser Napoleon ruhte in einem Lehnsessel sehr ermüdet, von schweren Träumen geplagt in einem wohnlichen Gemache, wie ihrer das Lustschloß Schönbrunn sehr viele bietet. Es dunkelte schon, obgleich der Zeiger der Uhr auf fünf wies. Im Kamin schlug die Lohe empor und beleuchtete sein verdüstertes Antlitz. Der Herbst hatte schon die Blätter gefahlt und der Sturm schüttelte sie von den Bäumen ab. Es war am Abend des 14. Oktobers 1809. Im Vorzimmer saßen Constant, der erste Kammerdiener des Kaisers, und der treue Mameluke, eine lebende Reliquie des ägyptischen Feldzuges. Sie hatten viel mit einander zu plaudern.

„Wunder über Wunder," flüsterte Constant. „Jene nächtliche Prophezeiung in Mainz hat sich theilweise schon erfüllt." Er öffnete sein Portefeuille. „Sieh da, der verfluchte Mörder!"

„Gott erhalte den Kaiser," sprachen beide wie ein Gebet aus einem Munde.

„Der heute des Kaisers Leben bedrohte, ist dieser Kartenbube."

Der Mameluck nickte gläubig.

„Die Feinde sind geworfen, auf einen Knäuel zusammengedrängt. Das trifft auch ein. Die Schlachten von Eckmühl und Regensburg öffneten Frankreich Wiens Thore. Die Schlacht von Wagram wird den Frieden bringen."

„Aber was soll's mit der schwarzen und rothen Dame?" fragte gespannt der Andere.

„Pst! Pst!" flüsterte Constant.

Der Kaiser erwachte und starrte lange vor sich hin, bis er seine Treuen erkannte. —

* * *

Am 16. December des Jahres 1809 löste ein Beschluß des französischen Senats, auf Befehl des Kaisers, Napoleons Ehe mit der einst vielgeliebten Josephine auf, und am 2. April 1810 sprach der Kardinal Fesch in der Notredamekirche zu Paris den feierlichen Kirchensegen über das kaiserliche Paar, Napoleon den Großen und Marie Louise, Erzherzogin von Oesterreich, fortan Kaiserin von Frankreich.

Redaktion, Druck und Verlag von Ph. Rohr in Kaiserslautern.

Pfälzisches Sonntags-Blatt.

Belletristisches Beiblatt der „Pfälzischen Volkszeitung.“

Nr. 18. Sonntag, den 3. Mai 1868.

Landau.

Während in allen Staaten Europa's Wehrgesetze ausgearbeitet werden, um die Armeen auf eine nie geahnte Höhe zu bringen und die Fabrikation von Kruppkanonen, Panzerplatten und Hinterladern die alleinige absatzfähige Industrie zu werden verspricht, vollzieht sich in der bayerischen Rheinpfalz ein Werk, welches, wenn auch im Interesse des Friedens erwünscht, alle Vaterlandsfreunde mit Schmerz erfüllen muß. Ein Bollwerk, das sich durch Jahrhunderte gegen den Erbfeind bewährte, die weiland deutsche Reichsveste Landau wird als weitere Consequenz des Krieges 1866 wie Luxemburg der Vernichlung preisgegeben. Im Jahre 1684 von Vauban unter Louis XIV. erbaut, wurde Landau von den Franzosen zur Festung ersten Ranges erhoben. Auf welche Art sie dabei verfuhren, möge man aus dem Beispiel entnehmen, daß sie um einen größeren Waffenplatz zu erhalten, ein ganzes Stadtviertel niederbrannten. Erst im Jahre 1702 kam Landau nach einer 84tägigen harten Belagerung wieder in den Besitz Deutschlands. In den Kämpfen der Jahre 1703, 1704, 1713 und 1793 fiel die Festung, je nachdem das Kriegsglück wechselte, bald in französische, bald in deutsche Hände. Furchtbar hatte die Stadt in diesen Zeiten zu leiden. So wurden während der Belagerung im Jahre 1793 durch die Preußen über 3000 Bomben und Granaten in die Stadt geworfen. Im folgenden Jahre flog das Zeughaus in die Luft, und hiebei gingen von den 616 Häusern der Stadt 505 zu Grunde. In den Jahren 1814 und 1815 sah Landau die letzten Feinde und wurde durch Vertrag vom 3. Nov. 1815 zur deutschen Bundesfestung erklärt. Endlich kam nun für die geprüfte Bürgerschaft, welche so oft mit Gefahr des Lebens die Wälle vertheidigt hatte, die Zeit des Friedens und der Ruhe. Durch die starke Garnison (4 Bataillone Infanterie, 2 Batterien, 1 Escadron Chevauxlegers) kam Geld in die Stadt, Handel und Verkehr nahmen einen erfreulichen Aufschwung. Doch wurden über diesen Werken des Friedens die Vorbereitungen zum Kriege nicht vergessen. Stattliche Forts erhoben sich und erweiterten den Umkreis der Festung. Auf einer die ganze Gegend dominirenden Höhe, dem sog. Bockensatz, wurde mit enormen Kosten ein Werk erbaut, von dessen Existenz die bei den verbesserten Feuerwaffen zweifelhaft gewordene Widerstandsfähigkeit der Festung abhing. Doch kaum vollendet, stürzten die Wälle ein. Es war von Neuem zu beginnen. Bayern hätte, nachdem der Bund auseinandergegangen war, die Kosten zu tragen gehabt. Dies mag zum Theil die Regierung bestimmt haben, die Festungseigenschaft aufzuheben. Alle Außenwerke werden dem Boden gleichgemacht, nur die Hauptumfassung bleibt stehen. Nichts erinnert mehr beim Anblicke der Wälle, welch von so viel Blut zu erzählen wissen, an die stürmische glorreiche Vergangenheit, als die französischen Lilien über den Thoren nebst dem Sonnenhaupte Ludwigs XIV. mit der Ueberschrift: „Nec pluribus impar!“ Die Garnison ist von 4 auf 3 Bataillone geschmolzen und wird demnächst auf 2 reducirt werden. Nach der neuesten Zählung hat Landau 6116 Seelen. Ob durch die Befestigung eines andern Punktes, man nennt Ludwigshafen am Rhein, die Pfalz gegen einen Handstreich von Westen gesichert werden wird, ist noch nicht gewiß. Die Geschichte Landau's findet man ausführlich und nach Quellen bearbeitet in dem Buche gleichen Titels von Gg. Lehmann, prot. Stadtpfarrer in Nußdorf, wie überhaupt die pfälzische Geschichtskunde diesem unermüdlichen Forscher Vieles verdankt. Erst in neuester Zeit wurden die großen Verdienste des anspruchslosen Mannes gewürdigt, und zwar vom Auslande, indem ihm der König von Schweden die goldene Medaille für Kunst und Wissenschaft übersandte.

Aus den Pariser Gerichten.

Pierre Pochet, ein ehrlicher junger Landmann, kommt zum ersten Male nach Paris; nicht um Arbeit zu suchen, denn die hat er daheim und es geht ihm gar nicht schlecht, sondern zum Besuch. Er trägt sein Sonntagscostüm, weil er meint, in Paris sei alle Tage Sonntag, unbeschadet jedoch seiner stark eisenbeschlagenen Stiefel. Die Goldlitze an seiner Mütze nimmt sich ganz leiblich aus und unterm Arm trägt er einen Korb mit einem Hasen und 3 Rebhühnern. Er langt eben mit Einbruch der Nacht im Bahnhofe an, läßt sich vom Gedränge und Gewoge des brodelnden Hexenkessels Paris fortreißen und findet sich ganz verblüfft unvermuthet vor den eben geöffneten Pforten des Thaliatempels. Da er hiervon schon Wunderdinge erfahren, beschließt er, die Gelegenheit zu benützen, stellt seinen Korb beim nächsten Restaurant ab, löst ein Billet und kommt noch rechtzeitig in's Parterre, als eben das Orchester zu stimmen anfängt.

Man erzählt von Sultan Mahmud eine kleine Geschichte, die man hier in Parenthese setzen kann. Er hatte das erste abendländische Orchester nach Stambul kommen lassen; nachdem dieses 5 Piecen executirt, fragte man den Großherrn, welche ihm am besten

gefallen? Die Erste, versetzte der Padischah. Man spielte dieselbe noch einmal: allein der Beherrscher der Gläubigen schüttelte das Haupt und es stellte sich nun heraus, daß die kaiserliche Majestät — das Stimmen gemeint hatte. Auf diese angenehme Entdeckung verlangte der entrüstete Dirigent seine Pässe; doch das gehört nicht weiter hierher.

Hätte der gute Pochet diese Geschichte gekannt, er hätte gewiß, aus Ehrfurcht vor einem gekrönten Haupt, sich anders benommen. Allein das Stimmen, das er für die eigentliche Musik der Hauptstadt oder für Zukunftsmusik halten mochte, wollte ihm gar nicht behagen; sein ländlicher Rigodon kam ihm hundertmal hübscher vor. Er fand sich daher höchlich erbaut und getröstet, als sein Nachbar, ein Bewunderer der Demoiselle Theresa oder Susanna Lagier, mit lauter Stimme einige Chansons von dem gewählten Repertoir dieser Damen intonirte und sogar damit fortfuhr, als das Orchester schon die ersten Bogenstriche der Ouverture gethan hatte. Stille da! zur Thüre hinaus! riefen Stimmen von allen Seiten; allein der Sänger läßt sich nicht irre machen und geräth schließlich in Dispul mit dem Gardisten, der ihn auffordert, den Saal zu verlassen.

In diesem kritischen Moment glaubt sich der ehrliche Pochet plötzlich in die Reize des Landlebens zurückversetzt: er hält den Gardisten für seinen harmlosen Flurschützen und glaubt zu Gunsten seines melodiösen Nachbarn interveniren zu sollen. Lassen Sie ihn doch da, sagte er, die Comödie hat noch nicht angefangen, und sein Gesang gefällt mir besser, als die verwünschte Musik da! Der Beamte weist ihn natürlich zur Ordnung, der Streit erhitzt sich und das Ende ist, daß der arme Pochet gleichfalls hinausdirigirt und, trotz seiner Antipathie gegen die Violinen, im Violon eingesperrt wird.

Jetzt erst kommt er zur Erkenntniß seiner Lage: aber, sagt er mit gerungenen Händen, was soll denn aus meinem Korb werden, mit dem Hasen und den drei Rebhühnern für den Cousin Felix, mit meinem Hemd und zwei Schnupftüchern, was ich Alles bei dem Restaurant abgestellt habe! Lassen Sie mich's doch wenigstens holen!

Allein der Aermste fand nur taube Ohren und gerieth endlich in die tiefste Verzweiflung, zu deren Linderung die achttägige Untersuchung nichts beitrug. Endlich vor Gericht gestellt, erzählt er traurig sein Abenteuer und schließt mit folgender Reflexion: Jetzt hab' ich genug an Eurem gepriesenen Paris; ich gebe mein Geld aus, um herzufahren und um die Comödie zu sehen und sehe nichts; ich bringe dem Cousin einen Hasen und drei Rebhühner und seit acht Tagen sind sie in meinem Korb verfault; zu allem dem steckt man mich in's Gefängniß und jetzt soll ich noch gar wieder hinein kommen!

Nicht für lange, guter Pochet; nur auf 24 Stunden: aber halte Wort und komme nie wieder nach Paris!

* * *

Die polizeiliche Note über Cornillaux besagt u. A.: „Beschäftigt sich nie mit Politik." Der Angeklagte ist also bestens empfohlen, und doch steht er unter Anklage, aufrührerisches Geschrei ausgestoßen zu haben; wie reimt sich das zusammen?

Gleichwohl scheint er lichte Augenblicke zu haben, wo er sich doch mit der verbotenen Frucht beschäftigt; ob diese aber gut gewählt sind, mag man selbst beurtheilen.

Wie ein Stadtsergeant erzählt, wollte Cornillaux ein Pfund Brod kaufen: was ihm der Bäcker aber vorlegte, war ihm nicht recht; er greift an allen Laiben herum, drückt und knetet, daß es ein Erbarmen war. Der Bäcker, hierdurch gelangweilt sucht ihm vergeblich Einhalt zu thun und setzt ihn schließlich vor die Thür. Und diesen Moment wählte der unpolitische Politiker, um aus voller Kehle zu schreien: Es lebe Garibaldi! — Ein Wort zu seiner Zeit, bemerkt das Präsidium; was hatte denn Garibaldi mit einem Laib Brod zu thun?

Cornillaux: Kann's Ihnen wahrlich nicht sagen, ist gar nicht meine Gewohnheit; aber Morgens war einer meiner Kameraden arretirt worden, weil er gerufen hatte „Es lebe Garibaldi!" und da kam mir eine Idee: ich hoffte, es würde einer der Herren Stadtsergeanten dadurch herbeigelockt werden, und dieser sollte dann den Bäcker zwingen, mir ein Pfund gutes Brod zu verkaufen; denn mit Politik, meine Herren, hab' ich mich meiner Lebtage nicht beschäftigt; ich habe nicht genug Unterricht genossen, um eine Meinung zu haben.

Gewiß ein ehrliches Bekenntniß, aber ebenso naiv: denn gerade in der Politik glaubt sonst Alles nur so mitsprechen zu können. Das Gericht war übrigens zur Nachsicht bereit und erkannte nur auf 3 Tage Gefängniß. Ein Zweiter, welcher den nämlichen Ruf ausgestoßen, kömmt weit schlimmer weg: der Bericht über ihn lautet freilich: „Dem Trunke ergeben, lies't häufig Romane, glaubt Alles zu wissen, singt alle möglichen Chansons." Dieses Individuum erhält für seine zwei Worte einen ganzen Monat.

Der Kammerdiener Napoleon's III.

Die starkgelichtete Reihe der Trabanten, welche dem Stern Napoleon's III. vom Tage seines Aufganges in unverrückbaren Bahnen folgten, ist durch den am 14. März erfolgten Tod des treuen Kammerdieners Léon wieder um Einen ärmer geworden. Die alte Garde des zweiten französischen Kaiserreiches macht am Tage der Musterung einen wehmüthigen Eindruck, sie ist ein memento mori für den schweigsamen Mann auf dem Throne, ihr Anblick mag ihm den Wehruf auspressen: „Herr, steh' mir bei, denn es will Abend werden." Die Idus des Monates März in der Geschichte der Cäsaren so verhängnißvoll, sollte auch diesmal in der Geschichte des neuen Cäsar nicht ohne ein schweres Ereigniß vorübergehen; als der Kaiser am genannten Tage seinem treuen

Léon läutete, ließ er einige Minuten auf sich warten, und als er in das Cabinet seines Gebieters eintrat, und den stillen Vorwurf in den Mienen des Kaisers las, sprach der Greis mit wehmüthiger Stimme: „Sire, dahin mußte es mit mir kommen, ich sagte Ihnen, daß ich von der Königin Hortense geträumt habe, sie rief mich dreimal bei meinem Namen, ich werde dem Rufe meiner Herrin Folge leisten müssen."

Der Kaiser suchte dem treuen Diener die Phantasterei auszureden; doch Léon schüttelte den grauen Kopf, er wußte besser, wie es in Wirklichkeit mit ihm stand, er legte sich zu Bette und schon nach wenigen Tagen war sein Traum in Erfüllung gegangen. Der Kaiser und der junge Prinz waren von diesem Todesfall wie von einem schweren Familienereignisse auf das Tiefste erschüttert. Léon zählte zu jenen treuen Dienern, die in unseren Tagen zu den Naturseltenheiten gehören und nur in Iffland'schen und Kotzebue'schen rührenden Dramen vegetirt haben.

Es sollte uns nicht Wunder nehmen, demnächst den „Memoiren dieses Kammerdieners" auf dem Büchermarkte zu begegnen; aber leider, Mr. Léon war kein Schriftsteller, der Mann, der den Zwickelbart des Imperators tadellos zu behandeln wußte, hat es in der Kunst des Lesens und Schreibens nicht weiter gebracht, als jener Grenadier, der, da er die Hieroglyphen an den Fronten der Pyramiden in Egypten bewunderte, ausrief: „Diese Schriftzeichen kommen mir vor wie französisch, reden können sie nicht und das ist gefehlt!"

Die Exkönigin Hortense, die eine gute Schulmeisterin gewesen sein soll, gab die Versuche auf, den Diener zum Akademiemitgliede heranbilden zu lassen, da der harte Kopf in Arenenberg ein halb Dutzend Pädagogen in ihren Versuchen ihn literarisch heranzubilden, zur Verzweiflung trieb.

Als Prinz Louis Napoleon auf Italiens Gefilden nach der verloren gegangenen Kaiserkrone seines Onkels wühlte, war Léon sein Begleiter, er war es auch, der das Grab des bei Forli gefallenen Napoleoniden bereitete. Als Louis Napoleon in der Festung Ham „studirte" und seine Geschichte der Kanonen schrieb, erschien eines Tages beim Kriegsminister Bugeaud der Kammerdiener Léon, um Namens seines internirten Herrn einige Actenstücke aus dem Kriegsarchive zu erbitten, deren Einsicht ihm verweigert worden war. Dem Bittsteller wurde die Thür gewiesen; aber, da der Prinz erklärt hatte, daß Wohl und Wehe der Zukunft diese Papiere ihm zum unabwendbaren Bedürfnisse mache, ward Léon dreister, endlich gar unverschämt und wagte es, selbst bis zum Könige Louis Philipp vorzudringen. Später erhielt er sie denn auch.

In London hatte Léon, wohin er dem Prinzen folgte, viele Beschwerden durchzumachen, denn der Prinz hatte kein Geld und doch lebte er überstandesgemäß; so mancher continentale Finanzminister hätte sich die Weisheit dieses Gascogners zu Nutzen machen können, der nach einer unbekannten Theorie seinem Herrn in Jahresfrist zu einer Million verhalf. Die Republik machte den treuen Léon zu einem republikanischen Kammerdiener, es gab in Frankreich keinen gewissenhafteren Republikaner bis zum verhängnißvollen Staatsstreich im Dezember. Es war um Mitternacht; der Prinz-Präsident, Morny und St. Arnaud waren zusammengetreten, um die Loose aus der Schicksalsurne zu ziehen, es war der Moment, der über ein Reich und eine Dynastie entscheiden sollte. Die Verschwörer standen um einen runden Tisch, der Großmeister holte den Schlüssel zu einer Kassette hervor, der Schlüssel paßte nicht.

Ein böses Omen. Da ließ sich ein Geräusch an der Thür hören. Léon machte der Verlegenheit ein Ende, er hatte den Schlüssel nächst dem Kamine wo der Prinz gestanden, gefunden und eilte herbei. Die Weltgeschichte hatte sich um einige Minuten verspätet. und von einer Minute hing in jener Nacht sehr viel ab.

Als der Kaiser sich in Hymens Fesseln schlagen ließ, war Léon eine Zeit lang ein Verzweifelter. „Der gute Mann ist eifersüchtig," sagte der Kaiser zu seiner Gemahlin. „Ich werde ihn von dieser Leidenschaft befreien," sagte die reizende Frau. „Was wollen Sie anfangen?" fragte der Kaiser.

Eugenie lächelte. Als ein junger Prinz geboren war, rief die Kaiserin den treuen Die er zu sich und übergab ihm den hoffnungsreichen Erben. „Ich sagte Ihnen, daß ich unseren Léon von seiner Leidenschaft heilen werde, er ist es nun, da er unser Kind schaukelt, das ist eine spanische Volksmeinung." Bekanntlich ist der kaiserliche Ehehimmel zeitweilig umwölkt, und in solchen schwülen Momenten wird die reizende Frau zur begeisterten Touristin. Es ging nicht unbemerkt vorüber, daß Eugenie bei ihrem jüngsten Ausfluge an den Rhein erst dann zur Rückreise sich entschloß, als Léon mit einem Briefe eintraf. Der schweigsame Mann mag wohl manches Geheimniß mit sich in's Jenseits genommen haben. Interessant ist zu erfahren, daß Napoleon seinem treuen Kammerdiener seit mehr denn 40 Jahren stets die abgelegten Kleider und Waschstücke in dessen Eigenthum überließ Léon hatte diese zu einer Art Napoleon-Museum zusammengestellt welches insofern nicht des Reizes entbehrt, als man dadurch einen Einblick in den wechselnden Geschmack des Kaisers erlangt. Da sieht man das hochrothe Sammtgilet mit den Goldknöpfen des amerikanischen Dandy, den spleenduftenden Leibrock des einen Hochtory spielenden Prinzen, den Carbonarimantel, den napoleonischen Dreimaster von Boulogne u. s. w. Diese Sammlung soll der testamentarischen Anordnung gemäß dem Kinde von Frankreich anheimfallen. Außer diesen Reliquien eines noch lebenden Mannes finden sich werthvolle Erinnerungszeichen an die Königin Hortense vor, welche Léon bei verschiedenen Anlässen zum Geschenk erhielt, eine Haarlocke in einer goldenen

Kapsel und kleinere Schmucksachen. Eine Legion von Kammerdienern, sämmtlich stattliche Herren, mit feinen diplomatischen Gesichtern und staatsmännischer Haltung folgte dem Sarge des Mannes, der Großmeister jener ehrsamen Genossenschaft war, die das Vorrecht hat, selbst die größten Männer klein zu finden, denn Niemand ist groß vor seinem Kammerdiener.

Feuilleton.

* (Ein neues Arbeiterlied von Herwegh.) Nach langer Ruhe beginnt Herwegh, der sich noch immer in Baden-Baden aufhält, nun wieder seine dichterische Thätigkeit und wendet sich mit Vorliebe der socialen Frage zu. Aus einem seiner neuesten noch ungedruckten Gedichte werden uns die folgenden Verse mitgetheilt:

All überall Geschrei nach Brod
Vom Atlas bis Archangel,
In halb Europa Hungersnoth,
Im halben bitt'rer Mangel!
Die Scheuern leer, die Steuern schwer,
Die Ernten schlecht gerathen —
Doch immer mehr und immer mehr
Und immer mehr Soldaten!

Geld her, für Pulver und für Blei!
Für Reiter und für Rosse!
Chassepots, Zündnadeln, allerlei
Weittragende Geschosse!
Dem Kaiser Geld! Dem Papste Geld!
Nur immer frisch von hinten
Geladen! Denn der Lauf der Welt
Hängt ab vom Lauf der Flinten! u. s. w.

* (Ein Taschenspieler-Kunststück.) Aus Quincy, Illinois, berichtet die dortige Tribüne: Ein junger Amerikaner, der einer der besten dortigen Familien angehört und ein gewaltiger Damenheld ist, producirte sich vor einigen Abenden bei einer vornehmen Gesellschaft, mit verschiedenen Taschenspieler-Kunststücken, worin er nicht ganz unerfahren sein soll. Bereits hatte er mit mehreren kleinen Stücken reichen Beifall geerntet, als er auch das bekannte Kunststück des Messerschluckens machen wollte. Er legte zu diesem Zwecke ein kleines von einer Dame geliehenes Federmesser auf die Lippen und rief dann unter dem bei Taschenspielern üblichen Hokuspokus das bekannte Zauberwort „Presto." Das Wort hatte wirklich eine magische Wirkung, denn das Messer war verschwunden. Die Gesellschaft, welche das Kunststück gelungen glaubte, brach in lauten Beifall aus, aber was machte unser junger Held für ein Gesicht! Mit bebenden Lippen und kreideweißem Gesicht stammelte er hervor, daß er das Messer aus Versehen wirklich verschluckt habe und bat die Anwesenden, sofort einen Arzt herbeizuschaffen, um seinen Magen von dem unverdaulichen Artikel zu befreien. Man kann sich den Schrecken der fröhlichen Gäste denken und von weiteren Taschenspielereien war natürlich keine Rede mehr.

* Ein zum Tode verurtheilter Verbrecher irgendwo in Idaho bestieg kürzlich mit lächelnder Miene das Schaffot. Die dortige Zeitung entschuldigt diesen unglaublichen Leichtsinn damit, daß sie sagt, „man müsse bedenken, daß der Arme erst vor zwei Monaten eine Wittwe mit acht Kindern geheirathet habe."

* Ein Berliner Eckensteher, der zeitl. Fesseln müde, wollte früher, als ihm die Natur beschieden, die Süßigkeiten des Himmels kosten. Er eilte in den Thiergarten und, indem er den müden Leib an einen Baumast knüpfte, dachte er so die Schwingen seines Geistes zu lösen. Es waren kaum fünf Minuten vergangen, als ein Gendarm den hängenden Körper bemerkt, hinzueilt und den verhängnißvollen Strick zerschneidet. Der Erdensohn fällt herunter, reißt die Augen auf, er glaubt sich im Himmel; da tritt ihm der mitleidige Gendarm entgegen: Im Himmel ooch Gendarmen! ruft er aus und auf und davon war er.

* (Heirathsanzeige.) Ein Yankee wünschte sich zu verheirathen, weßhalb er folgende Anzeige in einer Zeitung veröffentlichte: Irgend ein Mädchen, welches ein Bett und eine Kaffeekanne besitzt, Hosen zu flicken und mit Kindern umzugehen versteht, kann meine Dienste bis zum Tode haben.

Ein Mißverständniß.

Hans. Hast Du auch von den Traunsteiner Geschichten gehört Michel?

Michel. O ja, die hab' ich gelesen; es sind nach der Volkszeitung drüben noch ähnliche Excesse vorgekommen.

Hans. Welches ist denn der eigentliche Grund dieser Widerspenstigkeiten?

Michel. Sie haben erklärt, sie wollten nicht preußisch werden.

Hans. Ei du mein Himmel! wissen denn die Leute nicht, da Bayern mit Preußen ein Schutz- und Trutzbündniß abgeschlossen hat?

Michel. Da steckts eben. Die guten Leute wurden belehrt, Preußen habe im Kriege den Schutz und Bayern im Frieden den Trutz auszuüben.

Hans. Ah so! —

* Aus einer Katechese.

Lehrer. Wie wird die christliche Kirche eingetheilt?

Knabe. In die sichtbare und unsichtbare christliche Kirche.

Lehrer. Welche Menschen gehören zur unsichtbaren christlichen Kirche?

Knabe. Alle die, welche sich das ganze Jahr hindurch nicht in der Kirche sehen lassen.

* (Neueste Nachrichten aus Paris.) Merkwürdig! So viel Geschrei und so wenig Wolle: so wenig Wolle und so vieles Scheeren und nur ein Filz; so viele Pariser und ein Fuß.. tritt sie alle!

Räthsel.

Ich bin ein Geselle, der gerne raucht
Und sich nicht selber zu reinigen braucht.
Ich werde gewaschen, ich werde gekämmt,
Mein Körper, ich Armer, sonst ausbrennt.

Redaktion, Druck und Verlag von Ph. Rohr in Kaiserslautern.

Pfälzisches Sonntags-Blatt.

Belletristisches Beiblatt der „Pfälzischen Volkszeitung.“

Nr. 19. Sonntag, den 10. Mai 1868.

* Eine Frühlingsskizze.

Der Frühling kehrt zurück; als Bräutigam geschmückt umarmt er seine Braut, die schöne Erde. Er umwindet ihre Schläfen mit dem grünen Brautkranze und heftet an ihren Busen das bescheidene Veilchen. Wohin er geht, da sprossen tausend Blüthen; auf ihren Wangen glühen Rosen, die seine Küsse schufen.

Die Lerche jubelt in dem morgenhellen Aether; im Buchenhaine flötet die Nachtigall — ringsum Alles Duft, Singen, Blüthen, Knospen, Lieben.

Wie herrlich ist diese Liebeszeit der Erde!

Jedes Hälmchen plaudert von niegesehener Herrlichkeit; das geringste Geschöpf schwelgt in dem neuerstandenen Dasein, regt und bewegt sich zwischen den gaukelnden Blüthen, unter den nickenden Gräsern.

Thaubeglänzt liegt die grüne Wiese vor mir; jeder Halm funkelt in der Sonne wie ein Demant — in Regenbogenfarben erscheint's vor meinen Blicken. Ich schaue näher; siehe da! ein Marienkäferchen, das in früher Morgenstunde Toilette macht — sein Spiegel ist ein heller Tropfen, glänzender als Krystall; es badet sich in diesem Himmelssegen — putzt dann die Flügel, reckt sie aus und husch! erhebt's sich in die klare Morgenluft.

Fort fliegt es — ich schau' ihm lächelnd nach.

Mich lockt's zum Walde — mich umfängt sein junges Grün; ein weicher Teppich ladet mich zur Ruhe. Ueber mir zwitschern die Vöglein, dort neben mir läuten weiße Glöcklein dem Frühlinge ein Morgenständchen. Wie sie duften!

Gieb mir, bräutliche Erde, ein wenig von deinem Schmucke um meinen Busen damit zu zieren.

Weiter zieht's mich in das dichtere Gebüsch des Waldes; — horch! da neckt der Kuckuck mich mit seinem Rufe — wo bist Du, Frühlingsgeselle?

Kuckuck! Kuckuck! tönt's hinter mir, über mir, ich weiß nicht, wo. — Die Amsel pfeift ein herrlich Lied, und vor mir hüpft die zierliche Bachstelze der nahen Quelle zu. Ich will ihr folgen. Da rieselt das muntere Waldbächlein über glatte Kiesel dahin — plätschert und plaudert von Lenzeslust und Frühlingsleben; an seinem Rande stehen Vergißmeinnicht, die mit ihren blauen Aeuglein tief, tief hineinschauen, so lange, bis ein zartes Wellchen sie umfängt und mit fortträgt in die Weite bis zum fernen See, wo eine schöne Jungfrau sitzt, die die Vergißmeinnicht erhascht und einen Kranz für den Geliebten daraus windet.

Süßes, geheimnißvolles Dämmern ruht im Walde; nur hier und da bricht sich ein Sonnenstrahl durch die belaubten Kronen und malt mit goldenen Tinten auf dem grünen Teppiche.

Ich eile vorwärts; es lichtet sich der grüne Wald — die Schatten werden heller; ich trete aus dem hehren Tempel, den sich Gott selbst errichtet, in dem er selbst die Priester und die Sänger hingestellt, die ihm ein Halleluja bringen — mich umfängt wieder die weite Ebene; ein sanfter Zephyr spielt mit meinem Haar — am fernen Horizonte ragen blaue Höhen — o! könnte ich zu ihnen hinüberfliegen, um den Frühlingsduft in den Gebirgen einzuathmen!

Noch immer schweigt das Menschengetümmel um mich herum; ich bin allein mit der Natur, die mit ihrem Zauber mein Herz mit niegefühlter Sehnsucht und Empfindung füllt.

Holder Frühling — hehrer Frühlingsmorgen, wie begrüße ich dich! — — —

Der Tag neigt sich zum Ende; im Osten dämmert's, indeß der ganze Westen in Purpur flammt; die Sonne sendet ihren glühenden Abschiedsgruß der jungen Braut.

Ein anderes Gestirn, der milde Mond, beleuchtet dann die Wunder des Lenzes; mit ihm erstehen Myriaden Sterne, die flimmern und funkeln an dem Azur des Himmels.

Stille, hehre Ruhe breitet sich über Alles — der Mensch mit seinen Lasten, seinen Mühen schweigt; ich lausche den nächtlichen Stimmen. Die Blüthen schlummern und duften lieblicher als im Wachen — zarte Träume nahen ihrem Schlafe; in ihrem Schooße wiegen sich elfenhafte Falter und naschen von dem Honigthau, der ihnen entgegen strömt.

Geheimnißvoll rauscht der Wald; — die Vöglein ducken sich im Nestchen und träumen auch von tausend schönen Dingen; nur hier und da noch ertönt die schwermüthige Weise einer Nachtigall — die Quelle murmelt leiser und fließt sanfter der Ferne zu.

Wie herrlich ist die Erde, wenn sie schlummert in des Frühlings Armen! — Alles athmet Wohlgeruch und Liebe — es ist ein Schlummer nach des Tages Wonne und wonnevolle Träume spinnen sich im Schlafe fort.

Laß mich ruhen, bräutliche Erde, an deinem Herzen, das der Frühling geschmückt und erwärmt — laß mich schlummern — laß mich träumen von Lenzesluft, Frühlingsleben und Frühlingsliebe!

Emma Sänger.

Julie von Ebergenyi.

(Geschildert durch ihren Vertheidiger Dr. Neuda in seiner Vertheidigungsrede vom 25. April.)

Julie v. Ebergenyi ist ein Weib, versehen mit allen Schwächen des Weibes und ohne besondere Fähigkeiten des Geistes. Sie ist weibisch in ihrem Handeln, in ihrem Sprechen und Denken. Sogar die unmenschliche That in ihrer ganzen Unweiblichkeit trägt noch immer in ihrer Einleitung, in ihrer Vollbringung, in den darauf folgenden Geschehnissen deutliche Merkmale des Weibischen. Die Naivetät ihrer Verantwortung, ihre springenden Widersprüche, der Aufbau von handgreiflichen Unwahrscheinlichkeiten, ihre leicht faßbare Offenheit bei allem standhaften Leugnen zeugen von einem im Denken nicht sehr erleuchteten Geiste. Sie ist ein unglückliches Geschöpf. Das Glück einer besänftigenden Mutterhand, das wachsame Auge der Mutterliebe ward ihr nur wenig zu Theil. Das ärmste Mädchen zieht Menschenliebe und Weiblichkeit aus dem weichen, unendlich warmen Mutterherzen. Ihr, dem lebhaften Kinde einer besseren Familie, erlosch schon in zartester Kindheit das liebe, freundliche Mutterauge. Allerdings ward für ihren Unterricht und ihre Erziehung Sorge getragen; allein, meine Herren Richter, die Bildung und die Aufklärung liegen nach meiner Ansicht nicht allein im Lesen und Schreiben; wo die gleichmäßige Ausbildung des Geistes und des Herzens mangelt, da haben wir verkümmerte Menschen.

Die Halbbildung kann unter Umständen oft viel gefährlicher werden, als die Bildungslosigkeit. Aus der Halbbildung leite ich die zahlreichen, merkwürdigen, zum Theile räthselhaften Criminalfälle ab, von denen die vornehme Welt am wenigsten verschont blieb. Eine unheilvolle Täuschung wäre es, die geistigen und sittlichen Verirrungen, deren lebendige Zeugen wir oft sind, als vereinzelte krankhafte Erscheinungen aufzufassen; diese Verirrungen sind Symptome eines Krankheitsstoffes, welcher den ganzen gesellschaftlichen Körper durchzieht: Folgen der Halbbildung. Gerade in den feineren Kreisen begegnet man öfters dieser verderblichen Erscheinung, welche genug des äußeren Firnisses und der Kenntniß des Lebens verleiht, um nach Genüssen zu haschen und es an Glanz gleichthun zu wollen den Bevorzugten des Schicksals, zu wenig aber der wahren Herzensbildung, um in der Wohlthat des mühsamen Erringens und Verdienens Genuß und Befriedigung zu suchen. Ungesunde, bunt durcheinandergewürfelte Lectüre, ein müßiges, begehrendes Leben ohne Würze einer ausfüllenden Berufsthätigkeit entfesseln die zügellose Phantasie dieser Halbgebildeten und wirken vergiftend auf ihren Charakter, ihre Gesittung und ihre Moral. Daher so viele schlechte Beispiele, verlorene Existenzen, zerrüttetes Familienleben und als letzte Wirkung verbrecherische Gewissenlosigkeit auch in der vornehmen Gesellschaft, daher die großen Schwierigkeiten, welche die vorschreitende Humanisirung nicht minder auch in jenen Kreisen zu überwinden hat. Und dieser Halbbildung nun, ohne moralischen Halt, gepaart mit großen weiblichen Fehlern, mit einem leichten Sinne und mit Gedankenschwäche, begegnen wir leider auch bei meiner Clientin und damit den Milderungsgründen der unerfahrenen Jugendlichkeit, der unzureichenden Bildung und der unzureichenden Verstandeskraft.

Zur so gearteten Angeklagten nun fand sich Graf Chorinsky. Er brachte ihr, ob mit Berechnung oder aus echter Zuneigung, sein Herz entgegen. Alle jene zärtlichen Worte, welche ein liebetrunkenes Gemüth nur immer ersinnen kann, Versicherungen und Schwüre der feierlichsten Art hatte er für sie.

Solche glühende Liebesworte, selbst für ein minder empfängliches, für ein bedächtiges Mädchen gefahrvoll und fesselnd, wie berauschend müssen sie auf das lebhafter wallende Blut der Angeklagten gewirkt, wie sehr ihren Geist und ihre Sinne umstrickt haben. So wurde sie sein Eigen; sie ergab sich ihm ganz — Graf Chorinsky beherrschte ihren Leib und ihre Seele.

Graf Chorinsky war aber verheirathet, und gegen das ihm angetraute Weib hatte sich ein fürchterlicher, unmenschlicher Haß seiner Brust bemächtigt.

Inwieweit die Gräfin Chorinsky sein Lebensglück wirklich zerstört hat, wie er sich gegen den Polizei-Director Burchdorf beklagte, darüber fehlt uns jede nähere Einsicht. Allein, wie dem immer sei, das Eine steht fest, daß Graf Chorinsky den ihn durchwühlenden Haß auch auf die Angeklagte zu übertragen suchte. Seine vorgefundenen, für München bestimmten Briefe sprechen hier klar und unwiderlegbar. Als der Inbegriff alles Verabscheuungswürdigen wird seine Gattin in denselben dargestellt, als eine Peinigerin, als ein Scheusal voll Trug und Falsch, das sein Leben vergälle.

So wurde methodisch der Haß des Mannes in das Herz des vertrauenden sich hingebenden Mädchens eingeimpft, und die schauderhafte That wurde allmälig in einen Act der Rache und der eigenmächtigen Gerechtigkeit umgewandelt. Hierin, meine Herren, liegen die Milderungsgründe der mangelnden Erkenntniß der hohen Strafbarkeit und der aus dem gewöhnlichen Menschengefühle entstandenen heftigen Gemüthsbewegung.

Wenn nun zu dieser, die That ihres schauerlichen Inhaltes entkleidenden Selbsttäuschung die Angeklagte genugsam Grund hatte, sich Mutter zu glauben, obgleich sie noch Mädchen war, daß somit die gesellschaftliche Stellung, die Furcht vor Schmach, die Leidenschaft, die aufgestachelten Wünsche, die Hoffnung und der Ehrgeiz, die zu erwartende Familie und die Vorbereitungen zur Ehe zu einer schnellen Verbindung hindrängten, und daß dieser Verbindung nur Eines hindernd entgegentrat: die unzerreißbaren Bande der katholischen Ehe; daß also hier nichts befreiend ein-

treten konnte, als der Tod des einen Ehegatten allein, dann wird psychologisch begreifbar, daß die Angeklagte, weibisch, schwach und halbgebildet wie sie war, hingerissen von ihrer leidenschaftlichen Liebe, bewältigt durch das Anstürmen so vieler ungebändigter Gefühle und irregeleitet durch die heiße Ueberredung des sie beherrschenden Mannes, der Allgewalt so vieler drängenden Verführungsmittel erlag — die Mitverschworene ihres Geliebten wurde. Von diesem Momente an zählen die in fortdauernder Aufregung und Leidenschaftlichkeit unternommenen gemeinsamen Vorbereitungen, wobei ich jedoch die Schachtel mit den Früchten als einen Vergiftungsversuch nicht gelten lassen kann. Indem aber die Angeklagte nur unter dem Drucke der geschilderten Verhältnisse und unter dem anhaltenden Einflusse ihres Geliebten handelte, muß ich es aussprechen: Julie v. Ebergenyi war eine durch Furcht, Liebe, Leidenschaft und Ehrgeiz Irregeleitete, nur durch den Grafen Chorinsky wurde sie zur Mörderin; und ich erblicke hierin den Milderungsgrund einer hart an die Grenzen der Unzurechnungsfähigkeit streifenden Leidenschaftlichkeit, Verblendung und Gefühls-Ueberreizung und den Milderungsgrund einer ungewöhnlich mächtigen Verführung.

Aus dem Gerichtssaal.

Eine Hexerei im Jahre 1867 in der Stadt der Intelligenz.

Um den Kessel schlingt den Reih'n!
Werft die Eingeweid' hinein!
Kröte du, die Nacht und Tag
Unter'm kalten Steine lag,
Monatlanges Gift sog ein,
In den Topf zuerst hinein!
Rüstig! Rüstig! Nimmer müde!
Feuer, brenne! Kessel, siede!

Wir stehen vor einem Proceß, in dem es sich um Hexerei handelt, und erzählen nicht eine Geschichte aus dem Mittelalter; nein, es handelt sich um eine Art Hexenproceß der Gegenwart aus der auf hoher Culturstufe stehenden Residenz Berlin. Folgt uns, Ihr Leser, vor jenen Tisch, der inmitten des Sitzungssaales vor den Richtern steht, und sehet, wie der Gerichtsdiener dort eben ein Gefäß, einen Kessel en miniature, aufgestellt hat, welchen das ganze Auditorium mit Verwunderung betrachtet. Kohlen, Kräuter und andere Essenzen füllen ihn bis zum Rande Was hat es mit dem Kessel für eine Bewandtniß?

Der Gerichtsdiener führt jetzt ein Weib herein, ähnlich jenen Gestalten, wie wir sie in den Shakespeare'schen Drama's und in der Hexenküche des Göthe'schen Faust so trefflich gezeichnet finden. Eine Greisin, abgemagert, elend, mit Lumpen bekleidet, schreitet sie zur Anklagebank. Von den 66 Jahren, die sie hat an sich vorüberstreichen sehen, hat sie so manches im Gefängniß und im Zuchthause verlebt; der Betrug war meistens das Feld, auf welchem sie sich bewegte; nur ein Mal hat sie es auch mit dem gewaltsamen Diebstahl versucht.

Die gegenwärtige Anklage lautet gleichfalls auf Betrug und liefert einen traurigen Beweis, daß der Aberglaube in manchen Schichten des Volks noch nicht ausgestorben ist. Eine junge Kürschnerfrau Köppen wähnte sich von ihrem Manne verlassen und glaubte Anzeichen dafür zu haben, daß er Vermögen besitze und dasselbe mit einer andern Person verschwende. Blinde Eifersucht führte sie dem alten Weibe zu, welches in einem elenden Winkel der Königsmauer das Geschäft des Kartenlegens betrieb. Die Wittwe Neumann — dies ist der Name der Angeklagten — erkannte bald, daß die Frau Köppen um jeden Preis ihren häuslichen Frieden zurückhaben wollte, und hierauf gründete sie ihren Operationsplan.

„Wir müssen die schwarze Kunst anwenden", sagte die Sibylle, „dann wird sich die Braut Deines Mannes Dir zu Füßen werfen, mein Töchterchen, und Dir Deinen Mann zurückführen." — „Die schwarze Kunst?" fragte Frau Köppen und ließ sich von der Alten auseinandersetzen, was für eine Bewandtniß es damit habe. Sie faßte Vertrauen zu der schwarzen Kunst, und das Ausplündern begann. Zuerst 10 Sgr. für die Hexenküche; die Alte brachte dafür einen kleinen Topf und Kräuter... „Schierlingswurzeln, Ziegengall und Eibenzweige". Frau Köppen brachte die glühenden Kohlen und nun ging es an die Hexerei. Hierhin, dorthin huschte die alte Sibylle; jeder Winkel wurde ausgeräuchert, der Teufel sollte ausgetrieben werden! Wie das prasselte und dampfte! Aber Frau Köppen blieb unglücklich, ihr Hausfrieden wollte nicht wiederkehren.

Neue Opfer mußten gebracht werden; es folgten Räucherungen auf Treppen und Flur. Noch keine Hülfe! Jetzt wurden Beschwörungen vorgenommen, und alle diese Manipulationen kosteten Geld und immer wieder Geld, so daß die Ersparnisse auf die Neige gingen. „Nun müssen", hieß es eines Tages, „99 Buchstaben auf einem Kreuzwege verbrannt werden, dann wird die Verführerin des Mannes sich zeigen!"

Die Verführerin erscheint nicht, aber wie die Neumann behauptet, ist sie entdeckt! Ein Scharfrichter hat sie der Alten zugeführt und Alles liegt klar zu Tage! Sie besitzt ein Landgut von 7000 Thlrn.; der treulose Mann hat ihr Alles gegeben, und es existirt ein Kind der Liebe. Aber die Verführerin hat große Angst vor dem Zauber, den die Neumann ausübt. Sie hat, wie diese versichert, 100 Thlr. geboten, wenn die Beschwörungen unterblieben. Wieder müssen neue Opfer gebracht werden! Das letzte Geld, die wenigen Spargroschen des einzigen Kindes wandern in die Tasche der Sibylle; aber die Beschwörungen müssen fortgesetzt werden. „Ich muß Hemden des untreuen Mannes, welche er getragen hat, haben, Bettzeug, auf und unter welchem er gelegen, Wäsche des Kindes, um die Sachen auf dem Kreuzweg zu verbrennen." Und die verblendete Frau giebt Alles hin, bis sie Nichts mehr besitzt. Aber immer ist noch Nichts er-

reicht, immer noch liegt die Verführerin nicht auf den Knieen vor der jungen, betrogenen Frau. Die Quelle hört auf zu fließen, und nun läßt die Zauberin sich nicht mehr sehen. Die Sache kam zur Kenntniß der Polizei, und gegen die Wittwe Neumann wurde Anklage erhoben. Sechs Monate Gefängniß wurden ihr vom Gericht zuerkannt.

Feuilleton.

* Frühlingslied.

Den Frühling grüß' ich heute,
Es jauchzt mein Herz voll Freude,
Der Winter unterliegt.
Den alten Wicht voll Tücke,
Hat nun zu unserm Glücke
Der junge Lenz besiegt.

Es strahlt die goldne Sonne
Hold lächelnd eitel Wonne
Hernieder auf die Flur.
Die Vöglein singen wieder,
Dem Schöpfer Jubellieder
In reizender Natur.

Es rieselt silberhelle
In's Thal die frische Quelle,
Vom Eise nun befreit:
Der Frühling ist erschienen
Und alle Hügel grünen!
Willkommen Frühlingszeit!

Oberarnbach　　　　Ludwig Zimmer.

* Heilmaier. Gestern bin ich übern Markt gegangen, hat Josef Prügel gekriegt — so was hab' ich noch nicht gesehen —

Cohn. Wovor?

Heilm. Vor alle Leut.

Cohn. Ich meine worüber?

Heilmaier. Ueber'n Rücken.

Cohn. Um Gotteswillen, ich will wissen, was er gethan hat?

Heilm. Gewalt hat er geschrien.

* (Briefwechsel.) Eine junge flatterhafte Dame, die leichtsinnig ein Verlöbniß eingegangen war, das sie zu lösen wünschte, schrieb an ihren Verlobten:

Mein Freund!

Nichts ist mir schrecklicher als Langeweile; um Ihrer los zu werden, werde ich abreisen. Adieu!

Ihre ergebene Pauline.

Antwort.

Mein Fräulein.

Möge es eine lange Weile sein, ehe ich Ihnen wieder Langeweile verursache!

Noch einen guten Rath auf die Reise: Ersparen Sie sich die Reisekosten.

Ihr ergebenster Baron P.

* (Richtiges Argument.) Amschel: Aber, Schmuel, wie kannst De nor so viel Schnäpse trinken?

Schmuel: Werr' ich der sagen: Wenn ich e Schnaps getrunken hab', bin ich ein ganz andrer Mensch, und worum soll e anderer Mensch nicht auch e Schnaps trinke?

* (Fragen und Antworten.) Lehrer: „Woraus ist denn ein Rock gemacht?

Schüler: Aus Tuch.

L.: Woraus wird das Tuch gemacht?

Sch.: Aus Wolle?

L.: Woher kommt die Wolle?

Sch: Vom Schaf.

L.: Von welchem Thiere hast Du also einen Rock?

Sch: Von mein' Vater.

* (Das traurige Motiv.) Moritz: Weßhalb sind Sie schwarz angezogen, lieber Eduard, ist der Beweggrund freudig oder traurig, gilt es einen Ball, eine Visite oder am Ende gar ein Leichenbegängniß, ich will nicht hoffen?

Eduard: Nichts von alle dem, ich feierte heute meine Verlobung.

Moritz: Also doch noch ein trauriges Motiv.

* Brigham Young, der Mormonen Prophet, hat letzten Winter große Trauer in seinem Haus gehabt, indem ihm nicht weniger als fünf Weiber an Lungenentzündung gestorben sind.

* (Aufgabe für Rechner.) Wenn zehntausend vom Staate angestellte Lehrer, die sich im edelsten Berufe vom Morgen bis zum Abend abquälen, jährlich zusammen so viel Gehalt beziehen, als zwei abgesetzte Verzehrer, die von der Arbeit des Volkes leben, wie viele Kreuzer — machen dann nun die vierzig Millionen Gulden?

C. J. Diepenbrock.

* Nach einem alten Witze nannte Jemand seinen Hund Wiedu. Die Pointe steckt nämlich in der spaßig sein sollenden Antwort, wenn man um den Namen des Hundes fragt. Einst aber wurde der Bediente dieses Herrn von einem ansehnlichen Manne gefragt, wie der Hund heiße. Um nun den Respekt durch das vertrauliche Du nicht zu verletzen, antwortete er: „Wie Sie, Euer Gnaden."

* Die Welt reimt sich auf Geld, drum ist bei dem jetzigen Geldmangel die Welt so ungereimt. Durch ein häusliches Gewitter, wo die Frau donnert und der Mann blitzdumm ausschaut, wird die Natur erquickt, aber es gehört eine gesunde Natur dazu.

* Die Augen der Gerechtigkeit sind wie die Augen im Schweizerkäse: wo nichts ist, da sind diese Augen; wo etwas ist, da hat sie keine Augen.

Räthsel.

Es ist eine süße Zauberfrucht,
Die Einer umsonst zu brechen versucht;
Nur Zweie zusammen können sie brechen;
Doch kann es niemals geschehen im Sprechen,
Und wollte sie Einer haschen allein,
Er haschte und schnappte in's Blaue hinein.

Auflösung des Räthsels in Nr. 18.

Der Schornstein.

Redaktion, Druck und Verlag von Ph. Rohr in Kaiserslautern.

Pfälzisches Sonntags-Blatt.

Belletristisches Beiblatt der „Pfälzischen Volkszeitung.“

Nr. 20. Sonntag, den 17. Mai 1868.

Aus dem Frühlings-Tagebuch
von Em. Geibel.

Seit ich mich zuerst entwand
Aus der Kindheit Traume,
Dir gehör' ich Vaterland
Wie das Blatt am Baume.

Meines Wesens Eigenbild
Hast du mir gegeben,
Und aus deiner Wurzel quillt
Fort und fort mein Leben.

Was aus deiner Zweige Nacht
Spricht in Geisterzungen,
Sieh', das hält mit stiller Macht
Mein Gemüth bezwungen.

Und wie viel im Waldrevier
Auch der Stimmen schallen
Stets am schönsten singen mir
Deine Nachtigallen.

Wenn dein Wipfel himmelwärts
Rauscht in Thau und Sonne,
Schauert leise durch mein Herz
Ein Gefühl der Wonne.

Aber auch von jedem Wind
Der dein Laub erschüttert,
Heftig bald und bald gelind
Fühl' ich mich durchzittert.

Wie den Spalt in deinem Schaft
Der durch Mark und Rinden,
Unvernarbt noch immer klafft,
Lernt' ich zu verwinden.

Und von Tag zu Tage fragt
Bänger mein Verlangen:
Kommt, der ihn zu schließen wagt,
Nicht der Held gegangen?

* Bilder aus dem Zollparlament.
(Erste Sitzung.)

In Erwartung eines, wenn nicht hitzigen, so doch pikanten Zungengefechts waren die Abgeordneten nicht nur vollzähliger, sondern auch zeitiger erschienen als sonst, und bereits um zehn Uhr als der Präsident Simson die Glocke rührte, war der Saal vollständig gefüllt. Simson ist bei seiner Geschäftsleitung ergraut; er fitzt seit 1848 auf den harten Polstern der Präsidentenstühle, das greift an. Er war damals, als er in der Frankfurter Paulskirche zum ersten Mal ein Parlament leitete, ein junger Mann von nicht ganz vierzig Jahren, und man denkt sich seit jener Zeit in Simson einen kräftigen Mann auf dem ersten Sitz des Parlamentarismus. Aber sein Haupt ist seitdem ergraut, und Sorgen und Enttäuschung haben tiefe Furchen in das Gesicht gepflügt, das einst so fröhlich in die Zukunft sah. Bevor er die Sitzung eröffnete, herrschte im Saal ein buntes Durcheinander, ein interessantes Tohubohu von vielgenannten Persönlichkeiten. Während der Sitz des Bundeskanzlers, links vom Präsidentenstuhl, noch leer ist und die Bundescommissarien ziemlich abgeschlossen bleiben, plaudern die Abgeordneten laut und ungezwungen. Der General Steinmetz ist ein weißhaariger, aber lebenskräftig aussehender alter Herr, der mit dem Freiherrn von Rothschild lebhaft plaudert. Rothschild ist breit, wie ein eiserner Geldschrank, scheint aber weniger verschlossen. Er ist munter und lebhaft und läßt eher einen jovialen Gutsbesitzer errathen, als einen Mann, der nicht die Zinsen von den Zinsen seiner Zinsen verzehren kann. Ernst, fast feierlich tritt Waldeck ein. Langes schneeweißes Haar umwallt seine hohe Stirn. Er geht zu den Mitgliedern der Linken und spricht hier mit Löwe-Calbe, dem einstigen Präsidenten des Rumpfparlaments, der zwar auch seit jenen stürmischen Tagen älter und bedächtiger geworden ist, aber immer noch eine immense Thatkraft verräth. Zu diesen Beiden tritt Wiggers, der mecklenburgische Danton, den Berlin mit seinem Mandat beehrte. Wiggers ist eine der freundlichsten Erscheinungen des Reichstages und hier in allen Kreisen mit wirklicher Herzlichkeit gern gesehen. Es ist schwer, seiner habhaft zu werden, denn er ist durch die Geschäfte des Parlaments und durch die Anforderungen seiner Wähler fortwährend in Anspruch genommen. Am Dienstag-Abend gehört er auf einige Stunden einem Kreise an, in dem ich ihn persönlich kennen lernte. Wiggers kommt direct aus dem Junkerlande heraus und ist unerschöpflich in der Darstellung drolliger und trauriger Zustände. Aber man fühlt auch, daß er Alles daran setzt, „nicht locker zu lassen“. — Der Vertreter der Stadt Harburg, Bürgermeister Grumbrecht, scheint der Temperatur des Hauses nicht recht zu trauen, er trägt ein Sammetkäppchen und macht deßhalb den Eindruck eines talmudischen Schriftgelehrten. Er eilt geschäftig durch ein Männerquartett, das eifrig plaudert: Lasker, Twesten, Miquel und Schulze-Delitzsch. Lasker ist klein und überaus lebhaft, Twesten nicht viel größer, aber bedeutend mehr Weltmann in seinem Aeußern, Beide verrathen in scharf ausgeprägten Zügen energische, scharfe Logik. Miquel ist ein schöner Mann mit frischem Aussehen und dunklem Vollbart, während Schulze-Delitzsch durch sein bedeutendes Wesen imponirt, obgleich sein fast weißer Bart den altgewordenen Agitator verrathen sollte. Einen unerfreulichen Eindruck macht Wagener nicht nur, wenn er

am Rednerpult steht und, die Hände in der Tasche, mit begeisterungsloser und schleppender Rede jeden Hörer durch plumpe Malicen zu ärgern sucht. In seinem glatten Gesicht liegt kein einziger angenehmer Zug und in den herabgezogenen Mundwinkeln lauert so was wie Feindschaft gegen ein frisches Vorwärts, der jedes seiner Worte Ausdruck giebt. Die Charakteristik vieler anderen Oftgenannten würde mich zu weit führen und bleibe bis zur nächsten Gelegenheit reservirt. Da sind Forkenbeck, Unruh, Bennigsen, Reichensperger, „unser" Braun und Andere, die einer rasch zeichnenden Feder Gelegenheit zu interessanten Momentbildern geben würden.

Bismarck trat ein, als Lasker sprach, der sich mit dem Polizeipräsidenten von Madai so beschäftigte, daß ihn Krohn sofort citiren ließe, was hier allerdings nicht ginge. Bismarck trat ein, und Lasker schwieg einen Augenblick. Seine „politischen Freunde" auf der Rechten erhoben sich zum Gruß, ebenso die Mitglieder des Reichsraths. Auf den Tribünen beugte sich Alles über die Brüstung, den allgewaltigen Staatslenker zu sehen. Man merkte, daß die Meisten deshalb gekommen waren. Wer wäre auch nicht begierig, ihn zu sehen, der zugleich den Haß und die Popularität einer Nation personificirt, der eine so großartige Bewegung in der Politik angeregt hat, nach dessen Plan sich das deutsche Reich umgestaltete, der die Weltgeschichte mit Blut auf Eisen schrieb, und der zugleich als ein Lebemann geschildert wird, ihn hier zu sehen, auf dem von ihm geschaffenen Kampfplatz der Geister, während er mit äußerer Ruhe über die Zukunft Europas nachdenkt und zugleich über eine Rede, mit der er den Parlamentarismus zu bändigen gedenkt!

Bismarck scheint nicht wie ein Staatsmann nach dem in der Phantasie entworfenen Bilde. Er ist eine gewaltige Pesönlichkeit, hoch aufgeschossen, breit, zugleich elegant und durch die Uniform knapp und abgeschlossen. Er hat durchaus kein finsteres Aussehen, wie man nach den von ihm bekannten Bildern glauben dürfte, er blickt freundlich nach rechts und links, grüßt in den Logen anwesenden Damen und Diplomaten und scheint für jeden der Bundes-Commissare, zu denen er hinübergeht, ein freundliches Wort zu haben. Zu dieser vielleicht scheinbaren Leutseligkeit bilden das kahle Haupt, dessen Wüstenei nicht durch die historischen drei Haare unterbrochen wird, und der starke, weiße Schnurrbart, einen fast ehrwürdigen Gegensatz, während seine Augen lebhaft und selten finster aus seinem nicht eben angenehmen Gesicht, aber unter einer bedeutenden Stirn herausschauen. Aber hinter dieser scheinbaren Harmlosigkeit ruht jene unbeugsame Starrheit des Urpreußenthums, welche sich nie herbeilassen zu dürfen glaubt, dem Volkswillen, der im Parlamentarismus seinen Ausdruck findet, eine Concession zu machen, ja, welche zu wähnen scheint, daß eine solche zum Staatsruin führen würde. Während Bismarck auf der einen Seite dem socialen Leben, soweit dies vom Staate ausgehen kann, eine größere Lebendigkeit verleiht, steht er auf der anderen Seite consequent zu den conservativen Traditionen. Seine Rede an dem Tage, von dem dieser Bericht Mittheilung macht, war ein neuer Beweis dafür, daß Bismarck constitutionellen Neuerungen schroff gegenübersteht, und daß in gewissen Hauptfragen zwischen ihm und dem Parlamentarismus eine unausfüllbare Kluft besteht.

Bismarck spricht klar, gewandt, logisch, gleichmäßig im Ton und Ausdruck und deutlich hörbar bis in den äußersten Winkel des Saals. Während er spricht spielt er mit einem Bleistift, mit dem er vorher Notizen auf einen Bogen Papier geworfen hatte, und bewegt den Körper hin und her. Er spricht fließend, fast, wenn ich so sagen darf, feuilletonistisch. Seine Rede sieht aus wie er selbst: gefällig in der Form und unbeugsam in ihrem Inhalt. Sie läßt sich nicht stören durch die Ausbrüche der Heiterkeit der Zustimmung, oder des Unwillens der Volksvertreter, jedes seiner Worte geht einher wie ein bewährter Bergsteiger, der die Gefahren seines Weges nicht unterschätzt. So geht auch Bismarck: sicher, ein bestimmtes Ziel vor Augen! Wird er es erreichen? Wer lüftet den Schleier der Zukunft!

* Das Regiment Narvaez.

Spanien hat längst aufgehört, das Land der „Lieder und Gesänge" zu sein, und auch die „Ruhe eines Kirchhofes" wird von Zeit zu Zeit durch revolutionäre Putsche gestört, die leider fast nie eine andere Folge haben, als dem vielbeschäftigten Henker neue Arbeit zu verschaffen. Spanien ist das geistig und politisch elendeste Land der civilisirten Welt, und daß es das geblieben ist, verdankt es hauptsächlich dem Marschall Narvaez, der am 23. April seine unselige Laufbahn beschlossen hat. Narvaez ist einige zwanzigmal spanischer Ministerpräsident gewesen. Das Schaukelsystem, welches in Spanien dieselben Männer von Zeit zu Zeit wieder an die Spitze der Geschäfte bringt, kommt leider nicht den constitutionellen Institutionen zugute. Die fanatische Unterdrückung der Progressisten und Demokraten bleibt unverändert das Endziel der offiziellen spanischen Politik. Das letzte Mal kam Narvaez 1866 an's Ruder, und nur diesen letzten Abschnitt seiner politischen Wirksamkeit wollen wir in kurzen Zügen durch einige Thatsachen charakterisiren. Anfangs September 1866 begann Narvaez mit drakonischer Strenge unter den Progressisten aufzuräumen. Er ließ massenhafte Verhaftungen vornehmen und die Gefangenen nach den Philippinischen Inseln und nach Fernando Po (einer Insel im Meerbusen von Guinea, deren Klima für Europäer tödtlich ist) deportiren. Die tugendhafte Königin fand aber, daß Narvaez' Collegen noch nicht energisch genug seien, und gab ihm zwei Hauptchefs der clerical-absolutistischen Ultras, einen gewissen Viluma und den General Pezuela, zur Seite. „Nicht durch Massenhinrichtungen," schrieb

damals der Correspondent der „Times“, „und solche Grausamkeiten, welche die Namen O'Donnel und Narvaez berüchtigt gemacht haben, kann in einem Lande wie Spanien die Revolution unterdrückt werden. In Spanien mehr als in jedem anderen Lande fordert Blut wieder Blut, und jenes, welches in der letzten Zeit so unbarmherzig und unnöthig vergossen wurde, wird gewiß gerächt werden!“

Ueber die haarsträubenden Grausamkeiten des fanatischen Premiers hier nur einige Zahlen, die einem Berichte des offiziösen „Constitutionnel“ entnommen sind. In Madrid fanden in einer einzigen Woche über 150 Hinrichtungen statt. Die Unglücklichen wurden in Abtheilungen von 20—25 Mann auf den Exerzierplatz geschleppt, um dort erschossen zu werden. Alles das im Namen Gottes und einer rechtgläubigen Politik. Massen von Flüchtlingen retteten sich über die französische Grenze. Daß während der blutigen Willkürherrschaft des Marschalls alle Verfassungsrechte suspendirt waren, bedarf keiner Erwähnung. In Barcelona wurde in der Nacht vom 27. auf den 28. September eine Razzia angestellt und 185 meist den gebildeten Ständen angehörige Personen wurden festgenommen, um alsbald nach Fernando Po transportirt zu werden.

Die amtliche „Madrider Zeitung“ theilt mit, daß am 23. September wiederum 33 Personen zum Tode verurtheilt seien, und zwar Generale und Offiziere zum Erschießen, die Uebrigen zum Erdrosseln! Unter Letzteren mehrere Advokaten und Redakteure. Um diese Zeit soll Narvaez geäußert haben: er werde alle „unzuverlässigen“ Elemente aus Spanien entfernen, und wenn er das Land entvölkern müßte; er wolle der Welt zeigen, daß König Philipp II. in seinen Maßregeln zur Unterdrückung der Revolution gegen ihn selbst noch ein Stümper gewesen sei. Der Hauptcoup des Narvaez erfolgte am 29. Dezember 1866. Am 28. Dezember beschloß die Kammer, eine Adresse an die Königin, in welcher die graciöse Herrscherin um Entlassung des verhaßten Ministeriums ehrerbietigst ersucht wurde. Dieselbe sollte am 29. Dezember überreicht werden. In der Nacht vom 29. auf den 30. ließ Narvaez durch eine starke Truppenabtheilung 35 Deputirte (die Wortführer) verhaften, um sie theils nach den Canarischen Inseln, theils nach andern spanischen Colonien zu deportiren. Am 30. wurden die Cortes gewaltsam aufgelöst. Der Senats-Präsident Serrano, der bei der Königin Protest erhob, gegen das verfassungswidrige Verfahren des Ministers, wurde ebenfalls verhaftet und nach den Balearischen Inseln abgeführt. So verstand Meister Narvaez die Kunst der „Pacificirung.“ Der Infant Enriquez, ein Vetter der Königin, floh nach Frankreich und erließ dort eine Erklärung, in welcher er sagt: sein Platz könne nicht da sein, wo ausgezeichnete Spanier die Opfer der gewaltthätigsten Reaction würden und die Herrschaft der Proscription und des Schreckens an die Stelle der geheiligten constitutionellen Rechte getreten sei.

Wir haben nur einige Züge aus der Regierung des verstorbenen Marschalls hier wiedergeben wollen; um den moralischen und intellectuellen Jammer Spaniens unter der Herrschaft dieses frommen Mannes zu schildern, würde ein Band gefüllt werden müssen. Nach statistischen Mittheilungen konnten, um nur ein Beispiel anzuführen, 422 Bürgermeister und von den 72,000 Municipalräthen der Monarchie 12,479 weder schreiben noch lesen — Dezember 1866. Der Papst hat dem sterbenden Minister die Absolution seiner Sünden ertheilt. Narvaez war in der Lage, von dieser Gnade umfassenden Gebrauch zu machen. — (Die Königin aber besitzt von Sr. Heiligkeit die „goldene Rose!“)

*** Blutrache auf den Ebenen des fernen Westens.**

Die folgende Geschichte, deren „Fortsetzung folgt“ noch in Aussicht, wäre ein vortrefflicher Gegenstand für einen phantasiereichen und überlandreise erfahrenen Schriftsteller, und würde zu einem besseren Roman zu verarbeiten sein, als die etwas flüchtig von Armand zusammengereihten Blut- und Schreckensbilder, die sich mit dem Leben unter den Indianern und Mexikanern beschäftigen.

George W. Porter war 17 Jahre alt, als ihm 1862 Vater und Mutter und andere Blutsverwandte von den Indianern bei ihrem Ueberfall der Ansiedlungen der Weißen in Minnesota getödtet wurden. Dies Ereigniß entschied über sein Leben. Er beschloß dasselbe der Rache zu widmen und nicht eher zu ruhen, als bis er den Manen der Ermordeten 200 Seelen der Indianer als Sühnopfer dargebracht. Seit 6 Jahren ist er mit dieser Blutrache beschäftigt, seine Heimath sind die Gebirge und Ebenen des fernen Westens, seine Gefährten die wilden Pelz- (und Indianer-) Jäger der Felsengebirge, deren Jagdgebiet von den eisigen Gegenden der Hudson's-Bay bis zum Stillen Ocean reichen. Der Führer einer dieser Banden (180 Mann stark) ist Sam Collins, der seit 30 Jahren in der Wildniß sich aufhält und im Alter von 65 Jahren noch kein graues Haar auf dem Haupt hat. Gegen Amerikaner sind diese berittenen Jäger freundlich und hülfreich; aber die Engländer von der gleichfalls Pelz jagenden Hudsons-Bay-Compagnie finden vor ihren Augen keine Gnade.

Bei diesen abgehärteten Leuten ging Porter in die Schule und machte solche Fortschritte, daß er von den 200 Indianern, die er zu tödten sich vorgesagt, bereits 108 in das Land der ewiggrünen Jagdgründe beförderte. Seit einigen Wochen befindet er sich in St. Paul, von wo er zu seinem Capitän Collins an den Quellen des Yellow Stone Flusses zurückzukehren gedenkt. Seine Abenteuer sind fabelhaft; drei Mal gerieth er in die Gefangenschaft der Indianer, zwei Mal waren es die Sioux, ein Mal die Blackfeet die ihn quälten. Die Letzteren rissen ihm die Nägel von den Fingern und gaben ihm 5 Tage hindurch nichts

weiter zu essen als eine gebratene Klapperschlange. Seine Rückkehr in die Wildniß wird durch folgende Depesche beschleunigt werden, die Collins ihm auf ein pergamentartiges Fell eines jungen Rehs geschrieben zuschickt:

Sierra Nevada, 2. Okt. 1867.

George Porter: Lieber Freund — Deine Schwester wurde am 1. d. M. von Roman Rose (Römernase), Häuptling der Sioux, getödtet. Ich versuchte Alles, sie zu retten. Sie wurde vor meinen Augen niedergeschlagen. Triff mich an der Quelle des Yellow Stone sobald als möglich, und wir werden ihren Tod rächen.

Sam. Collins.
Häuptling der freien Gebirgstrapper.

Porter wird sich beeilen, den Tod seiner einzigen Schwester zu rächen, die unter den Sioux in Gefangenschaft seit 1862 lebte. Wenn er die Zahl 200 erreicht hat, kehrt er vielleicht in die civilisirte Gesellschaft zurück, obgleich er selbst es für zweifelhaft hält. Er ist ein junger Mann von mittlerer Größe, von röthlicher Gesichtsfarbe, mit braunen durchdringenden Augen, die gleichsam immer auf dem Sprunge stehen. Mit Ausnahme eines kleinen Schnurrbarts ist sein Gesicht glatt. Seine nie fehlende Büchse und scharfes Bowiemesser sind seine steten Begleiter.

Feuilleton.

Stoßseufzer eines Nationalliberalen.

Mir ist's so reichseinheiterlich,
So nordbundsschlauerweiterlich,
So parlamentsumklammerlich,
So demokratverdammerlich,
So anhaltspunktesucherlich,
So überbergverfluchterlich,
So streng erfolgsanbeterlich —
So freiheitshohlendväterlich —
So alleshinterladerlich,
So gottesgnadlandvaterlich,
So nebelhaftentfernerlich,
So länderumkasernerlich —
So ganz franzosenfresserlich,
So luxemburgvergesserlich
So reichseinheitdurchdringerlich,
Auch deutschöst'reichverschlingerlich —
So phrasenhaftverzuckerlich,
So bismarckspillenschluckerlich,
So freiheitskümmelspalterlich,
Nichts aufcharakterhalterlich —
So Deutschland ganz verspeiserlich —
So alleweltverpreußerlich!!

* Guter Geschmack. Ein Schiffscapitän aus Wolgast, der mit dem berühmten Maler und Weltumsegler Eduard Hildebrandt in den Tropengegenden zusammentraf, antwortete auf die Frage des Malers, was ihm hier am meisten gefalle, nach einigem Besinnen: „Der ausgezeichnete, wunderbare — Durst!"

* Ball-Sehnsucht in Paris. Der Minister Forcade la Roquette gab am 2. Mai einen Ball, zu welchem er dreitausend siebenhundert Einladungen versandt hatte. Eine anständige Zahl! Doch ist sie noch nichts gegen die Zahl derer, die um Einladungen eingekommen waren; die belief sich auf mehr als sechstausend. Also gab es an diesem Abend zweitausend dreihundert unglückliche Pariserinnen.

* Ein Schneider zu Sch. schickte seiner Geliebten seine Photographie mit der Unterschrift: „Kennst Du diese Ziege?" [Züge.]

* Ein schwäbischer Herr, der kürzlich in einer Restauration des Zollparlaments eine längere Unterredung zwischen zwei hochbejahrten Mitgliedern der preußischen Rechten zugehört hatte, wandte sich mit der Bemerkung kurz um: „Wir Schwaben werden erst mit dem vierzigsten Jahre klug, aber hier scheint es noch später zu werden." So meldet die „Tribüne."

* Ein gewichtiger Landesvater. In dem Schlosse zu Ansbach befindet sich ein Gemälde, dessen Rückseite folgende Aufschrift enthält: „Der durchlauchtigste Fürst und Herr, Herr Georg Friedrich, Markgraf zu Brandenburg ꝛc., ist am Ostermontag, den 20. April 1603, in Gott hochselig geschieden. Seine Leber hat gewogen 5 Pfund, die Lunge 4 und das Herz 1 undeinhalb Pfund; der Magen ist zwei Spannen lang gewesen und hat 6 Maß gehalten. Der ganze Leib wog vier Centner und ist sieben Schuh lang gewesen." In der That ein gewichtiger Fürst!

* Geschmacksverschiedenheit. Die Amerikaner kauen Tabak, die Hindus Kalk, und die Patagonier Guano oder Seevogelmist. Unsere Kinder haben Vorliebe für Zuckerzeug, jene der Afrikaner für Steinsalz, wohingegen die Esquimos ein Stückchen Talglicht für die köstlichste Speise halten. Für uns sind Schweineknöchelchen, für die Franzosen Frösche und Schnecken, für viele Wilde Schlangen ein schmackhaftes Gericht.

* Eine Dame fragte einen Matrosen am Hafen: „Was ist das für ein Schiff?"
Er antwortete „die Henriette."
Warum nennen Sie ein Schiff „sie?"
„Ich glaube, weil die Auftakelung soviel kostet."

Viersilbige Charade.

Meine Ersten wirst Du kennen,
Will sie d'rum nicht weiter nennen,
Da sie ein Körpertheil von Dir.
Die Letzten sind ein Elixir.

Sie heben den gesunk'nen Muth,
Und sind auch für die Ersten gut.
Das Ganze gibt's in großer Zahl,
D'rum überlass' ich Dir die Wahl.

Auflösung des Räthsels in Nr. 19.
Kuß.

Redaktion, Druck und Verlag von Ph. Rohr in Kaiserslautern.

Pfälzisches Sonntags-Blatt.

Belletristisches Beiblatt der „Pfälzischen Volkszeitung."

Nr. 25. Sonntag, den 21. Juni. 1868.

Ländlich — Sittlich.

Aus A. v. L.'s Buche: „Am Hofe von Rom".

Es war um die Zeit der Juli-Revolution, also im Jahre 1830. Auch in Italien herrschte eine schwüle Stimmung, der Carbonarismus war in vollster, aber geheimster Thätigkeit. Während in Rom die Cardinäle beschäftigt waren, nach Pius VII. Tode einen neuen Papst zu wählen, sollte in Bologna eines Abends ein neues Stück im Theater gegeben werden. Der Besuch desselben war daher ein sehr zahlreicher.

Anfangs herrschte eine gewisse Unruhe und Aufregung unter dem Auditorium, als aber die Glocke ertönte, welche das Zeichen zum Beginn der Vorstellung gab, trat eine plötzliche tiefe Stille ein, und Aller Augen wendeten sich erwartungsvoll der Bühne zu.

Langsam hob sich der Vorhang, und es zeigte sich in der That ein überraschendes Schauspiel.

Freilich aber war es ganz anderer Art, als man erwartet hatte, und hundertfach ertönte aus gepreßter Brust der Schreckensruf:

„Passatore!"

Der Name dieses gefürchtetsten und verwegensten aller Räuberhauptleute, welche unter der Regierung Leo's XII. den Kirchenstaat unsicher machten, war wohl geeignet, Schrecken zu verbreiten, denn wo er mit seiner Bande sich zeigte, da wurden Excesse aller Art verübt, unter denen noch der unschuldigste die Wegführung reicher oder angesehener Personen war, die sich gegen hohe Lösegelder freikaufen mußten.

Das Schauspiel aber, welches sich den Blicken der Theaterbesucher zeigte und das jenen Ausruf: „Passatore!" erpreßt hatte, war wohl geeignet, auch die Herzen in der Brust der Muthigsten zu schnellern Schlägen zu bewegen.

Denn als der Vorhang in die Höhe ging, zeigten sich auf der Bühne nicht die Sänger und Schauspieler.

Auf den der Lust und Freude bestimmten Brettern standen einige vierzig wilde Gestalten mit dichten Bärten und sonnverbrannten Gesichtern, und ihr malerisches, wenn auch zum größten Theile nicht sehr sauberes Costüm bezeichnete sie auf den ersten Blick als Räuber.

Hätte ja bei einem der Zuschauer noch ein Zweifel gewaltet, so wäre er dadurch beseitigt worden, daß die Banditen mit dem Gewehr am Backen schußfertig dastanden und nach den verschiedensten Richtungen auf die Logen, die Galerien und das Parterre zielten.

Eine tiefe Stille herrschte in dem Hause, die Wenigen aber, welche vielleicht noch geglaubt hatten, der ganze Auftritt sei ein Arrangement, welches mit zu dem Stücke gehörte, sollten nur zu bald enttäuscht werden.

Denn in der nächsten Minute schon trat Der, welcher an seinem reichen und glänzenden Anzuge, geschmückt mit silbernen Ketten, an den blitzenden Ringen an seinen Fingern und an der stolz auf seinem Hute sich wiegenden Feder als der Anführer der Räuber zu erkennen war, bis an den Rand der Bühne vor und sagte mit kräftiger, tiefer aber wohltönender Stimme:

„Ja ich bin der Passatore, und dieser Name wird, so hoffe ich, hinreichen, um meinen Worten Nachdruck zu geben!"

Dann zog er aus dem Gürtel ein großes zusammengelegtes Papier und las langsam und deutlich von demselben eine Menge Namen der reichsten und angesehensten Bewohner Bolognas ab.

Er schien gut unterrichtet zu sein, denn alle die Aufgerufenen befanden sich in dem Theater, das erkannte man an dem Erblassen der Träger dieser Namen, sobald dieselben von den Lippen des Räuberhauptmanns ertönten, sowie daran, daß sich jederzeit die Blicke Aller auf die Stelle richteten, auf welcher der Gerufene seinen gewöhnlichen Platz hatte.

Sobald die Liste beendigt war, steckte sie der berüchtigte Passatore wieder in den Gürtel und sagte mit der Stimme eines Gebieters, der gewohnt ist, seine Befehle unbedingt befolgt zu sehen:

„Euch, die ich jetzt genannt habe, bestimme ich dazu, die Brandschatzung vorzustrecken, die ich hierdurch dem gesammten anwesenden Publikum auferlege, und die ich auf dreißigtausend Scudi festsetze."

Als er bei den Aufgerufenen einiges Zögern zu bemerken glaubte, fuhr er mit erhobener Stimme fort:

„Widerspruch oder gar Widerstand würde vergeblich sein und nur zu dem Verderben Aller führen, denn die Thüren des Hauses sind verschlossen; meine Leute halten Wache auf den Gängen, und bei dem geringsten Versuche, die Flucht zu ergreifen oder durch Geschrei von außen Hilfe herbeizurufen, lasse ich von hier aus eine allgemeine Salve auf Euch abfeuern."

Passatore machte eine kurze Pause, als wollte er den Eindruck seiner Worte prüfen, und als sich in dem ganzen Hause Niemand rührte, sondern vielmehr Alle sich geduldig in ihr Schicksal zu ergeben schienen, fuhr er in der Ertheilung seiner dictatorischen Befehle fort:

„Ihr werdet die geforderte Summe nicht bei Euch haben, deshalb werden einige der Aufgerufenen sich unter Eskorte meiner Leute nach Hause verfügen und das Geld holen. Wer dabei den geringsten Versuch machen sollte, zu entfliehen oder Hilfe anzurufen, wird augenblicklich niedergeschossen; auch würden die hier zurückgebliebenen Angehörigen einen solchen Versuch mit ihrem Leben zu büßen haben."

Es entstand eine Pause unheimlichen Schweigens, und voll Besorgniß blickten die Aufgerufenen einander an, als wollten sie sich fragen wer von ihnen gehen, wer bleiben solle.

Der Geiz gerieth dabei in Kampf mit der Furcht. Wohl wäre Mancher gern aus der peinlichen Lage erlöst gewesen, in welcher sich alle Besucher des Theaters befanden, erreichte er aber diesen Wunsch, so mußte er denselben theuer bezahlen, denn holte er die verlangte Summe, so sah er wohl ein, daß es ihm schwer, wo nicht unmöglich sein würde, von den mit ihm Besteuerten irgend einen Beitrag einzutreiben.

Deshalb rührte sich Niemand.

„Hat Jemand Einspruch zu erheben?" fragte Passatore.

Alles blieb stumm.

„Will sich Jemand freiwillig erbieten, die Summe zu holen?" fuhr er fort.

Wieder erfolgte keine Antwort.

„Ich bin des langen Besinnens überdrüssig!" rief nun der Räuber barsch. Dann gebot er:

„Eugenio Pacca, Girolamo Parucci, Giacomo Salviati, Jeder von Euch hat augenblicklich zehntausend Scudi zu holen und wird dazu von Zweien meiner Leute begleitet. Die Uebrigen, deren Namen ich abgelesen habe, nehmen an dem Ersatz gleichen Antheil. Wie Ihr Euch mit dem übrigen Publikum abfinden wollt, das ist Eure Sache, daß aber die Genannten ihren Verpflichtungen nachkommen, dafür werde ich Sorge tragen und sie unsanft daran erinnern, wenn ihr Gedächtniß sie im Stiche lassen sollte!"

Die drei besonders Genannten standen jetzt zögernd von ihren Sitzen auf.

„Vorwärts!" gebot Passatore. „In der Vorhalle werdet Ihr Eure Begleiter finden!"

Pacca, Parucci und Salviati verschwanden hierauf, und in ängstlicher Erwartung sahen die Zurückbleibenden ihrer Wiederkehr entgegen.

Endlich erschienen sie auf der Bühne, und im Angesichte des ganzen Publikums nahm Passatore die Contribution in Empfang.

Nachdem er das Geld in einen großen Lederbeutel gethan und Zweien seiner Leute übergeben hatte, wendete er sich wieder zum Publikum und rief:

„Ich werde jetzt abziehen! Niemand darf das Haus verlassen, bevor mindestens eine Viertelstunde verflossen ist! Wehe Jedem, der diesem Befehle zuwider handeln würde!"

Die Räuber verschwanden hierauf rasch zwischen den Coulissen.

Passatore selbst blieb bis zuletzt auf der Bühne und hielt die Mündungen von einem Paar Doppelpistolen auf die drei genannten Geldmänner gerichtet, im Fall diese vielleicht einen Angriff auf ihn zu machen versuchen sollten.

Eitle Vorsicht! In dem ganzen Theater dachte nicht Einer daran, dem Abzuge der Räuber ein Hinderniß entgegenzusetzen. Was hätten auch die Waffenlosen trotz ihrer großen Ueberzahl auszurichten vermocht?

Zwar fehlten noch ein paar Minuten an der Viertelstunde, aber schon hatten es einige der Entschlossensten gewagt, die Thüren, welche auf die Gänge führten, zu öffnen und schüchtern hinauszublicken.

Die Posten der Räuber, welche Wache standen, waren verschwunden, und leise wurde dies den Zunächststehenden mitgetheilt.

Schnell verbreitete sich die freudige Kunde in dem ganzen Hause, und nun säumte selbst die Menge nicht länger, den Ausgangsthüren zuzudrängen.

Aber sie waren verschlossen und die Schlüssel nirgends zu finden.

Ehe es gelang, die Thüren zu öffnen, verging noch eine gute Viertelstunde, dann aber strömten Alle, wie von einem fürchterlichen Alpdrücken befreit, auf die Straße und der eigenen Wohnung zu, um die Angehörigen zu beruhigen, die von dem Ereignisse durch übertriebene Gerüchte erschreckt sein konnten.

An die Verfolgung Passatore's und seiner Bande dachte Niemand.

Eine Behörde, der es oblag, für die Sicherheit der Stadt und ihrer Bewohner zu sorgen, schien nicht zu existiren.

Aberglauben.

Es schreibt ein Organ von Bordeaux um einen Begriff von dem bodenlosen Aberglauben der Bevölkerung der südwestlichen Departements zu geben: ... „Voriges Jahr verheerte ein furchtbares Hagelwetter die Felder und Weinberge der Umgegend von Blaye Die Bauern des Dorfes Donnezac schrieben einfach ihrem Pfarrer die Schuld dieses Unheils zu. In der Gemeinde erzählte man sich, daß der Herr Abbé Serafon während des Gewitters auf den Wolken herumgewandelt sei und fortwährend einen großen Topf voll Wasser geschüttelt habe. Streckte er die Hand je nach der rechten oder linken Seite aus, so fing es an rechts oder links zu hageln. Und diese Dinge erzählte ein Steuerbeamter, der als einer der aufgeklärtesten Köpfe des Dorfes galt!!" Diese Unwissenheit, fügt das genannte Blatt bei, beutet man bei jeder Wahl aus, aber freilich nie zum Nachtheil der offiziellen Candidaturen. — Nach einem anderen klerikalen Journal stand dem Pfarrer von Sigogne, der bekanntlich arg mißhandelt wurde, eine gräuliche Verstümmelung von Weiberhänden bevor, nachdem man ihm die Kleider abgerissen; dem Maire (Vorsteher) gelang es mit Mühe die Wüthenden an der Vollführung der abscheulichen Handlung zu verhin-

dern. Dasselbe Blatt erzählt noch folgenden characteristischen Vorfall: „Ein Priester sagt in seiner Predigt, daß Jesus Christus der König der Könige sei. Da erhob ein Mitglied der andächtigen Versammlung die Stimme und rief: „Wir wollen keinen König, sondern den Kaiser! Vive l'Empereur!" Wie man aus Vorstehendem sieht, verdienen diese Vorgänge einer besonderen Beachtung. Sie decken gerade in denjenigen Departements, die man bisher als beinahe ausschließlich unter dem Einflusse der Geistlichkeit und der legitimistischen Tradition stehend ansah, eine ganz neue Strömung auf. Als die Bauern sich von neuen Lasten bedroht glaubten, geberdeten sie sich, wie geschildert. Allerdings nimmt die Gegend auf der Karte, wo die dunkeln Flecke Mangel an Schulbildung anzeigen, mit die schwärzeste Stelle ein. In der Verurtheilung der Ruhestörer und Kirchenschänder war die weltliche Justiz strenge. Männer und Weiber wurden, je nach dem Grade der Beantheilung an den Exzessen, mit 10 Tagen bis zu 13 Monaten Gefängniß bestraft.

* Die fünfzehn Männer.

Im Jahre 1788 fuhren fünfzehn Männer während des Eisganges auf dem Ohio hinab und landeten an der Stelle, auf welcher heute Cincinnati liegt.

Sie bauten sich daselbst Hütten und entwarfen sogar den Plan zu einer Stadt.

Es hatte nämlich ein gewisser Mathias Denman aus New-Jersey achthundert Morgen Landes — den Morgen zu fünfzehn Pence — daselbst gekauft, welche er in Gemeinschaft mit seinen Begleitern zu einer Ansiedelung benutzte.

Gleich ihm siedelten sich im Laufe der Zeit noch mehr andere Leute aus Jersey und Pennsylvanien in seiner Nähe und an verschiedenen Orten am Ohio an.

George Washington, der Präsident der nordamerikanischen Freistaaten, sah sich in Folge dessen veranlaßt, einige Truppenabtheilungen zum Schutze der Ansiedler gegen die Angriffe der Indianer zu senden. Es fragte sich nun, woselbst die Truppen untergebracht werden könnten, da man in Bezug auf die Wahl einer der vorhandenen Ansiedlungen zu diesem Zweck noch schwankte. Nach kurzer Zeit war der diese Truppenabtheilungen befehligende Major entschlossen, in North-Bend — einer dieser Ansiedlungen — ein Fort zu errichten, als ihn der Zufall mit einer liebenswürdigen Dame, der Frau eines Ansiedlers bekannt werden ließ.

Dieselbe übte einen tiefen Eindruck auf ihn aus, so daß er ihr in eifriger Weise den Hof machte, was dem Gemahl derselben nicht entging und ihn veranlaßte, seinen Wohnort zu verlassen.

Er begab sich nach Cincinnati.

Dieser Umstand genügte dem verliebten Major, an der Zweckmäßigkeit des von ihm erwählten Ortes zum Bau eines Forts zu zweifeln.

Im Interesse seines Auftrags glaubte er, sich mit noch andern Ansiedelungen bekannt machen zu müssen, um seinen Zweck in der möglichst besten Weise zu erreichen.

Daher begab er sich auch nach Cincinnati und fand diesen Ort sogleich von allen andern Ansiedlungen am geeignetsten dazu.

Ohne Zögern verlegte er sofort seine Truppen dahin, baute ein Fort und sicherte auf diese Weise diesen Platz vor allen feindlichen Angriffen der Indianer, indem derselbe unterhalb Pittsburg zugleich die größte Sicherheit gewährte.

Dieser Umstand war wichtig genug, um diese Ansiedlung in kurzer Zeit rasch zu heben und alle andern Ansiedlungen zu überflügeln und so entstand Cincinnati, die bedeutendste Stadt am Ohio.

Dieselbe führte jedoch ursprünglich diesen Namen nicht, sondern erhielt ihn erst später.

Ursprünglich hieß die erste Ansiedelung „Losantville," eine Namen, den ihr ein daselbst wohnender Schulmeister auf den Wunsch seiner Gefährten gegeben hatte, indem er denselben aus den verschiedenen Namen der Stadt und der Mündung des Licking Flusses, dem sie gegenüber lag zusammen setzte.

Dieser Name wurde jedoch schon nach kurzer Zeit aufgegeben, indem General St. Clair bei einem Besuch dieses Ortes denselben lächerlich fand und ihn in Cincinnati umänderte, indem er denselben nach der Gesellschaft, deren Mitglieder er und Hamilton waren, bildete.

Zudem steckte er eine sogenannte Grafschaft ab, in welcher Cincinnati das einzige Dorf bildete und nannte dieselbe Hamilton.

Damals (1790) bestand Cincinnati aus vierzig Blockhäusern, zwei kleinen Riegelwandhäusern und einem Fort, in welchem zwei Compagnien Truppen lagen. Heute zählt die Einwohnerzahl nach Hunderttausenden.

Ein berühmter Schriftsteller in Paris — so melden französische Blätter — der sich durch seine Schriftstellerei ein bedeutendes Vermögen erworben hat, und noch immer reichlich honorirt wird, ist wegen seiner an Geiz gränzenden Sparsamkeit so bekannt, wie durch seine literarischen Erzeugnisse.

Einer seiner Freunde kam eines Morgens zu ihm, mit sehr trauriger Miene, die nichts gutes verkündete. Die literarische Notabilität zweifelte keinen Augenblick, in welche Verlegenheit ihn sein Freund setzen würde, und kaum hatte dieser die Worte gesprochen:

„Freund! Ich bin in Verzweiflung und komme —"

So unterbrach er ihn und zog an der Klingel.

Der Bediente trat ein.

„Sage doch meiner Gattin, ich ließe sie bitten, auf ein Paar Minuten, aber gleich, zu mir zu kommen," — dann wandte er sich an seinen Freund:

„Verzeihen Sie, lieber Freund! ich habe nur mit meiner Frau über eine Wirthschaftsangelegenheit zu sprechen, und vor Ihnen darf ich mich doch gewiß nicht geniren."

Madame trat in das Zimmer.

„Liebe! Gestern hat der Bäcker mir die Rechnung gebracht; er wird heute wieder kommen, sag' ihm, daß ich jetzt nicht bei Kasse bin, und daß ich ihn erst am Ende des künftigen Monats bezahlen kann. Du weißt, wie ich mich ausgegeben habe. Arrangire das auf's Beste." —

Jetzt wandte er sich wieder an seinen Tisch:

„Nun, lieber Freund, was wollen wir sagen?"

Diesem, überzeugt eine Fehlbitte zu thun, blieb nichts übrig, als eine andere Veranlassung zu seiner Verzweiflung zu ersinnen, und sein großmüthiger Freund lieh ihm die größte Aufmerksamkeit.

Feuilleton.

*(Wie es bis vor 300 Jahren in Deutschland zuging,) schildert ein kurhessischer Pfarrer, der berühmte Fabeldichter der Reformationszeit, Burkard Waldis, wie folgt:

Dermaß geht's in der Welt auch zu,
Von Alters her, allezeit und nu,
Dann König, Fürsten und der Adel
Können nit leiden irgends Tadel.
Wer sie straft und die Wahrheit sagt,
Der wird veracht't, getödt't, verjagt,
Denn was der Arm' zu Hof guts bringt,
Das wird zum argen alles gelenkt
Da sieht man scheel und rumpft die Nase,
Und es geht der Wahrheit, wie dem Hasen,
Wo sie sich nicht bald von dannen packt,
So wird sie verfolgt, gezwackt, gejackt.

* (Kamtschatka) kann in gewisser Hinsicht als ein Eldorado derjenigen Bummler bezeichnet werden, welche auf anderer Leute Unkosten leben wollen, vorausgesetzt, daß sie mit sehr derber Hausmannskost zufrieden sind. Das Erste, was man zu thun hat, wenn man in die Hütte eines Kamtschatkalen als Gast eintritt, ist: der Hausfrau ein möglichst großes Stück zusammengepreßten Thee's zu überreichen. Es wird sogleich in den sprudelnden Kessel geworfen, und das trübe Gebräu dann gierig von allen hinuntergeschlürft. Ist auf diese Weise der Bund geschlossen, so kennt die Gastfreundschaft des Kamtschatkalen keine Grenzen mehr, und wird oft auf das Unverschämteste gemißbraucht. Nachbarn machen einander Besuche auf vier bis sechs Wochen, ohne befürchten zu müssen, daß unterdeß der Mann der Miethsteuer ihre Möbeln abpfändet. Sind bei dem freundlichen Wirthe alle Vorräthe erschöpft, so macht Madame ein Ragout von allen noch vorhandenen Resten: frische und geräucherte Fische, wildes und zahmes Gethier, Geflügel, Wurzelmehl: Alles kommt in eine Schüssel friedlich vereint unter dem Namen „Talkutha" auf den Tisch. Jetzt weiß der liebe Gast, was die Glocke geschlagen hat, und wehmüthig hilft er die letzten Reste der letzten Bewirthung aufessen. Er nimmt unbeleidigt sofort Abschied, um nicht selten in Begleitung des armgegessenen Freundes das Geschäft beim nächsten Nachbar fortzusetzen.

* (Lord Conicton) ein großer Sonderling, hatte in seiner Trunkenheit den Aufwärter eines Gasthauses getödtet. Der Wirth kommt ganz erschrocken zu ihm und ruft: „Mylord, wissen Sie, daß Sie den Aufwärter getödtet haben?!" — „Sehr wohl," antwortete der Lord, „setzen Sie ihn nur auf meine Rechnung!"

*(Moderne Umschreibung älterer Sprichwörter.) Der Kaiser geht so lange zu Wasser bis er fällt.

Nicht alle Witze treffen.
Mancher geht nach Merico hinaus
Und kommt blamirt wieder nach Haus.

* (Eis-Limonade.) „Aber Karline! — Karline!!" rief gestern eine Wirthin in hiesiger Stadt, ihrer neuen Magd zu, „wo bleibt denn die Eis-Limonade?" — „So war noch nix, Madam!" antwortete die „Unschuld vom Lande," indem sie ihr krebsrothes Gesicht in die Wirthsstube streckte und sich mit der Schürze die erbsengroßen Schweißtropfen von der Stirn wischte; „der Eisbrocke, den Sie ins Zuckerwasser gschmisse henn, will net vergehe, unn ich hann doch's Wasser schun e Vertelschtun uf'm Feuer!"

* (Ein aufgeblasener Studiosus) fand zu seinem nicht geringen Aerger einen in Jahren bereits vorgerückten Rivalen bei seiner Angebeteten. Um denselben zu beleidigen, frug er ihn, wie alt er sei. — „Ich weiß es nicht ganz genau," antwortete der Andere, „aber das kann ich Sie versichern, daß ein zwanzigjähriger Esel älter ist, als ein sechszig Jahre alter Mann."

* (Preisfrage.) Warum greifen gute Gedanken so schwer durch und warum erschreckt die Welt vor denselben? — Antwort: Seitdem der Weltweise Pythagoras den Göttern für einen guten Gedanken tausend Stück Ochsen zum Opfer versprochen hat, zittern alle Ochsen der Welt vor jedem Gedanken.

Charade.

Golden in des Lebens Lenze,
Silbern an des Grabes Rand,
Müssen bald die Blumenkränze,
Bald der Trauer schwarzes Band
Meine erste Sylbe schmücken.
In des Fleißes Hand erblicken
Wirst Du meiner letzten Paar
In der ersten Sylbe Hülle
Stellt in ihrer reichen Fülle
Oft das Ganze sich Dir dar.

Auflösung des Anagramms in Nr. 24.
Nord — Dorn

Redaktion, Druck und Verlag von Ph. Rohr in Kaiserslautern.

Pfälzisches Sonntags-Blatt.

Belletristisches Beiblatt der „Pfälzischen Volkszeitung."

Nr. 26. Sonntag, den 28. Juni. **1868.**

Westphälisches Sommerlied 1866.

Von Ferdinand Freiligrath.

1) Bei Wetterschein und Regenguß
Und in der Sonne Strahlen,
Wie thust Du freudig Schuß auf Schuß,
Du Saat im Land Westphalen!
Du Hellwegsroggen, schlank und schwank,
Korn sieben Fuß und drüber lang,
Wie herrlich stehst und reifst Du.

2) „Ich reif' und wachse mit Gewalt,
Es trieft das Jahr von Segen;
Vollauf, zu sätt'gen Jung und Alt,
Reif' ich an allen Wegen.
Doch weiß Du nicht, o Wandersmann,
Daß heuer mich nicht ärnten kann,
Wer frohen Muth's mich säte?"

3) „Hinaus durch meiner Aehren Rauch,
Hinaus in Reih'n und Rotten,
Die Faust geballt, die Thrän' im Aug',
Zog er von Kamp und Kotten;
Die Trommel rief ihn und das Horn:
Er soll des deutschen Bruders Korn
Im Bruderkrieg zerstampfen."

4) „Wer holt denn nun zum Erntetanz
Die schmucken Dirnen heuer?
O weh! Wer schwingt den Erntekranz,
Wer pflanzt ihn auf die Scheuer?
Es ist ein Schnitter, der heißt Tod,
Der mäht dies Jahr mit Kraut und Loth,
Ich weiß, wer ihn gedungen!"

5) „Es singt ein Vöglein auf der Haar:
Am Elbstrom und am Maine,
Da liegt, der hier ein Pflüger war,
Erschlagen auf dem Raine.
Er war der Seinen Stolz und Lust
Ein Bruder schoß ihn durch die Brust —
Sein Geist rauscht leis im Winde."

Die Uhren-Verschwörung.

Die nachfolgende Erzählung mag unwahrscheinlich klingen, aber sie gehört der Geschichte und der wahren Geschichte an, ein Beiwort, welches in einer Zeit nicht für anspruchsvoll gelten wird, wo so viele Historien nur Märchen sind. Ihre Eigenthümlichkeit besteht darin, daß der so große und verschieden beurtheilte Charakter von Papst Sixtus sich in ihr von einer seiner wunderbarsten Seiten zeigt. Aus dem Volke hervorgegangen, bewahrte Sixtus V. unter der dreifachen Krone einen Ueberrest der stolzen, wilden Neigungen der römischen Hirten, des Hasses, welchen durch Geist Emporgekommene meist gegen die hegen, die um ihrer Geburt willen Ansehen genießen.

Sobald er den Namen Sixtus V. angenommen, ließ der Cardinal Montalto plötzlich die Hülle fallen, hinter der er sich sein Lebenlang verborgen hatte, und zeigte sich in seiner wahren Gestalt. Der für schwach geachtete Greis bannte die Runzeln von seiner Stirn, welche er zum erstenmal erhob; ein neues Feuer leuchtete aus seinen erloschenen Augen, und das erschreckte Conclave erkannte zu spät, daß es sich einen Herrn gegeben, während es ein lenksames Werkzeug erwählt zu haben glaubte. Um zu schaffen, mußte Papst Sixtus niederreißen. Er begann zu reformiren. Das Uebel kam nicht von Rom allein, es kam auch von vielen angesehenen Fremden, die durch maßlosen Luxus den Stolz der hohen Geistlichkeit steigerten. Der erste Schlag galt jenen, der Rückschlag traf die römischen Fürsten. — Es war damals Brauch der Vornehmen, sich sogar bei gewöhnlichen Promenaden durch eine Menge Pagen, Bedienten, Pikenträger und sonstiges Gefolge aller Art begleiten zu lassen, welche sämmtlich ganz und gar bewaffnet waren. Ja, Einige nahmen deren so viel mit, daß sie eher das Ansehen einer Armee als einer Eskorte hatten. Begegneten sich zwei solcher Trupps, so entstand da, wo ihre Gebieter bequem und wahrscheinlich grüßend an einander vorübergegangen wären, ein unnöthiges Gedränge, wofür der Raum nicht zureichte. Jeder machte sich und seine Rechte geltend, Keiner wollte weichen, bis zuletzt die Macht des Stärkeren den Streit entschied. Es war eine Zeit, in welcher der gordische Knoten Niemanden in Verlegenheit gesetzt haben würde. Folge von alldem aber waren stete Zänkereien und Schlachten, und sicherlich auch stammt von da der kriegerische Ausdruck: Rencontre.

Derlei von seinen Vorgängern geduldeten Mißbrauch gestattete Se. Heiligkeit nicht lange. Eine Maßregel that Noth, schon deßhalb, um die Stopfung der Straßen zu verhüten, und der Bürger Sicherheit forderte sie alsbald. An einem Ostertage wurde der Estrich von St. Peter durch einen Scandal obiger Art mit Blut gefärbt. Das war zu viel. Noch am selben Tage las man an den Straßenecken eine Verordnung, gemäß welcher jedem fremden Fürsten und jedem römischen Baron bei Todesstrafe verboten wurde, mit mehr als acht Begleitern auszugehen, Feuerwaffen bei sich zu tragen oder ihre Leute tragen zu lassen, vornehmlich Taschenpistolen oder kurze Pistolen, da andere Schießgewehre schon vorher untersagt waren, auch erstreckte sich das Verbot, unter Androhung gleicher Strafe, auf die sogenannten Genueser Messer und andere derlei Instrumente.

Diese unerwartete Bekanntmachung erregte Spott. Man lachte, lachte viel, keiner der Lacher aber trieb den Scherz bis zur Verhöhnung, als ein Ereigniß eintrat, welches die Entschiedensten verblüffte.

Don Ranuccio Farnese, der einzige Sohn des Herzogs von Parma, kam nach Rom. Sein Erstes war, sich dem neuen Pontifex zu Füßen zu werfen. Der Cardinal Farnese, sein Oheim, stellte ihn vor, und er wurde in der, seinem Rang und Verdienst ziemenden Weise empfangen. Mit Talent begabt, sollte er sich den Italienern einst auf der Kriegerlaufbahn als würdiger Nachfolger seines Vaters zeigen, damals aber war er nur geistreich und unternehmend. Man beeiferte sich, dem muthmaßlichen Erben einer der schönsten Provinzen der Halbinsel Ehren zu erweisen, und der Prinz Cesarini, Abkömmling einer Familie, welche die Wurzel ihres Stammbaumes aus dem Blute des Julius Cäsar herleitete, veranstaltete gleich am selben Abend dem Prinzen zu Ehren ein glänzendes Fest. Dieses neigte sich schon zu Ende, und die Gäste, deren Sinne sich zu umnebeln begannen, lagerten nach antiker Weise erschöpft um den Tisch, als die Rede auf des Papstes neuestes Edikt fiel. Jedermann tadelte es, die Geister erhitzten sich, und Alle behaupteten, der heilige Vater werde nicht wagen, es zu vollziehen. Das hieß Sixtus wenig kennen; man hatte noch den Cardinal Montalto im Sinn. In der Trunkenheit versteigt man sich leicht auf gefährliche Höhen, und es war unter den jungen Thoren von nichts Geringerem die Rede, als daß man dem Gesetz des Papstes öffentlich Hohn sprechen wolle. Don Ranuccio schwieg, überließ es dem Schlafe, die Nachtgedanken seiner Genossen zu verscheuchen, und kehrte nach dem Palaste Farnese zurück. Am folgenden Morgen befragte er seinen Oheim über die Gefahr eines offenen Widerstandes gegen die päpstliche Erklärung und beschloß solchen Widerstand zu wagen, einzig schon, weil es als ein ernstliches Wagniß erschien; demnächst weil er selbst zwar Lehnsmann der Kirche, aber doch Prinz und kein Römer war, weil Sixtus sich doppelt besinnen würde, Hand an ein fast gekröntes Haupt zu legen, und was Alles noch! Mit zwanzig Jahren liebt man Abenteuer, und einen Papst in Verlegenheit zu setzen, ist kein alltägliches Vergnügen. Kurz, zwei Stunden später ersuchte Don Ranccio den Papst um eine Audienz. Sie wurde ihm bewilligt. Der Prinz beugte dem Brauche gemäß dreimal das Knie und ließ dann mit Geschick seine bis zur Mündung geladenen Pistolen vor dem Papste niederfallen, der sie aufhob. Die Verwegenheit war zu groß. Sie ungestraft lassen, hieß dem Gesetz sein Recht vergeben; eher konnte es zurückgenommen werden. Der Augenblick war feierlich. Bei einem Verbrechen, welches nur den Schuldigen und den Richter zu Zeugen hatte, war Bedenken verzeihlich. Der Papst schwankte nicht. Er schellte, ließ den Sohn des Herzogs von Parma, der sich selbst zum Tode verdammt hatte, gefangen nehmen und alsbald nach der Engelsburg abführen. Ein großes Beispiel that noth. Der Zufall bot dazu ungesucht Gelegenheit. Krieg konnte am folgenden Morgen ausbrechen, ein verzweifelnder Vater konnte, mit den Waffen in der Hand, seines Sohnes Leben und Freiheit fordern. Was kümmerte das Sixtus V., er war entschlossen, nur einen Leichnam auszuliefern.

Die Sache machte großes Aufsehen. Kaum wagte man, solchen Trotz von der einen Seite und solche Festigkeit von der anderen für möglich zu halten. Die Tischgenossen des vorhergehenden Abends, welche ihre drohenden Pläne aufgegeben hatten, mußten erkennen, Trunkenheit habe sie zu Uebelem verleitet, der darauf folgende Schlaf habe sie besser berathen. Ranuccio hatte seine Pläne Niemanden anvertraut, und so konnte sich keiner seiner Freunde das Ereigniß zum Vorwurf machen. Denke man sich aber das Staunen des Cardinals über den Ausgang eines so unerwarteten Verfahrens. Allerdings hatte er bei dem Gespräch am Morgen seinem Neffen nichts verhehlt, hatte sich nicht gescheut, zu sagen, der heilige Vater werde um so unbeugsamer sein, als er es mit der stärkeren Partei zu thun habe, und hinzugefügt: „vielleicht werde er sich glücklich schätzen, ein Haupt und eine Krone zugleich abzuschlagen," und Se. Eminenz hatte Recht.

Don Ranuccio Farnese war durch den berühmten Gang nach der Engelsburg geführt worden, vermittelst dessen Alexander VI. die Festung mit dem Vatikan verband. So hatte kein öffentlicher Skandal stattgefunden, und noch war nichts Bestimmtes bekannt. Der Cardinal begab sich nach dem Palast. Er hoffte nicht, doch verzweifelte er auch nicht. Thränen in den Augen stürzte er dem Papst zu Füßen und sprach wechselnd von der Jugend des Prinzen und der Hingebung seines Vaters, der in Flandern für die Zwecke des heiligen Stuhles kämpfte. Ranuccio war seit drei Tagen in Rom; konnte man ihm nicht Unbekanntschaft mit neuen Gesetzen zugeben, von denen unter Sr. Heiligkeit Vorgängern nicht die Rede war? Ueberdies stammte er aus einem Fürstenhause, welches zwar der Kirche lehnspflichtig war, doch im eignen Interesse der Kirche Schonung forderte, und war Enkel von Alexander Farnese, der unter dem heiligen Namen von Paul III. zu den Nachfolgern St. Peters gehört hatte.

Die Antwort Sr. Heiligkeit lautete bestimmt genug, um dem Cardinal das Unnütze längerer Bitten zu veranschaulichen: „In einem Schuldigen," sagte er, „darf das Gesetz einzig den Schuldigen erkennen. Vertreter Gottes auf Erden, muß meine Gerechtigkeit gleich der seinigen Allen gegenüber dieselbe sein. Die Ehre des heiligen Stuhles gestattet mir nicht, eine Nachsicht zu üben, welche Schwäche wäre, und lieber möchte ich eine Gewalt, deren ich mich unwürdig zeigte, in andere Hände niederlegen, als ihr nicht bei Allen Achtung verschaffen." Der Cardinal neigte das Haupt und entfernte sich.

Durch neue Bitten bestürmt, ließ der Papst Herrn Angeli, den Gouverneur der Engelsburg, rufen. Es war Zeit, allen neuen Gesuchen Schranken zu setzen. So erhielt Jener Befehl, am selben Abend in der

letzten Stunde des Tages seinen fürstlichen Gefangenen enthaupten zu lassen; und zwar so bestimmten Befehl, daß er nicht einmal die Möglichkeit eines Aufschubes gestattete. Nach dem Castell zurückgekehrt, erklärte Angeli dem Prinzen, er habe nur noch zwei Stunden zu leben. Ranuccio sah dem erstaunten Gouverneur ruhig lächelnd ins Gesicht. Zu viel Gründe sprachen für ihn, als daß er glauben konnte, er, der Herzog und Erbe von Parma, sei durch einen unbekannten Mönch, dem nur sein Alter und seine Hinfälligkeit zur Papstwürde verholfen hatte, ernstlich an seinem Leben bedroht. Dennoch machte ihn das unter seinen Augen vorbereitete Schauspiel nachdenklich. Er sah unter dem Fenster seines Gefängnisses von Minute zu Minute ein Schaffot höher emporsteigen, mit schwarzem Tuche behangen, mit Beil und Block versehen. Die Sache erschien ihm nun nicht mehr lächerlich; sein Erstaunen aber verwandelte sich in Schrecken, als ein barmherziger Bruder, der ihm das letzte Abendmahl reichen wollte, mit dem Henker bei ihm eintrat, der ihn um seine letzten Aufträge befragte.

Unterdeß hielt sich der Cardinal Farnese noch nicht für besiegt. Er und sein Freund, der Graf Olivares, Gesandter Sr. Majestät Königs Philipp von Spanien, welcher durch seine Bitten nicht mehr als der Oheim erlangt hatte, beschlossen, durch List zu gewinnen, was man ihren Thränen versagte. Zwei Stunden Zeit blieben noch, nicht zum Erwägen, sondern zum Handeln.

„Ein einziges Mittel liegt in unserer Hand," rief der Cardinal, „wir müssen das Schlagwerk aller Uhren zum Schweigen bringen. Fast unerreichbar, gilt es umso höher. Was Euch anbelangt, so müht Euch nur Angeli zu unterhalten."

Se. Eminenz war gefürchtet, und überdies gehörten die Uhren zu seinem Departement. In der bestimmten Stunde unterbrach die Zeit ihren geräuschvollen Lauf, um ihren Flug schweigend fortzusetzen. Nur allein die Uhren von St. Peter und St. Angelo wurden zwanzig Minuten zurückgestellt. Ihre Nähe machte die gleiche Aenderung nothwendig. Einmal anvertraut und empfohlen aber, blieb das Geheimniß bewahrt; keiner der dabei mitwirkenden Agenten ließ es nur im leisesten ahnen. Wir haben es schon gesagt, der Cardinal war mächtig.

Im selben Augenblicke begab Olivares sich zum Gouverneur der Veste. Ein Blick auf die Uhr zeigte ihm, daß sie nach Wunsch, das heißt zurückgestellt war. Die Hinrichtung sollte nicht öffentlich sein, aber sein Gesandschaftsposten öffnete ihm alle Pforten. Furcht und Hoffnung gleichzeitig verrathend, war der Ausdruck seiner Züge ohne Berechnung für den Augenblick wohl geeignet. Schon füllte sich der kleine Platz des Schlosses mit bewaffneten Soldaten und mit Mönchen, welche die erhabenen Gesänge des Dies Irae anstimmten. Nur das Opfer für die Feierlichkeit fehlte. Dieses ihr zu entziehen, war die Aufgabe. Bei Angeli eintretend hörte der Graf, wie er seine Befehle ertheilte, und es begann eine gleichzeitig wundersame und schreckliche Scene. Der Gesandte Spaniens und des Cardinals sann nur, Zeit zu gewinnen, und redete fortgesetzt, während der Gouverneur nichts hören wollte.

„Meine Befehle," entgegnete er, „sind bestimmt. Beim ersten Schlage der Uhr wird Alles vollzogen werden."

„Doch der Papst," entgegnete Olivares, „kann seinen Entschluß ändern. Sein eigenes Interesse und die Menschlichkeit gebieten es ihm."

Ohne weiter Rede zu stehen, ging der Gouverneur vom Fenster nach der Thür seines Cabinets und hatte für nichts Ohr, als für die Uhr. Er rief; ein Soldat erschien.

„Ist Alles bereit?"

Alles war es, nur die festgesetzte Zeit läßt auf sich warten, und die Anordner der Hinrichtung warteten, gleich ihrem Vorgesetzten.

„Es ist sonderbar," murmelte der Gouverneur, „ich hätte gemeint..."

„Mindestens," hob der Graf wiederum an, „wenn Ihr nichts verzögern wollt, so beschleunigt nichts. Zu große Pünktlichkeit könnte schaden."

Doch Monsignore fuhr fort, von der Thür zum Fenster und vom Fenster zur Thür zu gehen, achtete nur auf die immer gleich schweigsam bleibende Uhr, während Olivares alle Möglichkeiten des Gelingens berechnete, die dem Cardinal blieben.

Obwohl verzögert, nahte dennoch der verhängnißvolle Augenblick. Der Gouverneur, welcher säumte, hinabzusteigen, erhielt Meldung, daß man seiner harre. Traurig folgte ihm der Graf zum Richtplatz. Noch zehn Minuten, und es war um Ranuccio geschehen.

Unterdeß begab der Cardinal sich zum Papst. Dieser zog bei seinem Eintritt eine kleine Uhr aus der Tasche, die er nie von sich ließ. Freude schien aus seinen Augen zu leuchten. Ranuccio war hingerichtet, mindestens nach dem Zeiger seiner Uhr.

„Was wollt Ihr?" fragte Se. Heiligkeit.

„Den Leib meines Neffen," antwortete der Cardinal, „damit ich ihn nach Parma schicken kann und der Unglückliche mindestens in der Gruft seiner Väter ruhe."

„Ist er als Christ gestorben?" fragte der Eine.

„Wie ein Heiliger," murmelte der Andere, dem die Angst Thränen entlockte, was nichts verdarb.

Da schrieb Sixtus V. die folgenden Worte nieder: „Ordre an unsern Gouverneur der Engelsburg, den Körper des Ranuccio Farnese sogleich den Händen Sr. Eminenz zu übergeben." Er unterzeichnete und gab das Blatt, mit dem päpstlichen Wappen besiegelt, dem Cardinal, der dessen Bestellung übernahm.

An der Palastpforte angelangt, schwang sich dieser, bleich vor Freude und Sorge, auf sein Maulthier, schickte seinen Stallmeister nach Hause und wandte sich allein der Festung zu. Die Thore waren geschlossen. Tiefes Schweigen herrschte rings umher, nur zuweilen

trug der Wind einzelne Töne des „De profundis" über die Mauern herüber. Konnte Ranuccio sie noch vernehmen? Die Zugbrücke senkte sich endlich auf den Ruf der Schildwache, und der Cardinal setzte den Fuß auf die Schwelle. Ungeduld und Bangniß, sie zu überschreiten, quälte ihn gleich sehr. War es zu spät, oder krönte Glück seine List? War das Geheimniß bewahrt? Ein Blick konnte ihm Alles sagen, doch er wagte nicht, die Augen zu erheben. Endlich entschloß er sich dazu. Sein Neffe lebt noch. Mit entblößtem Hals, die Hände gebunden, kniete er vor dem Block zwischen einem Mönch und dem Henker.

Ranuccio betete zu Gott, vor dessen Thron seine Seele und sein Gebet fast gleichzeitig erscheinen sollten. Plötzlich schwiegen die Gesänge. Der Cardinal, welcher sich mühte, die ihn noch immer erfüllende Angst zu beherrschen, eilte auf den Gouverneur zu, und seine Blicke und Geberden sprachen besser für ihn, als Worte es vermochten hätten.

„Es ist seine Begnadigung!" rief Olivares auf Ranuccio zeigend. Die Soldaten jubelten Beifall, und der Henker löste schon die Bande von des jungen Mannes Händen, als ein Zeichen des Monsignore Angeli Einhalt gebot. In der That las der Gouverneur die Botschaft zögernd, und las sie noch einmal, ohne die Ausdrücke recht zu verstehen.

„Den Körper des Ranuccio," wiederholte er. „Der Name des Verurtheilten genügte, weßhalb diese Worte: den Körper? ....

„Was stört Euch?" unterbrach ihn der Cardinal, bleicher als sein Neffe.

„Leset," entgegnete Angeli, Sr. Eminenz das Blatt reichend.

„Nur dies?" antwortete dieser, sich zum Lächeln zwingend, mit dem Finger nach der Thurmuhr zeigend: „Beachtet die Stunde, noch fehlen fünf Minuten bis zum Augenblick der Hinrichtung, und die Gnade ist mir seit einer Viertelstunde bewilligt!"

Der Gouverneur verbeugte sich. Der Beweis war schlagend.

Don Ranuccio wurde den Händen seiner Retter übergeben. Ein Wagen, mit vier kräftigen Pferden bespannt, wartete zwei Schritte entfernt. Wenige Augenblicke und der Cardinal und der Prinz jagten auf der Straße nach Parma vorwärts, während in Rom die Uhren aufs beste schlugen und fröhlich schienen, daß sie durch Schweigen ihres mächtigen Gebieters Sieg errungen hatten. — Wie viel Advokaten sollten in ähnlichen Fällen Gleiches thun!

Der Herr Gouverneur (berichtet der alte Blondel) verwunderte sich zwar etwas, daß die erste Stunde nach der Befreiung seines Gefangenen eben so rasch verlief, als die vorhergehende ihm lang erschienen war, doch maß er dieses Phänomen, welches einzig durch Gegeneinanderrechnung entstand, der vollkommenen Ruhe seines Gewissens bei. Angeli war ein guter Mann (er hatte es bewiesen), und was er für Ranuccios Begnadigung gehalten hatte, erfreute ihn natürlicherweise wie eine wirkliche Begnadigung. Am folgenden Morgen war der spanische Gesandte der Erste, welcher dem Papste wegen Begnadigung des Gefangenen seine Ehrfurcht bezeugte. Er war vollständig Diplomat und spielte seine Rolle auf's beste, indem er später sagte, er sei der Betrogene seines geistlichen Mitschuldigen. Dadurch täuschte er alle Welt, und er that gut daran. Denn Philipp II', sein Gebieter, der überhaupt nicht viel scherzte, verstand in Angelegenheiten des heiligen Stuhles keinen Spaß, und die Uhren von Madrid sind nicht so gefällig, wie die von Rom. Was den Papst betrifft, so ließ er den armen Angeli, dessen einziges Verbrechen darin bestand, keine Uhr zu haben, seines Amtes entkleiden und ihn in seiner sonstigen Residenz gefangen setzen; er war der Einzige, der sich der wundersamen Begebenheit nicht freute. Als er es zuerst erfuhr, fand er die Erfindung des Cardinals vortrefflich, beklagte nur, daß er ihm nicht selbst deshalb Glück wünschen könne. Der listige Greis aber, der nicht nach Lob begehrte, verzögerte seine Rückkehr, und das war klug.

So endet eine Erzählung, deren Originalbericht sich im Vatikan befindet.

(Aufrichtigkeit.) Bettler: Ich bitt', schönster Herr, um etwas Kleines.

Herr X.: Pack' er sich. — Wie der Lump aussieht.

Bettler: Aber ich bitte, ich kann doch zum Betteln nicht meinen neuen Sonntagsrock anziehen.

Sachsen-Coburg-Gotha'sches-Fürstenlied.

„Ernst ist das Leben, heiter die Kunst!"
Ich schoß den Hirsch im wilden Forst,
Im tiefen Wald das Reh,
Den Adler auf der Klippe Horst,
Die Ente auf dem See.
Auf Schützenfesten stets voran,
Wie hab' ich mitgezielt!
Und dennoch hab ich harter Mann
Warm für die Kunst gefühlt!

Bei jedem Turnfest mußt' ich sein,
Bei jedem Dauerlauf.
Im deutschen Nationalverein
War stets ich obenauf.
Bei Eckernförde lange blieb
Bewundernd ich am Strand,
Und dennoch war mir immer lieb
Der deutsche Comödiant!

Jetzt bin ich nur noch Bühnenmensch,
Ein Wallner auf dem Thron,
Correspondir' mit Roeder, Entsch
Und Doctor Michaelson.
Zur Requisite ward die Zier,
Mein deutscher Schützenhut:
So steckt die Kunst, die edle, mir
Im wilden Jägerblut!

Auflösung der Charade in Nr. 25.
Haarnadel.

Redaktion, Druck und Verlag von Ph. Rohr in Kaiserslautern.

Pfälzisches Sonntags-Blatt.

Belletristisches Beiblatt der „Pfälzischen Volkszeitung."

Nr. 27. Sonntag, den 5. Juli. 1868.

Der Feuerwehr-Versammlung zu Worms
am 28. Juni 1868 gewidmet.

Wenn Alles sorglos schlummert, der Thürmer hält die Wacht,
Kaum züngelt eine Flamme, wird sie von ihm beacht;
Schnell gibt er gleich sein Zeichen, die Glocke läutet Sturm
Weit tönt sie in die Ferne vom hohen Kirchenthurm.

Gleich Feuerruf, Signale erhellen wie am Tag
Und machen Alles lebend, was kaum im Schlummer lag.
Der Boden wird erschüttert von Spritzen Karren schwer,
Und rasch von allen Seiten eilt bei die Feuerwehr.

Der Brandstätt — welch Entsetzen und grauenvolles Bild! —
Entsteigt die Feuerlohe, gepeitscht vom Sturme wild.
Hier Hülfruf händeringend tönt schauernd durch die Nacht
Dort Bergung von der Habe, auf welche man bedacht,

Die edlen, wackern Männer erkennen die Gefahr,
Weil jeder seiner Stellung ist selbstbewußt und klar.
Bald sieht man sie an Fenstern, auf Dächern überall
Erscheinen wie Gestalten in einem Feuerball.

Sie schreckt's nicht, wenn verheerend des Elementes Wuth
Schon Balken, Dächer stürzet, die rasch zerstört die Gluth.
Die Spritzen werfen Ströme von Wasser kräftig aus,
Dort wirken Hacken, Leiter und Rettungssack am Haus.

So geht's oft Tag und Nächte ununterbrochen fort,
Und nirgends hört man Klage, nein, nur Kommandowort.
Wenn schon erschöpft von Arbeit, erhebt's doch froh die Brust,
Weil man dem Nächsten dienet, und seiner Kraft bewußt.

Wie Manchem ward schon Rettung vom jähen Feuertod,
Manch Bravem, opferwillig, sein Leben selbst bedroht. —
Dank, Lob d'rum den Begründern der wackern Feuerwehr
Und Allen die d'rin wirken, gereicht es hoch zur Ehr.

Wie viel nicht ruh'n im Grabe, die's Feuer schon verzehrt,
Wie manche schöne Habe dies Element zerstört.
Drum dankt dem Institute, ja dankt mit Herz und Hand,
Den Männern, die mit Umsicht manch Feuer schon gebannt.

Wie manchem Haupt gebührte schon Lorbeer für sein Thun,
O, daß manch Denkstein zeige, wo edle Männer ruh'n!
Gesetzt für Nächstenliebe — Ihr Tod war nicht die Schlacht —
Viel Edler'm sie geblieben — d'rum werd auch ihr gedacht.

Der Krieg kennt Morden, Würgen, legt Stadt und Dorf in Brand,
Zertritt der Länder Saaten — und Blut benetzt das Land.
Wer zählt die Opfer alle und was dem Ehrgeiz fiel?
War doch des Kriegs Bedeutung nur Herrschsucht, Ruhm sein Ziel!

Vergleicht man die Bedeutung, was Beide schon gethan,
So steigt für Nächstenhülfe der Dank gen Himmel an.
Drum hoch den braven Männern, der edlen Feuerwehr,
Die in Gefahr bringt Hülfe und wirket Gott zur Ehr!

Drum laßt uns heil'ren Muthes und guter Dinge sein,
Denn wo das Herz schlägt ruhig, da mundet auch der Wein.
Drum füllt mit Wein vom Rheine die Gläser bis zum Rand,
Und nehmt in dem Toaste es in die rechte Hand:

Ein Hoch bringt jedem Volke, das glüht für Recht und Licht,
Für Einheit, Freiheit stehet, den Despotismus bricht!
Ein Hoch auch jedem Glauben, der Lug und Trug verbannt!
Ein Hoch zum Schluß dem einz'gen, dem großen Vaterland!

Mannheim. **Hans Müller.**

Aus der Correspondenz eines Ehepaares.

Das neue französische Preßgesetz untersagt bei namhafter Geldbuße jede öffentliche Besprechung des Privatlebens und stellt damit ein Räthsel auf, weit schwieriger als das der weiland Sphinx von Theben; denn wo hört das öffentliche Leben auf, und wo fängt das Privatleben an? Wo hört der Bürger und Beamte auf, wo fängt der Mensch an? Und wie ist es mit der zahlreichen Klasse Pariser Damen, wo sogar das Privatleben selbst ein — öffentliches ist? Es mag zwar manches Gute haben, daß gewisse heillose Schwätzereien und Klatschereien schon im Keime erstickt werden, und wir sind wirklich begierig, woher gewisse auf den Skandal spekulirende Blätter künftig den Stoff hernehmen werden; immerhin aber scheint uns in dem gedachten Paragraphen das Kind mit dem Bade ausgeschüttet zu sein; denn es ist nicht zu verkennen, daß für gar manche Akte des Privatlebens, die weniger dem Strafgesetz als der Moral und dem Anstandsgefühl unterliegen, die Furcht vor dem Censor-Amt der Presse ein heilsamer Zügel sein mag. Ist dieser ein Riegel vorgeschoben und dem Betreffenden mit dem Gesetz nicht beizukommen, so wird es in den meisten Fällen an einer wirksamen Repression fehlen; denn ein Don Quixote, der idealistisch genug ist, jederzeit seine Lanze für verfolgte Unschuld zu brechen, gehört heutzutage zu den seltensten Ausnahmen, und wird sich, gleich seinem Urbild, in erster Linie selbst lächerlich machen.

Wenn wir gleichwohl in der Lage sind, dem Leser die angekündigte intime Correspondenz, als Charakteristik einer Pariser Ehe, zu liefern, so verdankt man dies nur dem Umstand, daß beide zärtliche Ehegatten dieselbe freiwillig herausgegeben haben, und zwar gegenseitig, nicht etwa in den Buchhandel, sondern zu den Akten ihres Prozesses, und da dieser öffentlich verhandelt wurde, das Privatleben also in den Strudel der Oeffentlichkeit gerissen ist, so brauchen wir nicht zartfühlender zu sein, als das Paar selbst.

Das Paar! Es ist aber kein Werther, keine Lotte, sondern die Combination erinnert eher an Philemon und Baucis, wenigstens im ersten Stadium. Herr X. zählte bereits 72 Winter (denn in diesem Alter zählt man überhaupt keine Lenze mehr), als er der nicht mehr ganz jugendlichen Wittwe C., die just 20 Jahre weniger zählte, die Hand bot, und zwar geschah dies im März 1859. Er hatte unter dem ersten Kaiserreich gedient und war Ritter der Ehrenlegion; überdies besaß er ein bedeutendes Vermögen. Die Zukünftige entbehrte gleichfalls nicht des nöthi-

gen Mammons; ihre vier Kinder waren längst versorgt. Aeußerlich schien also Alles trefflich zusammen zu passen und die einzige Frage, warum man in solchem Alter überhaupt noch einmal heirathen sollte, konnte nur ein Indiscreter thun; denn Wen ging dies weiter an? Jedenfalls muß eine Neigung vorhanden gewesen sein und daß sie acht Jahre später einen Scheidungsproceß auf Leben und Tod gegen einander ausfechten würden, haben sie gewiß nicht vorhergesehen, wie so manche Andere.

Gewiß muß Herr X. sehr liebenswürdig sein: denn noch zu Anfang des Processes hat er die Biographie seiner Frau zu den Acten gegeben und der Leser wird finden, daß sie weit mehr Lob als Tadel enthält. Sich sebst zu loben hat der würdige Greis freilich auch nicht vergessen; er hat auch seine eigene Biographie beigelegt. Stellen wir diese voran.

„Selbstportrait."

Herr X., ehemaliger Offizier und Ritter der Ehrenlegion, stammt von respectabler Familie; er ist der Mann seiner Thaten, von durchdringender Intelligenz, gefälligen Umgangsformen und bravem Herzen; leicht erzürnt und schneller noch besänftigt. Nie im Leben hat er Zorn und Haß gegen Jemanden bewahrt; mit Güte konnte man aus ihm machen was man wollte. Er ist sehr empfänglich, sehr stolz; hat sehr viel Eigenliebe, ist aber erkenntlich für die kleinste Aufmerksamkeit. Er ist in seinen Verhältnissen geordnet, sparsam, durchaus nüchtern und schwärmt für die Reinlichkeit. Nie im Leben hat er eine niedrige That gethan und ist frei von hervortretenden Fehlern. Seine Frau hat er mit allem Zartgefühl geliebt und sein letzter Seufzer wird für sie sein.

Seine Gesundheit ist brillant; die Natur hat ihn privilegirt; er fühlt keine Beschwerde der Jahre. Sein Gedächtniß ist umfassend, sein Vortrag beredt, seine Unterhaltung geistreich. In der Gesellschaft bestreitet er die Unterhaltungskosten und man hört ihn mit Vergnügen. Er ist religiös, ohne bigott zu sein. Die Lehre Jesu ist sein Ideal. Er verehrt die großen Männer des Alterthums. Ob zwar in bescheidener Lage, trat er doch in Beziehung zu Kaiser Napoleon III. und dessen Familie. Er leistete ihnen Dienste und sie bezeigen ihm rege Theilnahme. Auch mit der Exkönigin Marie-Amélie stand er in Verkehr. Nicht weniger mit Henri V.

Und bei Allem dem ist er geboren als Republikaner und wird sterben als Republikaner. Paris den 16. August 1867."

Folgt das Portrait seiner Frau:

„Madame ist eine wahrhaft außerordentliche Frau, romantisch bis zum Fanatismus. Ihr Geist ist hochgebildet, ihre Tournure verführerisch, ihr Ton vollkommen. Obgleich nicht mehr jung, ist sie bezaubernd in der Gesellschaft durch die Liebenswürdigkeit ihrer Manieren, die Grazie ihrer Gestalt, den Geschmack in ihrer Toilette, den Anstand ihrer Haltung und die Annehmlichkeit ihres Charakters. Ihre Unterhaltung ist verführerisch und ihr erster und letzter Wunsch ist, dem, mit welchem sie gerade spricht, zu gefallen, mit aller Sicherheit es zu erreichen.

Ihr Styl ist bewunderungswürdig; ihre Bilder und Vergleiche immer neu, ihre Anspielungen durchaus fein, ihre Ideen fluthend, bis zum Extrem; im höchsten Grade gelingen ihr die reizendsten Impromtu's. Mit einem Wort: ihr Geist ist merkwürdig originell; alles an ihr athmet Verführung, sie lügt weniger als sie zu gefallen sucht und das ist die Hauptbeschäftigung ihres Lebens."

Madame schien auch von ihrer eigenen Vortrefflichkeit ganz durchdrungen zu sein; denn sie schreibt im Jahre 1860:

„Wie dem auch sei, gar Viele beneiden Dein Loos und Niemand begreift, wie Du nicht täglich dem Himmel dafür danken magst, einer Frau, wie ich, begegnet zu sein; liebenswürdig, geistreich, distinguirt, wie ich bin, kann ich als Deine Gattin nur Deiner Eigenliebe schmeicheln. Und was mehr als Alles dies ist: vergiß nicht, daß mir der Himmel eine Dosis Zärtlichkeit veliehen hat, die ohne Gleichen ist.

Deine Louise."

Im Jahr 1864 war die Situation schon etwas gespannt. In einem Briefe vom 29. October sagt Herr X.:

„Meine theuere Louise! Du hast von der gütigen Natur eine Menge Gaben empfangen, eine immer angenehmer als die andere. Das ist eine abgemachte Sache; ich habe es längst in der Gesellschaft verkündigt und Dich mit Lobeserhebungen überhäuft. Ich habe Dir alle Beweise zarter Freundschaft und innigster Liebe gegeben; Alles, was Leidenschaft, Delikatesse, Zartgefühl heißen mag, hab' ich an Dich verschwendet. Ich bin weiter gegangen und habe jeden Jüngling von zwanzig Jahren beschämt. Du selbst, wolltest Du aufrichtig sein, müßtest dies Alles anerkennen: aber Du willst nie begreifen lernen, daß Du verheirathet bist...

Dein Charakter zeigt sich von Tag zu Tag stürmischer und heftiger; Dein Temperament ist das ungezügelte Roß, das mit der Vernunft durchgeht. Keine Gründe vermögen Dich zu überzeugen, zu beruhigen; Du insultirst mich und dann vergesse auch ich mich und wir erleben einen Scandal. Viermal ist dies leider schon geschehen und ein Wunder ist es, daß der Ausgang für uns Beide nicht verhängnißvoll war. Und doch könnten wir, bei unsern Eigenschaften, unserer sorgenfreien Lage, in so schöner Harmonie leben! Versuchen wir es also noch einmal. Findest Du es unmöglich, so bedenke, daß man im Leben immer zwei Partien ergreifen kann: eine gute und eine bessere. Nun denn, interessante Lugia, wählen wie die letztere, lieben wir uns und enden wir unsere Tag in Frieden: aber nicht im bewaffneten, wohl bemerkt!

Glaubst Du allein glücklicher zu sein, so setze ich

Dir kein Hinderniß entgegen; ich bin reich genug und verlange dann nichts mehr als Ruhe.

Der Deinige trotz Allem.

Jules X."

Die Antwort besteht nur aus sechs Zeilen, die aber sprechend genug sind:

„Mein geliebter Jules!
Ich hege für Dich alle nur erdenkliche Zärtlichkeit.
Ich liebe auf der Welt nichts als Dich.
Denke nur an Dich.
Lebe nur in Dir!
Will leben und sterben mit Dir:
Deine Louise, in Ewigkeit."

So schien denn das goldene Zeitalter des damals 76jährigen Philemon mit seiner koketten Baucis angebrochen und noch zu Anfang 1865 besiegelte ein fast zu kindlich abgefaßtes gemeinschaftliches Actenstück den erneuten Bund der Herzen:

7. Febr. 1865.

„Ewiges Vergessen des Vergangenen.

Herr und Madame X.! Sie werden mit Befriedigung vernehmen, daß die Elemente, die Ihr Glück zu untergraben drohten, Sturm, Wolken und häusliches Ungewitter, nicht mehr existiren. Die vollständigste Ruhe ist auf die Zerstörung gefolgt. Erinnern Sie sich daran, daß die Liebe die Vergangenheit vergessen machen kann und Alles in der Natur sich erneuert.

Der Friedensbote."

„Unterzeichnet und mit vollem Herzen genehmigt:
(L. S.) Louise X. Jules X."

Noch 1866 schrieb der 77jährige Seladon:

„Wer kann Materialist sein, wer in die schönen Augen meiner Frau blicken darf? Herrschen Geist oder Seele in ihnen vor? Oder kann sich die Materie zu solchem Aufschwung erheben, wie er aus diesen Sternen leuchtet, dann muß sie freilich göttlich sein und der Geist nur ihr eigener Abglanz."

Recht schön gesagt, obgleich die philosophische Richtung des alten Sanguinikers noch nicht festzustehen scheint, und Zeit hätte er doch hinreichend dazu gehabt. Seine Menschenkenntniß scheint aber überhaupt nicht bedeutend zu sein, sonst müßte er wissen, daß eine so sensibel- und spirituelle Frau ein ewiges mathematisches X bleibt, das weder durch Gleichung gefunden, noch durch einen Vergleich wie oben gewonnen werden kann. Denn eine solche Frau geht um so gewisser verloren, je sicherer man ihrer zu sein scheint.

Noch ist kaum ein Jahr seit dem letzten Brief verflossen, als Madame eine Scheidungsklage einreichte, mit Beweiserbieten für nachstehende Positionen:

„1) Seit den ersten Tagen ihrer Ehe hat Herr X. seine Frau unglücklich gemacht, sie beleidigt, mißhandelt und die unwürdigsten Scenen auf die geringfügigsten Anlässe gemacht.

2) Im August 1859, fünf Monate nach der Hochzeit, hat er die gemeinschaftliche Wohnung verlassen und sämmtliches Mobiliar mitgenommen.

3) Die Scenen, die er ihr machte, waren so skandalös, daß Madame alle Vierteljahr die Wohnung wechseln mußte.

4) Als sie in der Rue de la Paix wohnten, hat er sie in Gegenwart des Portiers an der Kehle gefaßt und zu erwürgen gedroht (l'empire c'est la paix).

5) Dieselben Scenen sind in der Passage Caroline 5 vorgekommen.

6) Herr X. hat die Schamlosigkeit so weit getrieben, in die eheliche Wohnung Rue Trudaine ein öffentliches Mädchen einzuführen. Als seine Frau ihm Vorwürfe machte, wurde sie geohrfeigt.

7) Eines Tages war er mit ihr bei einem Photographen; sie betrachtete im Wartezimmer ein Porträt; ihr Gemahl injurirte sie und behauptete, das sei ihr Liebhaber.

8) Als Madame durch fortwährende Alteration erkrankt war, erschien Herr X. täglich, überhäufte sie mit Beleidigungen und jagte ihre Pflegerin aus dem Hause.

9) Zwei Monate vor Anstellung der Klage ließ sich Madame durch vieles Bitten bestimmen, bei ihrem Gemahl zum Diner zu erscheinen. Ueber eine zur Erde gefallene Pflaume erhob er einen lebhaften Streit und vergriff sich an ihr thätlich."

Der Beklagte, der sich selbst gerühmt, nie im Leben eine niedrige Handlung begangen zu haben, wozu er das Schlagen einer Frau nicht zu rechnen scheint — beantwortete die Klagepunkte weniger direct als indirect, abermals durch eine Blumenlese von Briefen seiner Frau, einer zärtlicher als der andere. Wir citiren nur folgende:

1) Juli 1863:

„Mein theurer Jules!

Wenn Deine Verzweiflung bei meinem Scheiden, Deine Thränen mich überzeugten, daß Du mich noch mehr liebst, als ich glauben konnte, so haben mich meine eigenen Thränen gelehrt, daß auch ich Dich noch mehr liebe, als ich selbst dachte. Unsere gegenseitige Rührung muß uns zeigen, daß das heilige Feuer der Zuneigung in uns unerlöschlich ist."

2) Mai 1864.

„Wenn Du sagst, Du habest von mir geträumt, mein theurer Freund, so bin ich Dir nichts schuldig geblieben, denn vorgestern erschienst Du mir in so lebhaftem Traumbild zur Seile, daß ich nach dem Erwachen maschinenmäßig das ganze Haus durchsuchte, ob Du nicht in einem Winkel verborgen seist. Das ist seltsam, nicht wahr?

Sobald die Geschäfte erledigt sind, werden wir zusammen reisen und so die Lebhaftigkeit unserer Eindrücke verdoppeln, mein geliebter Jules. Ich umarme Dich von ganzem Herzen.

Louise X."

3) Juli 1864:

„Mein Jules! Ich habe Deine drei Briefe von

mir und finde immer einen zärtlicher, liebenswürdiger und geistreicher als den andern. Der letzte von Lyon trägt die Krone davon; der verliebteste Bräutigam könnte nicht anmuthiger seine Gefühle ausdrücken: Du hast mich überwältigt und ich öffne Dir beide Arme. Hoffen wir, daß nach allen Stürmen der volle Friede in uns eingezogen ist. Du wirst mich bereit finden, Alles für Deine Unterhaltung und Pflege aufzubieten; Deine Louisette, Dein Abgott wie Du sie nennst, wird Dich von ganzem Herzen lieben."

4) October 1865:

„Jules! Du sollst alle Reize des Lebens, Alles was es wünschenswerth macht, in reichstem Maße genießen. Du sollst von mir geliebt und verehrt werden wie eine Reliquie: in Baumwolle werde ich Dich einfassen, mit Sammthändchen Dich angreifen. Gehört Dein Herz, wie Du so glühend versicherst, mir allein, so werde ich Dir stets auf mehr als halbem Wege entgegenkommen."

5) März 1866:

„Jules! Um 2 Uhr spätestens erscheine ich Passage Jouffroy; wir werden zusammen speisen wie die Götter und Abends den Circus besuchen. Apropos: ich schulde Dir noch zwei Diners; ich werde also zahlen. Dein treues Weib."

So weit die Correspondenz, deren sich der zärtliche Gatte als Vertheidigung bedient; sie sollen ihm beweisen, daß ihm Alles, was er gesündigt haben mag, reichlich vergeben worden ist, und seinen Zweck hat er nur zu sehr erreicht.

„Worte verweht der Wind, doch das Geschriebene bleibt," sagt der Lateiner. Möchten alle Liebenden, oder die es sich zu sein einbilden, dies beherzigen. Briefe in einer solchen Ehe, vom Moment eingegeben und im nächsten bereut und beklagt, sollten eigentlich noch eher zurückgefordert werden, als eigentliche Liebesbriefe: man sieht, daß der Mann sich nicht, wie ein anständiger Liebhaber thäte, davor scheut, eine Waffe daraus zu machen.

In der That wies das Civilgericht die Klage der Madame X. ab, da die vorgelegte Correspondenz die Vergebung der eingeklagten Beleidigungen unzweifelhaft mache.

Ganz kurz vor dieser Entscheidung hatte Herr X. noch einen Brief geschrieben, und das soll unser letzter sein; er geht hier von seiner philosophischen Ruhe bis zum schärfsten Hohn über. Er hatte erfahren, seine Frau schwebe bis zur Entscheidung in ängstlicher Erwartung und habe einen Nervenfall nach dem andern. Darauf spielte er folgenden Trumpf aus:

„Louise! Nächsten Samstag wird das Gericht sprechen. Gewinnst Du Deinen Prozeß, so wirst Du auf dem Gipfel jubelnden Entzückens schweben; verlierst Du ihn, so bist Du, wie ich höre, so bestimmt, als eine Frau es sein kann, entschlossen, zum Fenster hinauszuspringen. Wenigstens hast Du dies von den Dächern herab in die Straßen verkündigt. Nun denn, Louise! habe noch die eine Gefälligkeit für deinen Jules, mich Tag und Stunde dieser Catastrophe wissen zu lassen: ich werde mich dann beeilen, die halbe Straßenbreite bis unter Deine Fenster mit einer guten Anzahl Sprungfedermatrazzen belegen zu lassen, damit ein so kostbares Leben weich gebettet wird und keine Gefahr läuft. Du siehst, was ich für Dich zu thun im Stande bin und doch verlange ich keine Anerkennung dafür. Ein Mann, der täglich solche Beweise von Zärtlichkeit empfängt wie ich, kann gar nicht anders handeln.

Du wirst Dein ganzes Leben hindurch, wie die Sache auch ausfalle, Madame X. heißen und ich werde, bis zum Erlöschen meiner Lebensflamme, die Ehre haben, für Deinen Mann zu gelten. Wessen Strafe ist die härtere? Das Gesetz will es einmal so!

Gute Gesundheit und viel Glück zu Deinem Prozeß.

X.

Der Spruch erfolgte, aber ohne nachfolgenden Fenstersprung. Ebenso verlor die arme Frau ihren Prozeß vor dem Appellhof: auch hier wurden ihr die Briefe als Medusenschild entgegengehalten.

Wer gern überall, wie Immermann's Hofschulze, eine Moral zieht, kann hier eine zweifache ziehen.

Für's erste: Schreibe überhaupt keine Liebesbriefe.

Für's andere: Thust Du es doch, so schreibe wenigstens mit einer präparirten Dinte die andern Tags verloschen ist. Es ist dies das Gegentheil der sympathetischen Dinte, die erst später durch Erwärmen lesbar wird und man könnte sie allenfalls „antipathetische Dinte" nennen. Für Wechsel ist solche ohnehin schon beliebt und das Rezept dazu dürfte in N. N. leicht zu haben sein. Auch Verfassungen sind damit schon geschrieben worden. Exempla sunt odiosa.

---

*(In Michigan's Waldregionen) haben sie ein Heim-Journal, welches die folgende „Gemeinwesens-Nachricht veröffentlicht: „Hr. Mis-quah-wah-bow-you ist verlobt mit Mis-qua-wah-quet-o-qua, Tochter von Ne-be-nah-ah-nah-quot-way-be, dem gewaltigen Jäger vor dem Großen Geiste; Hr. Mah-kah-da-wah-bo-you- mit der dunkeläugigen Miß Mah-kah-da-qua; Hr. Ah-ne-ne-ne-wah-bo-you mit der Schönen des Hochwaldes, Miß Ah-qua-wah-bo-you; und Hr. Pish-ke-ne-je-ka-jah-shin mit der dick-wenaugh Miß Ah-qua-ke-che-won-o-qua."

*(Hunde-Dressur.) — Unter diesem Titel steht in einem alten Jagdbuche folgendes, was nicht uninteressant ist:

„Wenn der Hund sich gut betragen und aufgeführt hat, so muß man zu ihm sagen: „Bravo mein Soliman!" — wenn es ein Männchen, und: „Bravo, meine Diana!" — wenn es ein Weibchen ist; das schmeichelt ihnen. Man kann aber auch französisch mit ihnen reden; das ist den Hunden alles eins."

Redaktion, Druck und Verlag von Ph. Rohr in Kaiserslautern.

Pfälzisches Sonntags-Blatt.

Belletristisches Beiblatt der „Pfälzischen Volkszeitung."

Nr. 28. Sonntag, den 12. Juli. 1868.

Der König von Westphalen und sein Sohn.

Es sind sechzig Jahre her, da fuhren die glänzenden Equipagen Sr. napoleonischen Majestät des Königs Hieronymus von Westphalen zwischen Cassel und der „Wilhelmshöhe" — damals „Napoleonshöhe" — hin und her. In den Seidenkissen wiegten sich die Camus, die Héberti's und wie die Diplomaten und Courtisanen alle hießen. Er war ein lustiger Herr, der König Hieronymus, und ist lustig geblieben bis an sein Ende. Das „morgen wieder lustik" mit dem er in Cassel in später Nacht die Genossen seiner Vergnügungen zu entlassen pflegte, war gleichsam das Schlagwort seines Lebens. Wie er lustig lebte, so regierte er auch lustig.

Jerome war gewohnt, Alles auf die leichte Achsel zu nehmen: das Leben, das Regieren, das Schuldenmachen, das Lieben, das Heirathen.

Seine lustige Art, Schulden zu contrahiren, kennzeichnet folgende Anekdote, welche St. John erzählt: Jerome war bei seinem Oheim, dem Cardinal Fesch, eingeladen. Beim Aufbruch von der Tafel begaben sich die Gäste in die prachtvolle Gallerie, in welcher der Cardinal einige der schönsten Meisterwerke der Kunst hatte zusammenstellen lassen. Jerome zog seinen Oheim in eine Fensternische und brachte sein Anliegen vor: 25 Louisd'or! Des Cardinals priesterliches Blut stand stille bei der bloßen Nennung einer solchen Summe, und er schlug seines Neffen Bitte rund ab. Hierüber wurde Jerome, dessen Genossen ihn vielleicht in diesem Augenblicke am Spieltische erwarteten, ärgerlich, richtete seine Blicke auf ein kostbares Portrait von van Dyk, welches gerade an der entgegengesetzten Wand hing, zog seinen Degen und rief: „Sieh' einmal da den alten Schelm, er lacht über meine vereitelte Hoffnung — ich werde gehen und ihm die Augen ausstoßen!" Um sich ein Gemälde zu erhalten, das wahrscheinlich mehr als sechstausend Thaler werth war, zog Onkel Fesch seine Börse heraus und zahlte Jerome mit Murren die gewünschte Summe.

Wie leicht es Jerome mit dem Heirathen nahm, beweist die Ehe, die er mit Friederike Katharina von Württemberg einging, während seine erste Frau Elisabeth Patterson, noch lebte. Die Affaire Patterson ist erst kürzlich zu einer cause célèbre geworden, als Jerome's erste Frau ihre Ansprüche vor den Pariser Tribunalen geltend zu machen suchte. Es ist bekannt, daß die originelle Frau, welche ihren Gemahl überlebte, sachfällig wurde, und daß die Pariser Gerichte ihren Enkel, der in der französischen Armee als Cavalerie-Offizier dient, nicht als einen Bonaparte gelten ließen. Diesen Enkel liebte die alte Frau wie ihren Augapfel; mit seinem Vater aber stand sie nicht ganz gut, da er immer ein zu großes Haus machte. Sie selbst war sparsam, lebte, um die Kosten einer eigenen Haushaltung zu ersparen, in Baltimore in einem Boarding House, wo Alles auf dem billigsten und bescheidensten Fuße eingerichtet war, zog selbst die Miethe ihrer Häuser ein, speculirte in Stocks und verkehrte überhaupt auf den Werften, in den Geschäftslocalen und auf der Börse im dichtesten Gewimmel des industriellen Verkehrs. Sie konnte jeden Augenblick über ein Vermögen von 500,000 Dollars verfügen. Sie ging täglich zur Kirche; ein Negersklave, der einen aufgespannten Sonnenschirm über sie hielt, war ihr Begleiter. Er hatte ein Gebetbuch unter dem Arme und war elegant wie ein Dandy gekleidet. Aber trotz ihrer regelmäßigen Kirchenbesuche schimpfte sie doch wie ein Rohrsperling über die Geistlichen und war auch eine eifrige Monarchistin, da sie Republiken für gemein erklärte.

Während die Patterson in Amerika als verlassene Strohwittwe lebte, führte der depossedirte König von Westphalen in Europa eine glänzende Existenz, so lange seine zweite Frau, die Württembergerin, lebte und württemberg'sche Apanagen und russische Pensionen in seine Tasche flossen. Aber nach dem Tode seiner Gemahlin verfiel sein Hofhalt, und die Heirath seiner Tochter Mathilde mit dem Fürsten Demidoff kann man schon nur aus dem Gesichtspunkte einer Finanz-Operation betrachten. Eine zeitlang ging es Jerome so schlecht, daß er in Florenz auf die Mittel einer Frau angewiesen war, in deren Hause er eine Wohnung bezog. Diese Frau, die damals junge und schöne Wittwe eines florentinischen Marchese, folgte dem Ex-König nach Paris, als ihm die Großmuth der Orleans Frankreich wieder erschloß. Er heirathete sie, ohne sie als seine Frau anzuerkennen und ihr einen Namen zu geben, so daß sie jahrelang in einer schiefen Stellung blieb, bis sie, nachdem Jugend und Schönheit vorüber und die Neigungen Jerome's andere Gegenstände gefunden, mit einer Pension nach Toscana zurückkehrte, wo sie ihre und Jerome's Tochter an einen Edelmann im Kirchenstaate verheirathete.

Kurz vor 1848 traf den Ex-König ein schwerer Schlag. Sein Lieblingskind Jerome starb. Eines Tages ging der 27jährige Mann, der württembergischer Stabsoffizier war, aus dem Hause, dessen Freund er war, und kam nicht wieder. Er machte einen Ausflug nach Italien und lebte einige Zeit in

Florenz. Dort raffte ihn ein schneller, fast geheimnißvoller Tod weg. Niemand weiß so recht, wie und woran er gestorben, als Farini, ein Florentiner Arzt, der ihn behandelte und sich damals noch nicht träumen ließ, daß er dereinst Statthalter und Minister werden würde.

Der Präsident Louis Napoleon, in dessen Hause Mathilde die Honneurs machte, ernannte seinen alten Oheim Jerome zum General-Gouverneur der Invaliden und zum Marschall von Frankreich. In jenen Tagen besuchte ein deutscher Schriftsteller den Ex-König von Westphalen; die Eindrücke, die er dabei empfing, giebt die nachstehende Schilderung getreu wieder. „Wenn man den Haupteingang des riesigen Invaliden-Hotels durchschritten hat," — erzählt unser Gewährsmann 1850 in den „Grenzboten" — „führt links ab ein luftiger, geräumiger Corridor zu einer Glasthür, welche den Eingang zu der Vorhalle eröffnet, aus welcher man über eine breite Treppe zu den Gemächern des Gouverneurs hinaufsteigt. Im Vorzimmer forderte mir ein Lakai meine Karte ab, mit dem Bemerken, er werde sehen, ob Monseigneur zu Hause sei. Nach einer Minute kam er zurück und führte mich rechts ab in ein Billardzimmer, wo außer dem Leibarzte Jerome's noch einige auf Audienz wartende Offiziere sich befanden. Die Herren ließen sich gleich sehr freundlich mit mir in ein Gespräch ein; kaum waren jedoch ein paar der gewöhnlichsten Phrasen gewechselt, als die hohen Flügelthüren sich öffneten und ein junger, eleganter Mann mich bat, ihm zum Gouverneur zu folgen. Nach Allem, was ich früher über die Person des alten Westphalenkönigs gehört, nach den Beschreibungen, die ich über ihn gelesen, wie nach den Bildern, die ich in Versailles und im Louvre von ihm gesehen, erwartete ich einen dürren, abgelebten, kränkelnden Mann zu finden, umsomehr, da ich wußte, daß er in der letzten Zeit stark an der Cholerine gelitten. Ich war daher nicht wenig erstaunt, einen ziemlich wohlbeleibten, behäbigen Herrn vor mir zu sehen, dessen ganze Erscheinung durchaus keine Spur von Altersschwäche verrieth. Nur das Auge erschien mir etwas matt, während die hohe, durch den haarentblößten Vorderkopf noch verlängerte Stirn einen imposanten Eindruck machte. Er trug eine dicke silberne Brille, wie man solche sonst nur auf der Nase deutscher Geheimräthe oder Professoren zu sehen gewohnt ist und welche in ihrer massiven Gestaltung seltsam mit der abgerundeten, eleganten Einfachheit seiner Kleidung und Bewegungen contrastirte. Als ich ins Empfangszimmer getreten war, wo er, an einem Bureau sitzend, eben einige Papiere unterschrieb, winkte er, ohne aufzustehen, mir freundlich grüßend mit der Hand entgegen, und bat mich neben ihm Platz zu nehmen. Nachdem die gewöhnlichen Einleitungsphrasen erledigt waren, mußte ich ihm ein Langes und ein Breites von Deutschland erzählen, und besonders von seinem lieben Hessenlande, an welches sich die glanzvollsten Erinnerungen seines Lebens knüpfen. — Ich habe die Hoffnung noch nicht aufgegeben, sagte er, einmal auf längere Zeit nach Hessen zurückzukehren, denn wie mir in meiner späteren Zurückgezogenheit kein Ort so lieb geworden ist wie Florenz, so ist mir aus den geräuschvollen Tagen meiner Jugend kein Ort so lebendig im Gedächtniß geblieben wie Cassel mit seiner lieblichen Umgebung. Die Revolution hat wohl auch dort Vieles geändert im vorigen Jahre? — Im Ganzen sehr wenig, erwiderte ich, nur einige Personen haben gewechselt, die Dinge sind im Grunde dieselben geblieben. — Ein Glück für die Deutschen, fuhr der Ex-König fort, daß dort die Revolutionen nicht so durchgreifend sind wie bei uns. Sie würden das nicht aushalten; ein einziges unserer vielen Staatsexperimente würde Deutschland zu Grunde richten. Aber die Franzosen sind gewohnt, auf Vulcanen zu tanzen, und sie thun es mit einer Grazie und einem Leichtsinne, der nirgends in der Welt seinesgleichen findet. — Es könnte sich doch leicht ereignen, daß ihnen der Boden einmal unter den Füßen einbräche, bemerkte ich. — Ob das ein so großes Unglück wäre? erwiderte Jerome Napoleon."

Der alte Herr, den uns der deutsche Schriftsteller hier mit wenigen Strichen so anschaulich geschildert hat, ist längst dahin, und sein zweitältester Sohn Napoleon macht in diesem Augenblicke eine Lustreise durch denselben Staat, dem er durch seine Geburt eigentlich angehört. Der Sohn des Depossedirten von Cassel hat im September 1822 das Licht der Welt in Triest erblickt, ist also ein geborner Oesterreicher, und er hat sich auch Oesterreichs freundlich erinnert, in seinen Reden wie in seinen Thaten: 1859, wo er von Toscana aus gegen die österreichische Armee operirte; in Ajaccio, wo er die berühmte anti-österreichische Rede hielt, die sein Vetter, der Kaiser, desavouiren mußte; im Senate, wo er die Wiener Verträge wiederholt les maudits traités nannte.

Wenige werden sich noch der merkwürdigen Anfänge der politischen Laufbahn des Prinzen erinnern, wie auch nur Wenigen bekannt sein dürfte, wie der Spitzname, den er führt, entstanden ist. Plon-Plon ist einfach eine Verballhornung des Namens Napoleon, ein Zärtlichkeits-Diminutiv; der Fürst Demidoff pflegte seine Frau, die Prinzessin Mathilde, Plon-Plon zu rufen. Als der Prinz 1851 die Krim plötzlich verließ, erfand man für ihn in Paris mit Anlehnung an das Plon-Plon das sarkastische Wort Craint-plomb (Fürchteblei).

Was die interessanten Anfänge der politischen Laufbahn des Prinzen anlangt, so wurde er früher als sein Vetter, der jetzige Kaiser, in die National-Versammlung gewählt. Er gab sich schon damals die Miene gegen seinen Vetter zu polemisiren, denn er erließ an das Wahlcomité, welches ihn als Can-

didaten aufgestellt, folgende, der dynastischen Politik Louis Napoleon's ins Gesicht schlagende Note:

„Ma ligne politique, vous la connaissez: partisan de l'ordre, je ne crois pas qu'il faille en revenir aux hommes ni aux formes du passé, pour guérir les plaies de notre patrie. La seule voi de salut me semble être le respect de la Constitution républicaine appliquée franchement."

Im Februar 1849 ernannte Louis Napoleon seinen Vetter zum Gesandten am Hofe zu Madrid, wohin Napoleon auch abreiste, nachdem er zuvor einer Deputation angedeutet hatte, daß es nur Eifersucht auf seine Popularität bei den Arbeitern und Demokraten gewesen, welche seinen Vetter, den Präsidenten, veranlaßt habe, ihn nach Madrid zu exiliren. Der Präsident wies ihn wegen dieser Ausfälle in einem Schreiben zurecht, welches die halb officiellen Journale veröffentlichten. Diese Veröffentlichung veranlaßte den Prinzen, Knall und Fall von Madrid abzureisen.

Es dauert nun zwanzig Jahre, daß sich die beiden Vettern bald streiten, bald wieder versöhnen, ohne daß die Welt erführe, was an der Polemik, die sie zeitweise gegen einander führen, Ernst, was Comödie sei. Diese Polemik fand ihre Zuspitzung mitunter in witzigen Pointen. Als Louis Napoleon den Staatsstreich zu lange in Erwägung zog, machte ihm sein Vetter den Vorwurf, daß er nichts von dem Blute des Kaisers in sich habe. „Aber seine Familie habe ich auf dem Halse!" fertigte Louis Napoleon seinen Verwandten ab. Eines Tages, als sich das Kaiserreich in einer Krise befand, rieth der Prinz zum Kriege mit Deutschland. „Ich fürchte den Rhein," sagte Louis Napoleon, „wir könnten leicht in ihm ertrinken!" — „Besser wir ertrinken im Rhein als in einer Gosse!" meinte der Prinz. Der Kaiser soll es seinem Vetter lange nachgetragen haben, daß dieser, nachdem er seine Gemahlin Clothilde bei Hofe vorgestellt, scherzhaft die Phrase hingeworfen: „Jetzt haben wir doch wieder eine ordentliche Prinzessin in unserer Familie!"

Der Volkswitz bemächtigte sich des gespannten Verhältnisses, das ab und zu zwischen den beiden Napoleoniden obwaltete, und tiefte dasselbe gleichfalls zu mancher Anecdote aus. Eine der pikantesten ist wohl folgende: Eines Tages fragte der kleine Napoleon seinen Vater, was für ein Unterschied zwischen accident (Unfall) und malheur (Unglück) sei. „Mein Kind", soll der Kaiser, der eben schlecht auf seinen Vetter zu sprechen war, geantwortet haben, „wenn dein Onkel in's Wasser fiele, so wäre das ein accident, wenn er aber wieder herausgezogen würde, so wäre das ein malheur."

Als es hieß, daß der Prinz Napoleon nach Prag kommen würde, war ich gespannt, ob der Sohn des Depossedirten von Cassel den Depossedirten von Cassel besuchen würde. Das Nebeneinander der Mitglieder zweier Dynastieen, welche beide in demselben Cassel residirt, auf dem neutralen Boden Prags, hatte immerhin etwas Interessantes. Der Sohn des Königs von Westphalen ging aber, so eingehend er Prag an der Hand czechischer Bädeker besichtigte, dem schönen Cinscy-Garten, in welchem der entthronte Curfürst von Cassel wohnt, aus dem Wege.

Die interessanteste Episode in dem kurzen Aufenthalte des Prinzen in Prag war aber unstreitig der taktische Ensemble-Aufmarsch der Moskaupilger bei dem Manne, der am 17. März 1863 in der berühmten Senatsrede den Namen des russischen Statthalters in Warschau, Grafen Wielopolski, in die Galerie jener Namen verwiesen, in welcher der Kerkermeister Hudson Lowe und der Frauenpeitscher Haynau prangen.

Lucian Herbert.

Die Odyssee einer Pariser Bettlerin.

Wer die öffentlichen Anlagen und Etablissements im Stadtviertel Gros-Caillou öfter besucht hat, wird sich einer etwa fünfzigjährigen Frau mit harten Zügen, mißtrauischem Blick und schmutzigem Anzuge erinnern, welche mit Bleistiften und Briefpapier hausirend von Schenke zu Schenke ging und den Gästen ihre Waare anpries. Diese Frau, welche Francoise Norbert heißt, steht wegen Bettelns vor dem Zuchtpolizeigerichte. Die Generaluntersuchung über ihre Persönlichkeit hat außerordentlich merkwürdige Ereignisse ihres Lebens zum Vorschein gebracht. — Sie stammt aus dem Thale Arrau (Ober-Pyrenäen) und war 1840 nach Paris gekommen und zwar in Begleitung ihres Bruders, der ihre einzige Stütze war, aber schon 1842 bei der furchtbaren Catastrophe auf der Versailler Eisenbahn ums Leben kam. — Nun allein stehend und von Natur sehr abenteuerlichen Sinnes, ließ sie sich von einem Marinelieutenant entführen, der sie nach der Insel Reunion mitnahm, wo sie fast ein Jahr blieb. Von da ging sie nach den Vereinigten Staaten und associirte sich mit einem Sclavenhändler, mit dem sie auch einen Theil von Süd-Amerika durchzog. Sie hatte auf diese Weise sich ein kleines Vermögen von 50,000 Franken erworben, als sie am Ohio einem Haufen Indianer in die Hände fiel, die sie zur Gefangenen machten. Fünfzehn Monate blieb sie in der Gefangenschaft. — Wie es ihr gelang, zu entwischen und in welchen Verhältnissen sie überhaupt damals war, ist unbekannt, sie hat sich darüber nicht äußern wollen. Nur so viel steht fest, daß sie 1846 und 1847 zu der Kunstreitergesellschaft der Gebrüder Bouthor gehörte und als Schulreiterin engagirt war. Im Jahre 1848 kam sie nach Paris mit einer Gesellschaft, die lebende Bilder producirte; aber die Art Schaustellungen wurden von der Polizei untersagt, da sie sich der Natur etwas zur sehr näherten, und so sah sich Francoise Norbert abermals ohne sociale Stellung. Nun legte sie sich in einem Zimmer eines Hotels garni in der Rue Bourgnon auf's Wahrsagen. Es fehlte ihr durch-

aus nicht an Zulauf, aber es scheint, daß sie sich nicht blos auf die Enthüllung der Zukunft beschränkte, sondern auch neben dieser Industrie noch das reellere Gewerbe der Hehlerei von gestohlenen Gegenständen betrieb. Diese letztere Geschäftsbranche brachte ihr ein Erkenntniß von acht Monaten Gefängniß ein. — Im Strafhause von St. Lazare machte sie die Bekanntschaft einer anderen Frau, die gleich ihr sich schon überall und lange in der Welt umhergetrieben; diese machte in den Cafés ihr Talent zum Harfenspiel, auf das sie sehr stolz war, geltend. Als sie beide freigekommen waren, vereinigten sie ihre Geschicke, aber ohne daß es ihnen gelang ihr Glück zu machen. Sie trennten sich wieder und Francoise trat als „wilde Frau" in die Dienste des Directors einer wandernden Schauspielergesellschaft, der die Provinzen des Herzens von Frankreich unsicher machte. Aber der Director machte bankerott und das arme Frauenzimmer mußte sich wieder nach neuen Subsistenzmitteln umsehen. — Abwechselnd Magd in Kneipen und Straßensängerin, heute in der einen Stadt „blind von Geburt an", morgen in einer anderen Somnambule, trieb sie die seltsamsten Gewerbe, stets ihre Existenz dem Zufall überlassend, aber dabei zugleich immer tiefer in den Abgrund des Elends sinkend. Seit einigen Jahren nun lebte sie, wie oben erzählt, vom Verkaufe kleiner Gegenstände, die man ihr mehr aus Mitleid, als aus Bedürfniß abnahm. Aber auch dieser Handel scheint nicht einträglich gewesen zu sein, sonst würde sie nicht zum Betteln ihre Zuflucht genommen haben. — Als sie arretirt wurde, leugnete sie auf das Hartnäckigste, gebettelt zu haben; aber die Beweise waren zu evident, und so ist denn Francoise Norbert in das Depot von St. Denis abgeliefert worden, wo sie wohl ihre Carriere beschließen wird.

Feuilleton.

*** Vom Zweibrücker Musikfest.**

Ich weiß nicht, was soll es bedeuten,
Daß mir so wabblich zu Muth?
Die Musikfestfeierlichkeiten,
Sie gehen mir schwirrend durchs Blut.

Denn nichts als Essen und Trinken,
Das wird mir doch bald zu bunt,
Mir will es schier bedünken,
Ich komme noch ganz auf den Hund.

Ich weiß nicht, was es besagen,
Was es bedeuten soll;
Ich bin voll Unbehagen,
Mir ist der Kopf so voll.

Ich bin betrübt, verdrießlich,
Im tiefsten Herzen verstimmt. —
Ich halte es für ersprießlich,
Daß man — — einen Harung nimmt!

Ein Sangesbruder.

* (Richter-Kniff.) Ein Richter in Massachusetts nahm eine Miethkutsche und ließ sich nach einem Kaffeehaus fahren. Nachher fragte er den Kutscher, was er verdient habe?

„Zwölf Schillinge", sagte dieser.

„Könnt Ihr schwören", fragte der Richter, „daß Ihr so viel Geld für diese Fuhre zu fordern berechtigt seid?"

„Ja", antwortete der Kutscher.

„Gut", sagte Jener, „ich bin eine obrigkeitliche Person, ich will Euch den Eid abnehmen." Er nahm sein Buch aus der Tasche, las die Eidesformel vor und der Kutscher schwor. Darauf gab er ihm vier Schillinge und sagte: „Acht Schillinge sind für den Eid."

* (Friedrich der Rothbart) pflegte zu sagen: Italien ist ein Aal, den man beim Kopf, beim Schwanz und in der Mitte festhalten muß, und der uns dennoch zu entschlüpfen droht.

* (Residenzbewohner.) Klingemann sagt in seinen „Reisen:" „In Berlin ist dem Berliner kein Stecken gerade; aber außerhalb Berlins spricht er den Namen Berlin mit einem Tone aus, als wollte er es gleich in den Adelstand erheben." — Diese Bemerkung gilt nicht nur für die Berliner, sondern überhaupt für alle Residenzbewohner.

* (Ein komisches Intermezzo) ereignete sich nach dem „O. S." bei dem tragischen Schauspiele des Kirchenbrandes in Osnabrück. Ein Photograph war auf den glücklichen Gedanken gekommen, den Katharinenthurm noch vor der gänzlichen Zerstörung aufzunehmen; er stellte seinen Apparat auf an der Seite, wo der Thurm noch nicht brannte und war nach Beendigung der nöthigen Vorbereitungen eben im Begriff, die Camera zu öffnen und das grause Schauspiel zu fixiren, als in demselben Momente die Thurmspitze zusammenstürzte und auf dem Bilde nichts davon erschien als — Rauch.

* Wer immer durch Andere sich Andern empfehlen läßt, trägt selbst die Zeugnisse herum, daß er nichts werth ist.

*** Charade.**

Das Erste zieht wohl hin und her
Dann in die Kreuz, dann in die Quer,
Dem einen bringt es Freud' und Lust,
Dem andern engt es Herz und Brust.

Das Zweite dient zu mancherlei,
Ruft Schwein und Esel auch herbei,
Im dunkeln Wald horcht man ihm gern,
Noch holder tönt's beim Abendstern.

Das Ganze, ja bei Tag und Nacht
Wohl überall viel Lärmen macht,
Zieht mit hinein, zieht mit hinaus,
Und bleibt dann selten mehr zu Haus.

Redaktion, Druck und Verlag von Ph. Rohr in Kaiserslautern.

Pfälzisches Sonntags-Blatt.

Belletristisches Beiblatt der „Pfälzischen Volkszeitung.“

Nr. 29. Sonntag, den 19. Juli. 1868.

Das Lied vom Frauen-Herzen.

Fertig lag im Feierkleide,
Als der Schöpfer niedersah,
In dem jungen Brautgeschmeide,
Reizgeschmückt die Erde da.
Um die üppig vollen Glieder
Schloß sich weich das grüne Mieder,
Und von Blumen ein Talar
Floß vom blüthenreichen Haar
Bis zum Rand des Meer's hernieder.
In der Bäume Locken brannten
Feierlich die Thau-Demanten,
Fest-Juwelen hingen
In den off'nen Blumenringen,
Laute Festtagslieder quollen
Aus dem Wald, dem Sängervollen,
Und die Weihrauch-Düfte zogen,
Aus der Blumen Kelch gesogen,
Auf der Lüfte klaren Wogen
Hoch empor zum Himmelsbogen!
Und in ihrem ersten Schlafe
Lag, auf einem Bett von Rosen
— Damals noch die dornenlosen —
Sanft das Weib, das Erste, da.
Wie sie vor der ersten Sünd' und Strafe
Lächelnd noch der Chor der Engel sah!
Blumen wurden zum Gemache
Um die schöne Schläferin,
Gern zum schattenreichen Dache
Neigt der Baum die Zweige hin
Und zum Kleid für dieses Wunder
Flechten Flieder und Hollunder
Ihre Blüthen, weich und mild,
Um das keusche Frauenbild;
Und ein Schlummerlied, mit süßem Schall,
Singt, ihr huldigend, die Nachtigall! —

Um das Haupt, vom Schlaf umflossen,
Stand ein Engelkreis geschlossen,
Und berieth sich leis' und mild,
Wie man diesem Frauenbild
Könnt' ein Herz in Busen legen,
Reich an Weh und reich an Segen,
Stets dasselbe, anders täglich,
Felsenfest und leicht beweglich,
Immer froh und stets in Thränen,
Schwer im Sinn und leicht im Wähnen,
Wie zu einen in dem Herzen,
Tag des Glücks und Nacht der Schmerzen.

Lieben, Hassen,
Heiß erfassen,
Kalt es lassen,
Opfer fordern, Opfer bringen,
Erdwärts streben, auf sich schwingen,
Trotzen, wagen,
zittern, zagen,
Lachen und weinen,
Hoffen und beben,
Glauben, verneinen,
Zürnen, vergeben!

Und die Engel nahmen einen Tropfen Thau,
Der gefallen von dem Himmelsblau,
Und ein Veilchen aus dem Thal,
Und vom Morgenroth den ersten Strahl,
Und Vergißmeinnicht so klein,
Abgepflückt in Luna's Schein,
Gaben Alles dann hinein
In den Kelch der Lilie, rein,
Stellten's dann mit frohem Muth
An der Liebe sanfte Gluth,
Und die Schmetterlinge mußten wachen,
Um die Gluth mit den Flügeln anzufachen;
Als Gewürz noch kamen Zitterpappelblätter,
Maiensonne und Aprillenwetter,
Darauf gossen sie hinein das Seufzen und das Sehnen,
Einen Wunsch, 'ne halbe Hoffnung und zwei Thränen,
Deckten es zu mit Geduld, mit Demuth,
Ließen es bewachen von Milde und von Wehmuth,
Von Gemüth im Glück, von Frömmigkeit im Schmerz,
Und aus diesem Ganzen ward das Frauenherz.

Als die Schläferin erwacht,
Stand in Licht, in voller Pracht,
Welt und Schöpfung rings umher,
Schwimmend in dem Farbenmeer,
Eingetaucht im Sonnenlichte,
Baum und Blüthe, Blatt und Früchte,
Und des Haines Jubellieder,
Und der Vögel bunt Gefieder
Schifften
In den Lüften.

Und die blauen Ströme lachten,
Und zur Seit' der kaum Erwachten
Stand der Mann, der Lichtgebor'ne
Der zum Herrschen Auserkor'ne,
Und sie sieht ihr eig'nes Leben,

Aber höher, in dem Manne wieder,
Und sie fühlt ein süßes Beben,
Und sie schlägt die Augen nieder,
Und die erste Röthe blühte
Auf der Wange, die erglühte,
Und die erste Thräne tropfte
Auf das Herz, das leise klopfte,
Und das erste, süße „Ach!"
Ward auf rother Lippe wach,
Und der ersten Liebe Lust und Schmerz
Zogen ein in's Frauenherz! —

Süß ist Liebe und beglückend,
Herzerquicklich und entzückend,
Wenn der Gegenliebe Lust
Waltet in der Frauenbrust;
Doch auch furchtbar wie die See
Ist die Lieb', wenn Schmerz und Weh,
Wenn der Gegenliebe Flucht
Frauenherz hat angenagt,
Wehe, wenn die Eifersucht
Frauenherz hat aufgejagt,
Eifersucht, die wilde Hyder,
Erst getödtet, lebend wieder,
Eifersucht, die ihre rauhen,
Wilden, scharfen, spitzen Klauen
Höhnend in das Herz der Frauen,
Wo es sich am Zartsten regt,
In die tiefsten Saiten schlägt,
Eifersucht, die unruhvolle,
Eifersucht, die argwohnstolle,
Eifersucht, die ewigwache,
Eifersucht, voll Gift und Rache,
Eifersucht, die scheintodt eben
Stets erwacht zum neuen Leben,
Eifersucht, mit allen Grauen,
Eifersucht, mit allen Schrecken,
Ist allein im Herz der Frauen
Schrecklich, gräßlich anzuschauen!

Sterne, die in's Leben ganz allein
Werfen ihren Zauberschein,
Stehen mit den Himmelsflammen
Eingeschaart in Frauenbrust zusammen,
Denn von der Liebe gold'nem Baum
Bauen sich viel Blüthenäste
Blühend auf zum Lebensfeste,
Die des Lebens kurzen Raum
Wandeln um zum Göttertraum.
Liebe ist der große Sonnenball,
Und aus ihrem Feuerschwall
Sprühen Sterne namenlos
In des Lebens dunkeln Schooß.
Gattinliebe,
Aller Triebe
Reinste Krone,
Keusch entflammt,
Die vom Throne
Gottes stammt!

Gattinliebe, vielgestalt'ge,
Demuthsreiche, kraftgewalt'ge,
Gattinliebe, Tempelblume
In des Herzens Heiligthume,
Heilig Band, vom Himmel oben
In das Dasein eingewoben,
Um die Schaam, die tieferglühte,
Diese reine Himmelsblüthe,
An der Sinne Frucht zu binden,
Um den Mann, den ewig schwanken,
Um den Mann den ewig wirren,
An dem Band, dem frommen, milden,
Aus dem Kampfe der Gedanken,
Mit dem frommen Taubengirren
In die zärtlich engen Schranken,
In die Gleise
Stiller Weise
Rückzuführen,
Wo in freundlichen Bezirken
Häuslich Lieben, Sinnen, Schaffen, Wirken,
Und der zarten Treue Thun und Lassen
Mit den tausend Armen ihn umfassen.
Mutterliebe dann, die einzig wahre,
Felsenfeste, demantklare!
Wo das Herz am Fühlen kennt,
Was der Mensch Empfindung nennt,
Jeder Schmerz und jede Wonne
Unter dieser Weltensonne,
Reichen nicht in Schmerz und Lust
An Gefühl in Mutterbrust!
Mutterthränen, Muttersorgen
Wachen an des Kindes Morgen,
Mutterthränen, Mutterbrust
Tränkt das Kind in erster Lust,
Mutterthränen, Mutterharm
Wiegt das Kind auf weichem Arm,
Mutterthräne, Mutterhand
Führt das Kind am Gängelband,
Mutterthräne, Mutterschooß
Zieht das Kind allmälig groß,
Mutterthräne, Mutter-Ach
Ist des Nachts beim Kinde wach,
Mutterthräne, Mutterpein
Sitzt beim kranken Kind allein!
Schwergestützt auf ihrer Rechten,
Sitzt sie in den Kummernächten,
Alles Schlummers dann beraubt,
Bei des kranken Kindes Haupt;
Lauscht auf seinen Odem wieder,
Kniet in heißen Thränen nieder
An des kleinen Bettleins Ende,
Faltet betend ihre Hände:
„Mutter Du der höchsten Gnaden,
„Laß mich meinen Schmerz entladen,
„Laß die Thränen Dir gefallen,
„Die aus heißem Aug' mir fallen,
„Laß zu meines Kindes Frommen
„All' mein Flehen zu Dir kommen,

„Selber kann es noch nicht beten,
„Kann nicht selber vor Dich treten,
„Kann nicht selbst die Händchen falten,
„Darum lasse Gnade walten,
„Schaue mild vom Himmel nieder,
„Gieb das Kind der Mutter wieder,
„Gieb das Kind, das holde, kleine,
„Unschuldvolle, sündenreine,
„Gieb mein Kind, das unentweihte,
„Gieb es mir, Gebenedeite!
„Hat doch selbst der Himmel oben,
„Den die Engel-Chöre loben,
„Hat der Himmel doch, der große,
„Größ'res nicht im Gnadenschooße,
„Höh'res nicht, was er verkünde,
„Um zu tilgen Buß' und Sünde,
„Als die Mutter mit dem Kinde!"

Frömmigkeit und Glaubensfrieden
Ist dem Frauenherz beschieden!
Wenn nach unerforschtem Willen,
Wunsch, Gebet sich nicht erfüllen,
Zieht des Glaubens Trosterhebung
Und die Wehmuth der Ergebung
In des Himmels ew'ge Macht,
Wie ein Morgenroth nach finst'rer Nacht,
Wie der neuerwachten Sonne Thau
Wieder ein ins Herz der Frau! —

— Und ihr Herz erst wild erschüttert,
Demuthsvoll und leise zittert,
Weil's, in Lust und Schmerz erregt,
Stets den Himmel in sich trägt;
Weil es ist im Leben rein
Wie der Strahl im Demantschein;
Weil es ist im Lieben wahr,
Wie Gebet am Hochaltar;
Weil es ist in Treu erkannt,
Wie im Meer die Felsenwand;
Weil es ist an Sittigkeit
Wie der Saum am Lilienkleid;
Weil es ist im Leid so sanft,
Wie das Moos am Quellenranft;
Weil es ist im Hoffen stark,
Wie Priesterwort am Todtensarg;
Weil es ist im Glauben klar,
Wie im Sonnenlicht der Aar;
Darum bleibt in jeder Sänger-Weis'
Auf dem ganzen Erdenkreis
Nur dem Frauenherzen Ruhm und Preis!

Die London „Times".

Einer Schilderung dieser merkwürdigsten aller Guttenberg'schen Schutz- und Trutzburgen entnehmen wir Folgendes:

Kein Mensch, er sei hoch oder niedrig, kann je in das Heiligthum, wo die „Times" redigirt wird eindringen. Die Mitarbeiter selbst bekommen nie diesen Sitz der Londoner Pythia zu schauen, sondern das Manuscript eines Jeden wird einem der drei Hauptredacteure überliefert, ohne unterzeichnet zu sein.

Statt der Unterschrift dient ein geheimnißvolles Zeichen, dem unten der Cassirer ein Conto eröffnet und dessen Bedeutung nur jene drei Redacteure kennen. Diese theilen wieder das Geheimniß ausschließlich den drei Eigenthümern der „Times" mit und benimmt sich einer der Redacteure indiskret, so erfolgt sofort seine Entlassung. Der Fall ist aber noch nie vorgekommen.

Gerade dieses mysteriöse Dunkel bildet die Basis der Macht, welche die „Times" noch unangefochten genießt. Die Artikel des Weltblattes sind stets gut und scharfsinnig geschrieben, man sucht in ihnen die Auffassung eines Staatsmannes und die Minister haben keine officiösen Blätter nöthig. Sie besorgen selbst ihre Affairen u. das Publikum läßt sich's gefallen.

Auf Geld kommt's da freilich nicht an. Sehr häufig hat das Blatt, das sich „das leitende" nennt, einen Artikel mit 50 Pfd. Sterling bezahlt, der kaum eine Spalte füllte, weil er der Redaction pikant schien. Der „Times"-Correspondent in Paris hat an festem Gehalt 1000 Pfund Sterling, dazu prachtvolle freie Wohnung und für „Bureaukosten" noch 800 Pfund extra. Damit läßt sich's selbst auf Pariser Pflaster auskommen! Freilich war auch der „Times"-Correspondent in Paris der Erste, durch den Europa den „blutigen Neujahrsgruß" Napoleons von 1859 erfuhr. Für Geld kann man Teufel tanzen und Diplomaten schwatzen sehen!

Der politische Leiter der „Times" ist Mr. Green, derselbe ist etwa 48 Jahre alt und ist „vollendeter Gentleman". Natürlich hat er eine sehr feine Nase und weiß stets, „woher der Wind kommt." Sein Gehalt beträgt 3000 Pfund Sterling und „Zulage" in der Gestalt von „Tafelgeldern", denn er muß ab und zu „Verführungs-Diners" geben, ohne die es einmal in der Welt nicht abgeht, mag sie „constitutionell" oder nicht regiert werden.

Uebrigens vertheidigt die „Times" stets das Ministerium, welches am Ruder ist, bis — auf den Tag wo es „stark wackelt". Dann zieht die „Times" die „Leiter weg" und schwapp hängt der Delinquent da, „reif für's bessere Jenseits."

Neben Green ist ein Redacteur lediglich für die ungeheure Correspondenz angestellt, derselbe hat 2000 Pf., der dritte aber, Mr. Oxenfort, beschäftigt sich allein mit Theater, Kunst, Literatur u. s. w. und hat denselben Gehalt, wie sein College von der Correspondenz. Wie man leicht ersieht, macht das allein schon e n Budgetchen aus, das manchen „Serenissimus" Deutschlands in den Stand setzen würde, seine kleine „Reichsarmee" anständig durchzubringen. Ich meine natürlich vor Sadowa, denn jetzt müssen

sich die Kleinen auch sehr stark anstrengen, um große „Cadre's" auszufüllen, wobei sie oft sehr seltsame Gesichter schneiden.

Die stärkste Auflage der „Times" seit dem Krimkriege, wo sie manchmal 100,000 überstieg, ist 50,000 für die drei täglichen Ausgaben zusammen, gewöhnlich aber steigt die Zahl nicht über 30,000 in ruhigen Zeitläuften. Redigirt wird das Riesenblatt am Tage, gesetzt wird es von 12 Uhr Nachts bis 4 Uhr Morgens. Dreihundert Setzer arbeiten in 2 Etagen, „mit dem Hut auf dem Kopfe", wie unser Gewährsmann echt englisch hinzufügt. Für diese 4 Stunden Arbeit bekommen sie durchschnittlich jeder $2\frac{1}{2}$ Pfund wöchentlich, die Metteurs en page erhalten 4 Pfund wöchentlich.

Vier Pressen arbeiten beständig. Jede druckt viertausendmal acht Seiten in der Stunde. In einem ungeheuren Saal werden dann die Nummern den „newsmen", den Colporteuren der Themsestadt, für 3 Pence das Stück verkauft, wobei sie noch einen Rabatt auf eine gewisse Zahl von Nummern erhalten.

Belegnummern für Inserate werden nicht gegeben, aber jeder Inserent kann sich aus einer Nummer, die offen da liegt, seine Anzeige herausschneiden. Komisch ist hier aber das Verfahren bei gewissen Annoncen, die wir auch kennen und die nicht streng „moralisch" sind, z. B. wo „junge, verlassene Mädchen", die nicht schwer zu findenden „älteren Menschenfreunde" suchen, die ihnen die „Kleinigkeit" von 10 Pfund „auf unbestimmte Zeit" pumpen sollen, um die armen Würmer „vom Untergang zu erretten." Unser Gewährsmann berichtet, daß solche nicht ganz „koschern" Inserate 6 Pence die Zeile mehr bezahlen müssen, als ihre „moralischen" Schwestern, und so ist sowohl die Tugend, wie die Casse gerettet.

In England weiß man stets den „guten Schein" auf reizende Weise zu wahren. Wollen Sie übrigens wissen, was bei tugendhaften und lasterhaften Annoncen abfällt, so kann ich Ihnen haarklein berichten, daß die eine Annoncenspalte, die John Walter seiner Tochter auf ein Jahr als Mitgift gab, der jungen Dame 22,572 Pfund 20 Schillinge einbrachte. Da kann sich schon ein Besitzer der „Times" den Luxus mehrerer heirathsfähiger Töchter erlauben!

Attentats-Statistik.

In dem gegenwärtigen Momente, wo das tragische Ende des Fürsten Michael von Serbien die politische Welt so sehr beschäftigt, dürfte eine Statistik der in den letzten zwanzig Jahren auf regierende Häupter verübten Attentate nicht ohne Interesse sein. Seit dem Jahre 1848 wurden 27 Attentate, die meisten ohne den beabsichtigten Erfolg zu erreichen, unternommen. Am 26. November 1848 wurde auf den Herzog von Modena ein Mordanfall versucht. — Am 12. Juni 1849 wurde ein Mordversuch gegen den Prinzen v. Preußen gemacht, als er von Nieder-Ingelheim nach Mainz fuhr. — Am 22. Mai 1850 feuerte der Feuerwerker Sefeloge einen Schuß auf den verstorbenen König v. Preußen und zerschmetterte demselben den rechten Vorderarm. — Am 28. Juni 1850 schlug der Exlieutenant Robert Pate mit einem schweren Stock heftig nach der Königin von England, ohne sie gefährlich zu verletzen. Am 24. September 1852 wurde in Marseille eine Höllenmaschine entdeckt, welche bei der (am 25. Sept.) erfolgten Ankunft Napoleons III. verwendet werden sollte. — Am 18. Februar 1853 wurde der Kaiser Franz Joseph auf einem Spaziergange von Johann Libenyi mit einem Messerstich in den Nacken verwundet. — In der Sitzung der italienischen Kammer in Turin vom 16. April 1853 berichtete Graf Cavour über ein Attentat gegen Viktor Emanuel II. — Am 5. Juli 1853 fand ein Attentat in Paris gegen Napoleon III. statt, als er eben in die opéra comique fuhr. Am 20. März 1854 schlitzte ein Unbekannter dem Herzog Ferdinand Karl III. von Parma mit einem Dolche den Bauch auf; 23 Stunden später starb der Herzog unter schrecklichen Schmerzen. — Am 28. April 1855 feuerte Jwan Liverani auf den Champs Elysées zwei Pistolenschüsse nach Napoleon III. ab ohne Erfolg. — Am 28. Mai 1856 wollte Reymond Fuentes eben einen Pistolenschuß auf die Königin von Spanien abfeuern, als er von einem Polizei-Agenten am Arme ergriffen und festgehalten wurde. — Am 8. December 1856 stach der Soldat Agesilaus Milano bei einer Revue mit dem Bajonnette nach dem König Ferdinand II. von Neapel. Den 7. August 1857 wurden Bartoletti, Tibaldi und Grillo, die aus England nach Paris gereist waren, um Napoleon III. zu tödten, verurtheilt. — Am 14. Januar 1858 schleuderten Orsini, Rudio, Pieri und Gamez Bomben gegen Napoleon III. in Paris; dieser wurde nicht getroffen, eine Menge anderer Personen aber getödtet und verwundet. — Am 14. Juli 1861 feuerte der Student Oskar Becker in Baden-Baden auf den gegenwärtigen König von Preußen zwei Pistolenschüsse, ohne ihn zu treffen. — Am 18. December 1862 schoß der Student Aristides Drusios in Athen einen Revolver auf die Königin Amalia von Griechenland ab, ohne sie zu treffen. — Am 24. December 1863 wurden Greco, Trabuco, Imperatore und Scaglioni in Paris verhaftet, sie waren von London dorthin gereist, um Napoleon III. zu tödten. — Am 14. April 1865 wurde der Präsident der Vereinigten Staaten Abraham Lincoln im Theater zu Washington von Wilkes Booth getödtet. — Am 6. April 1866 fand in Petersburg ein Attentat auf den Kaiser von Rußland durch Karakasoff statt, ferner am 6. Juni 1867 ein Mordversuch auf den Kaiser von Rußland in Paris durch den Polen Berezowski mittelst eines Pistolenschusses; endlich fand am 10. Juni der Mordanfall auf den Fürsten Michael von Serbien statt.

Redaktion, Druck und Verlag von Ph. Rohr in Kaiserslautern.

Pfälzisches Sonntags-Blatt.

Belletristisches Beiblatt der „Pfälzischen Volkszeitung."

Nr. 30. Sonntag, den 26. Juli. 1868.

Der Juchschrei.

Im Stüblein eines geringen Kaplans, eines „Bauerngeistlichen", wie man so sagt, wurde mir erzählt, was ich gerne in eben der einfachen Weise mittheilen möchte. Es ist kein Jota davon, noch hinzugethan, ich habe nichts aufgeputzt und ausgemalt. Wort für Wort ist nacherzählt die Begebenheit, die der Priester im einsamen Bergdörflein erlebte.

* * *

„Das ist nichts Seltenes und Neues", so sprach mein Bauernkaplan," daß ein armer Bube ein reiches Mädel gern hat, und sie ihn wieder. So ist's dem Brauneggers-Florian in der Luitasch und des Wiesmayrs Ottilie von Seefeld auch ergangen. — Er war ein Kleinhäusler Bube, hatte keinen Pfennig mehr zu erben, als eine alte Hütte und ein schlechtes Stück Feld, für eine magere Kuh Futter gebend. Seine derben Hände mußten ihm im Tagwerke die Mahlzeit verdienen. Stroh zum Lager fand er in der Hütte. So wars bei seinem Vater und Aehnl und Gudähnl (Großvater und Urgroßvater) ergangen. Die Ottilie aber, die einzige Tochter wie er der einzige Sohn, hatte einen reichen Vater und reiche Ahnherrn, einen feisten Bauern, der eben so flink Thaler zählte, als ein Handelsherr in der Stadt und der sie auch genug hatte. Deswegen fanden sich aber dennoch die jungen Leute zusammen — das Wie gilt gleich.

Der Florian, ein sauberer, lieblicher Bube, voller Courage und Kraft, wie sie in der Luitasch jäh aufgewachsen, mit den Tannenbäumen in die Wette, wollte sich aber seine Armuth nicht anmerken lassen, besonders seinem Diendl gegenüber, wenn er auch das nicht nöthig gehabt hätte, denn das junge Mädel hatte ihn über Alles gern, und wenn er auch gar nichts gehabt hätte, als das ledige Leben. Aber es gibt einen Stolz, dessen der Arme nicht Herr wird; eine Geschämigkeit, die er nicht verwinden kann. — So gings dem Buben vom Brauneggerwastl. Der Mensch will allezeit mehr gelten als er ist; deßwegen wandte Florian alle seine Kreuzerlein daran, so sauber gewandt zu gehen, als nur einer in der Pfarre, mit einer Pfauefedernbinde und einem Scharlach-Brustfleck, mit einer guten Schnur am Hütl, und einem silberbeschlagenem Pfeifferl. Nebenbei wollte er nicht zurückbleiben, wenn es ein herkömmliches Präsent galt, das die bäuerischen Liebhaber ihren Liebsten zu bringen pflegten: ein seidenes Tüchl vom Mitterwaltermark, ein silbern's Ringlein vom Zirlermarkt, Bilder und Blumen von der Wallfahrt Ettal. Ottilie wehrte ihm wohl ab, für sie seinen armseligen Erwerb zu vergeuden, im Grund aber sah sie's doch gern. Ihre Liebe war obendrein eine heimliche; der Vater durfte nichts wissen, und die heimlichen, nach und nach keck vor das Auge des Alten gebrachten Geschenke machten ihr die größte Freude.

Derweil kam die Fastnachtzeit heran, in welcher am letzten Sonntage vor dem trübseligen Aschermittwoch alljährlich ein lustiger Tanz zu sein pflegt im Wirthshause in der Luitasch. Außer der Kirchweih ist dieß das einzige Fest, an dem die Leute hoch leben un bvor Allem die lustigen Buben „aufhauen" am Tanzboden, so lange sie noch einen Heller im Sack haben.

Schon lange hatte der Florian mit der Ottilie es abgeredet, daß er sie zum Fastnachtstanz in die Luitasch führen wolle. Freilich durfte er sie nicht abholen am hellen Tage nach der Vesper, wie das sonst der Brauch ist, und nicht mit ihr stolziren, weil der Vater nichts davon wissen sollte; aber er hatte doch alles fein und schlau abgekartet, und beim Tanz sollten doch die Leute sehen, was er für ein sauberes Diendl habe.

In der Luitasch hatte Ottilie eine weitschichtige Base, das Weib des Meßners, ein gutmüthig Ding Diese wußte von der Liebschaft mit dem Florian, und wie denn die Weiber ihre Freude an Heimlichkeiten, vorzüglich in der Liebe haben, so hatte die Meßners Brigitt die ihre an der verborgenen Liebe ihres Bäsleins und machte die gefällige Helferin und Pöstleinträgerin. Sie lud also, gemäß Abrede, Ottilie zur Fastnacht ein, ging zum alten Vetter Wiesmayr nach Seefeld und bat die Base auf die Feiertag. In ihrem Hause konnte also der Liebhaber sein Mädel finden und zum Tanz führen.

Also ward Alles in bester Ordnung beschlossen, nur an einem fehlte es — am Geld. Bei solch einem Leben- und Jubeltag geht aber viel Geld auf, absonderlich, wenn ein lustiger Bube sich sehen und seinem Schatz eine Ehr authun will. Da muß manches Zwölferlein auf die Spielbank fliegen, den Musikanten vor die Füße, wenn sie zu einem Extratanz aufspielen sollen; Bier und süßer Wein, Kaffee und Zuckerwerk darf nie vom Tische. Nun aber schaute es schlimm aus mit den Florians Habschaft, gerade in der Zeit, wo er ein paar Thaler so nöthig hatte, wie das tägliche Brod. Der Verdienst war gering und erspart hatte er sich auch nichts. Höchst niedergeschlagen und einsilbig saß er, zwei Tage vor dem Fastnachtsonntag in der Wirthsstube und schaute steif und starr in den leeren Krug, den er sich nicht mehr

füllen ließ. Er sinnirte, wie er zu Geld kommen sollte, und wie er sich auch den Kopf zerbrach, — er wußte nicht Rath.

„He, Florian, was wurmt denn Dich?“ fragte ein Zechbruder, der den stummen Gesellen schon lange betrachtet hatte. „Ich kann Dich nicht so sehen, so lax und ledern. Red' wo fehlt Dirs? — „Du kannst mir doch nicht helfen, mein Seppel,“ antwortete ziemlich unwirsch der Befragte. — „Ja, wie denn, warum nicht?“ „Weil Du an derselben Krankheit leidest.“ — „Wird schon sein; aber red' nu, Bue! S'reden macht Luft für's erdrückte Herz.“ — Der Florian rückte sein Hütl etwas, kraute sich hinterm Ohr, seufzte laut genug, und rief dann mit einer Stimme voll Unmuth und schier zornig dem Kameraden über den Tisch hinüber zu: „Kein Geld' hab' ich, und weiß auch keins zu krieg'n.“

Die Andern lachten frisch zusammen und ergrimmten den armen Teufel. — „Ihr habt's leicht lachen, ihr treibt bald ein paar Zwanziger auf, aber ich, wo soll ich's hernehmen, und nicht stehlen? Ich wüßt nicht, was ich thät, wenn ich jetzt zu etlichen Gulden kommen könnte.“ — „Da ist Dir noch schon zu helfen, Bue!“ tröstete der Seppel, „da schaff' ich Dir wohl Rath.“ — „'S wird ain rarer sein,“ meinte Florian: „bist selbst ein armer Hörer,*) nur's Wildern hilft Dir ein Wenig fort.“ — „Hast's errathen, Florian! wann Du übermorgen drei schöne Thaler haben willst, so geh' mit uns auf die klein' Gamseln, ich weiß Dir grad gnug. Morgen nach der Vesper geh'n wir fort, ich und der Lutzenhiesel auf's Teufelgläß hinten im Grasthal an die bayrisch Granitz und bis am Fastnachttag übermorgen der Tag anhebt, eh' sind wir wieder zurück, ein jeder mit einem schönen Gamsböckl. Geh' auch mit, wann d'willst.“ „Ist's wahr, Seppel?“ — „Gewiß auch noch, wir haben die schönste Gelegenheit. S'ist völlig aber**) auf allen Wegen und Stegen, und dahinten sag' ich Dir, laufen die Gamseln herum zu Dutzenden; sie sind gar heimlich, sie geh'n Dir schier auf den Pfiff, Du brauchst nur loszudrücken, da liegt eins.“ — „Da kömmt man schnell zu einem Geld;“ — „freilich, Narr! Der Wirth zahlt Dich, wenn Du willst, ehe Du die Gams hast. Geh' mit, und es ist Dir geholfen.“ — „Wahr ist's Seppel! ich geh' mit, da hast Du d'Hand darauf.“

Florian schlug ein, ward plötzlich wohlgemuth und lustig, ließ sich noch eine Maaß einschenken, und sang Trutzliedeln auf die bayrischen Jäger, wie der verwegenste Wildschütz. Ein solcher war er nicht von Profession, obschon er recht gut mit dem Stutzen umzugehen wußte, zeitweise gern in Berg und Wald lief, und weil's herüber der Gränze wenig mehr gibt, so mag er wohl auch schon hinüber gekommen sein ins wildreiche Bayerland. Er hätte kein Luitascher sein müssen, um nicht auch, ein klein wenig nur, auf's Wildpretschießen auszugehen. — Es blieb also bei der Abrede, und der Florian lief noch schnell in der Nacht nach Seefeld hinaus, suchte sein Diendl auf und sagte ihm, es möge im Meßnerhaus nur getrost auf ihn warten, er werde sicher kommen es zum Tanz zu holen; er war übermüthig lustig, herzte und halste die liebe Ottilie, und rannte wieder heim, um den Jagdzug nicht zu versäumen.

Die drei Buben hatten dazu die beste Zeit errathen. Fastnacht fiel etwas spät in die allerletzten Tage des Februars, und in dem Jahre war ein seltener schwacher Winter gewesen, und früh hatte die Sonne ein starke Kraft gewonnen, so daß der Schnee schon ziemlich weit hinauf weggegangen war. Ueberdem war das schönste Wetter, kein Wölklein am Himmel, kein Lüftlein in der Höh. — Sie liefen darum wohlgemuth hinauf ins Gaisthal, nach dem Teufelsgläß, und die Gamsen waren vorhanden, wie der Seppel gesagt hatte. — Der, und auch unser Florian, waren so glücklich und erwischten eine: der Lutzenhiesel mußte aber leer ausgehen. In seiner Sennhütte hatten sie zu Nacht gelegen, in aller Früh' die Gemsen geschossen, und gleich darauf, am Fastnachtsonntage, den Heimweg angetreten, Seppel und Florian mit ihre Beute am Rücken, der Hiesl eilte verdrießlich voraus.

So kommen sie an einen Bergfall wo man's im Hämmermoos*) heißt. Rechts hatten die Wanderer eine jäh abschießende Senkung, links eine ebenso zu dem Berg anstrebende Höhe. Wenn man auf dem schmalen Wege dort um eine Ecke biegt, sieht man gerade herab in die Thalvertiefung auf das Luitascher Dorf, das recht lustig mitten zwischen den Waldbergen inne liegt, wie eine Henne im warmen Nest. — Als nun die Buben an die Ecke kamen, da bleibt der Florian stehen und Seppel bei ihm und sie schauten hinab zum Dörflein, gerade glitzerte die Sonne hin auf die silbergrauen Schindeldächer und es funkelte Alles unten, als wären die Häuser von Krystall gebaut. Der Florian aber dachte an die gewonnenen Thaler und luegte nach dem hohen Wirthshausdache, aus dessen Schlott blauer Rauch aufstieg, ein Zeichen, daß in der Küche wacker gebraten und gesotten wurde; er suchte die Meßnerhütte, hart an der Kirche, wo jetzt wohl schon ein herzallerliebstes Diendl auf ihn wartete; — er hörte beinahe schon die Tanzmusik und tanzte schon mit der schönen Ottilie. Die Freude über das bald zu genießende Vergnügen, überall die Lustbarkeit, die er jetzt seinem Schatz verschaffen konnte, drückte ihm beinahe das Herz ab. Er mußte sich Luft machen und that einen Juchschrei, so recht aus der innersten Brust, daß es hallte und wiederhallte in den Bergen.

*) Geplagter armseliger Mensch.

**) Aber, — (das a wird hell und scharf gesprochen, wie das französische à) wenn der Schnee im Gebirge schmilzt und verschwindet.

*) Hämmern, Farrenkraut.

In diesem Augenblicke donnerte es oben links gewaltig; ein Etwas warf den vorausgeeilten Mathias nieder, er wußte nicht wie, und noch immer gellte und toste es fort in seinen Ohren, daß er ganz betäubt war; und als er sich endlich mühselig aufraffte, als er wieder auf den Füßen stehen konnte und sich umsah, da lag über den Weg ein ungeheurer Schneeberg bis tief hinab in die Haide, haushoch und breit wie ein Strom. Es war eine Lawine losgegangen oben am Berg. Florians Juchschrei hatte sie losgelöst, die Stille, durch den Juchzer erschütterte Luft sich herabgedrückt in die Tiefe. Als er seine Kameraden mit den Blicken suchte, fand er sie nirgends. Die Lawine hatte sie begraben, — mit hinabgerissen in die Schlucht. Nirgends war eine Spur von ihnen, glatt und blank war die Schneemasse, die ober ihnen lag.

In wilder Angst und Hast rannte der wunderbar gerettete Bube hinab nach dem, noch eine Stunde entfernten Dorfe. Der Fastnachtstanz hatte schon begonnen. Lustig lärmten Trompete und Fidel zum Fenster des Wirthshauses heraus; das in seinen Grundfesten erbebte unter den dröhnenden Sprüngen der Tänzer. Mitten unter diese stürzte Mathias und berichtete bleich und stammelnd das Unglück, die Verschüttung seiner Gesellen. „Da hilft kein Suchen," hieß es, „und kein Graben. Die hat es hinabgetragen in die Tiefe, weiß Gott, wie weit; die sind schon hin. Wenn's ganz aber wird, dann findet man sie schon."

Beim Meßner drüben saß aber, schon ziemlich ungeduldig wartend, seit sie die Musik vom Wirthshause herüber vernahm, Ottilie in ihrem schönen Putze, mit frisch rothen wonnig glühenden Wangen und leuchtenden Schwarzaugen. „Der Florian bleibt aber eine Ewigkeit aus," sagte sie zu der Base. — „Ich werd's ihm merken lassen dem langsamen Buben! Ist das eine Art, seinen Schatz hinterm Ofen sitzen zu lassen, wenn schon längst die Spielleute aufgeigen." Sie mußte noch eine Viertelstunde warten, endlich ging die Thüre auf. „Der Florian!" jauchzte das Mädchen. — Er war es nicht, es war der Vetter, der Meßner. „Habt ihr's schon gehört, rief er, das Unglück, das am Hammermoos geschehen ist? Eine Lawine ist abgegangen und hat zwei Buben verschlagen, den Braunegger Florian und den Marzoller Seppel." Der Vetter Meßner wußte nichts von seines Bäschens Liebschaft. „Den Florian, mein liebes Herz Jesu, s'ist nicht möglich!" jammerte sein Weib. Ottilie aber saß stumm und regungslos, mit weit offnen Augen. „'S ist schon so," entgegnete der Unglücksbote. „Die Buben waren Wildern am Teufelsgfäß. Der Lutzenhiesl war auch dabei und ist entkommen. Er erzählt es ausführlich im Wirthshause drüben. — „Basl mir wird nicht gut," sagte jetzt Ottilie und fiel der herzuspringenden Brigitte in die Arme.

In der Nacht noch begehrte das Mädchen, nach Hause geführt zu werden. Sie erkrankte heftig. Ein böses Fieber warf sie nieder, das in ein zehrendes umschlug. Von Tag zu Tag ward Ottilie schwächer; sie mußte das Bett hüten und Niemand hoffte auf ihr Aufkommen; sie selbst am wenigsten. Sie war ungemein still und sanftmüthig geworden, mildfreundlich gegen Alle, und, wie es schien, recht innerlich froh und vergnügt. Ihre größte Freude aber war, wenn sie sich wieder so gekräftigt fühlte, daß sie im Bett aufsitzen und die Zither spielen konnte. Es war aber diese Zither ihres Florians Eigenthum gewesen. Er hatte recht gut das Instrument zu spielen verstanden, und sie manches Gsangl und Tanzl gelehrt. Aus dem kleinen und armseligen Nachlaß des Buben hatte sie sich das Instrument durch die Base zu verschaffen gewußt. Sie hatte recht dringend darum gebeten. Von dem Augenblicke, da Brigitte sie ihr herüberbrachte, war die Zither ihr höchstes Gut. — Da sie für eine Sterbende galt, und sich auch für eine solche hielt, so kam oft der Seefelder Pfarrer zu ihr. Der wollte es nun nicht loben, wenn er sie bei der Zither fand, alte Liebs- und Trutzlieder spielend; das war ihm kein geistlich Gewerb für eine sterbende Jungfrau. Sie aber bat immer: „O mein Herr Pfarrer, vergönnt mir noch die einzige Freud': es ist meine letzte auf Erden!"

So gingen über zwei Monate hin. S' war Lenz geworden, überall ging der Schnee weg, auch im Hämmermos. Man fand unversehrt die Leichen der beiden Buben. Es war ein schöner Maitag. In Ottiliens Kammer hatte man ein Fenster geöffnet, damit die reine warme Luft hereinkomme zu der bleichen Jungfrau. Sie saß wieder im Bett, und spielte auf Florians Zither. Die Hände versagten ihr aber den Dienst, sie war heute besonders schwach. Da klang es herein zum Fenster, wie Ferner feierlicher Glockenklang. „Wo läutet man Rösl!" fragte Ottilie ihre Wärterin. — „In der Luitasch drüben, es geht die Luft gerade aus dem Thale herüber, drum hört man das Geläut so gut." — Sie läuten lang mit allen Glocken," sagte nach einer Weile das Mädchen. „Sie müssen Jemand begraben," meinte die Wärterin. — „Den Florian" seufzte Ottilie, legte sich in die Kissen und war todt. — —" Zur selben Stunde begrub ich, sagte der Kaplan, „in der Luitasch ihren Buben."

Zum Sängerfeste in Chicago!

sandte Emil Rittershaus folgendes herrliche Festgedicht:

Meerüber send' ich meinen Sang, meerüber meines Grußes Wort,
Dem Sängerbund am Seegestad' den Gruß von deutschen Rheines Bord!
Im Römer perlt der Traube Saft, die hier der Sonne Strahl gereift;
Hoch über meinem Haupt im Blau mit Jubellied die Lerche schweift.
Der Kukuk ruft; aus grünem Busch der Duft der wilden Rose quillt
Um mich herum in Blüthenpracht das ganze, weite Lenzgefild.

Wie blankes Silber blitzt der Strom; die Wogen rauschen murmelnd hin,
Als sängen sie den Chor zum Lied der holden Sängerkönigin.
So schön ist's hier und heute doch die Sehnsucht ihre Schwingen hebt;
Mein Auge späht der Wolke nach, die leisen Flugs gen Westen schwebt.
O, flinke Lerchenflügel mir, damit ich vorwärts eilen kann!
Zu Sängern zieht's den Sänger hin, den deutschen Mann zum deutschen Mann!
Ich möchte grüßen mit Hurrah des Freistaats deutschen Sängerbund,
Und drücken jede Manneshand und küssen jeden Singemund!
Die Fäuste, die das Schwert geführt, als einst zur Schlacht die Freiheit rief,
Die einst mit Blut besiegelt kühn der Menschheit ew'gen Adelsbrief,
Die möcht ich pressen fest und warm und rufen: Ob am Strand' des Rhein's,
Ob drüben in Amerika — wir sind im tiefsten Wesen eins!
Wir Alle eins und ungetrennt, wir Alle, die wir in's Gefecht
Getreten sind und kämpfend steh'n für Volkes Freiheit, Volkes Recht!
All' sind wir eins, die wir ja all der einen Mutter Kinder sind,
Wir Alle, denen deutsches Blut hochwallend durch die Adern rinnt,
Wir Alle, deren Lippe singt in einer Sprache süßem Ton!
Wir nennen uns mit freud'gem Stolz die Söhne deutscher Nation!

O, also spräch' ich heute gern' und stände mitten in der Schaar
Der sangeskund'gen Brüder dann und hört', wie voll und frisch und klar
Das deutsche Lied zum Himmel klingt, wo hoch das Sternenbanner weht!
Ach, an die Scholle bindet fest das Leben heute dich Poet!
Nicht darfst du steh'n im Sängerkreis, nicht in die lieben Augen schau'n
Der Brüder in Amerika! — Wohlan von meines Rheines Au'n
Meerüber denn, mein Flügelroß! Wohlan mein Lied verkünden muß,
Was zehnmal lieber ich gesagt mit Händedruck und Bruderkuß!
Heil euch, die ihr das deutsche Lied im fernen Westen hegt und pflegt!
Das deutsche Lied! Wer sagt es aus, was es in sich verborgen trägt?
An unsrer Wiege hat's getönt, wenn Dämm'rung leis den Schleier zog,
Wenn sich die Mutter liebevoll zu uns'ren Kissen niederbog.
Durch uns're Knabenjahre ist sein heller, klarer Ton erschallt,
Wenn wir uns lustig tummelten im maiengrünen Buchenwald.
Aus unsren Herzen stie'gs empor und gab der Seele Wort und Laut,
Wenn in ein schönes Augenpaar wir gar zu tief hineingeschaut,
Und wenn die Trauer uns erfaßt, wenn unser Freuden Beet verdorrt.
Dann sangen wir uns doch den Gram zuletzt aus unsrem Busen fort!
Das deutsche Lied, es goß den Muth dem Krieger in das Herz hinein!
Das deutsche Lied, es rief und ruft: „Ihr sollt der Freiheit Kämpfer sein!
Der freie Geist, des Lichtes Geist hat als Apostel euch gesandt,
Aufdaß ihr schafft in jedem Land', dem freien Geist ein Vaterland!
Der freie Geist, die Welt für ihn!" — Was heut du bist, er gab es dir,
Amerika! Er hat entrollt dein siegreich', sternbesä't Panier!
Ihm gilt es ein Johannes sein! O, seine Morgensterne sind's
Die Sterne deines Fahnentuch's, umspielt vom Hauch des Sommerwind's!
Zum Kampf denn für den freien Geist und immer Vorwärts nimmer Halt,
Bis über aller Völker Stirn der Freiheit Sonnenfahne wallt! —

Wer hat nicht lieb das Fleckchen Welt, wo er der Kindheit Traum verbracht,
Wo ihn im vollen Rosenlicht' das junge Leben angelacht?
Wer streichelt nicht verstohlen gern' des alten Baumes rauhen Bast,
In dessen Schatten mit dem Lieb' er kos'te, Hand in Hand gefaßt?
Wen zieht es nach dem Friedhof nicht, darauf das Grab der Eltern liegt?
Wer sehnt sich nach dem Hüttchen nie, darin die Mutter ihn gewiegt?
O Gott, ist's uns im Herzen nicht, als ob auch an dem Kleinsten hing
Ein Stück von unserer Jugendzeit, ein Theil von uns am ärmsten Ding'?
O, da ist alles so bekannt! Was längst vergangen, aufersteht!
Das Spielzeug selbst, der Kindertand, es redet mächtig, sturmberedt.

Und dennoch, dennoch sag' ich euch: Hier oder dort — die Heimath ruht
Im Herzen, in der Scholle nicht! Im Herzen wahrt der Heimath Gut!
Die Muttersprache, wahret sie! Sie haltet fest in aller Welt!
Sie ist die Mutter, die das Herz, das deutsche Herz, umschlungen hält!
Weh', wenn das Kind die Mutter läßt und Buhlschaft treibt mit fremder Art!
Das Kind verliert die Führerin und irr wird seine Lebensfahrt.
Es sitzt, ein Knecht, am fremden Tisch', nie als des Hauses Sproß geehrt,
Ein Lohnlakai, von dessen Kraft hohnlachend dann der Fremdling zehrt;
Und deutsche Sprache, deutscher Laut! Nur deutsche Sprache hat ein Lied,
Nur sie das Wort, das alles faßt, was durch die tiefste Seele zieht!
In finstren Mittelalters Nacht rief sie den ersten Kampfruf zu
Tyrannenmacht und Pfaffenmacht, als man erhob den Bauernschuh,
Als von der Wartburg Zinne flog des Luthers Wort wie Donnerschlag! —
Hoch unsre Muttersprache, hoch! Ihr treu bis zu dem letzten Tag!
Wo sie ertönt, da fühlen wir vereinigt uns von festem Band,
Da haben eine Heimath wir, da haben wir ein Vaterland!
Die Sprache birgt das Heimathrecht! Ich ruf's euch zu beim Sängerfest',
„Gruß jedem deutschen Herzen! Fluch für Jeden, der die Mutter läßt!
Meerüber send' ich meinen Gruß, meerüber send' ich meinen Sang
Und rufe: Segen eurem Fest'! Gesegnet eurer Lieder Klang!
Den Handdruck jeder Bruderhand, den Kuß für jeden Singemund!
Bin ich auch fern' — es ist bei dir mein Herz, du deutscher Sängerbund'

Emil Rittershaus.

Räthsel.

Als Vorzug vor dem Dorfe hat
Mich in der Regel jede Stadt,
Doch ist's kein Glück für eine Stadt,
Die mich in einem andern Sinn in ihrer Mitte hat.

Auflösung der Charade in Nr. 28.

Posthorn.

Redaktion, Druck und Verlag von Ph. Rohr in Kaiserslautern.

Pfälzisches Sonntags-Blatt.

Belletristisches Beiblatt der „Pfälzischen Volkszeitung."

Nr. 31. Sonntag, den 2. August. 1868.

* Jeden seine Weise!

I.

Ein Franzose hat ein Lied gemacht.
Sie haben es Alle gesungen
Zum Kampfe, und dabei gelacht,
Dabei den Feind bezwungen.

Sie waren Sieger stets wenn sie
Es sangen in den Reihen.
Doch konnten die Tyrannen nie
Des Liedes Klang verzeihen.

Und weil's der Ruf zur Freiheit ist,
Drum ward es auch verboten.
Doch Keiner drum das Lied vergißt
Mit Worten und mit Noten.

Denn wenn der Stolz der Tyrannei
Sein Haupt erhebet wieder,
Gleich macht das freie Lied sie frei
Und schlägt die Knechte nieder.

Bald schwingt die Freiheit beim Gesang
Des Liedes die Standarten.
Drum woll'n sie auf den nächsten Klang
Der Marseillaise warten.

C. J. Diepenbrock.

Die Aïssawa's in Algier.

Zu den eigenthümlichsten und befremdlichsten Eindrücken, welche dem Europäer in Algier die Ueberzeugung verschaffen, daß er über die Grenzen unserer Culturwelt hinausgetreten ist und sich mit einem Volke zusammenbefindet, dessen Vorstellungen, Sitten, Gebräuche sich von den unseren unterscheiden, wie die heiße Wüste von den Landschaften unseres Welttheils, gehören zweiffellos diejenigen, welche die Darstellungen der sogenannten Aïssawas gewährt.

Auch uns hatte man in Algier von ihnen, ihren Ceremonien, ihren sonderbaren Künsten genug erzählt, um unsere Neugier auf das Stärkste anzuregen und ein Besuch derselben ward festgesetzt.

Gegen 8½ Uhr erschien, der Verabredung gemäß, Neïs, unser arabischer Diener, uns abzuholen. Unsere Gesellschaft bestand aus drei deutschen Landsleuten, einem französischen Hauptmann, einem Advocaten aus Toulouse und dem Schreiber dieser Zeilen.

Neïs wandte sich, die Place royale verlassend, gegen den maurischen alten Theil der Stadt. Diese ist an dem nördlichen steilen Abfall des algerischen Sahel emporgebaut und sieht von Weitem ziemlich wie die im Herunterrollen aufgehaltenen Quadern eines großen Steinbruches aus. Mit der Place royale ließen wir das geräuschvolle Leben und Treiben hinter uns, die bunt geputzte, conversirend auf- und niederschreitende Menge, die Uniformen, die eleganten Damentoiletten, die Trachten zehn verschiedener Nationalitäten, die industrielle Körperschaft der Gamins von Algier, welche die ersten Sous für die spätere „Fortune" mit „Allumettes, Messieurs" zu erwerben trachten. Ein paar hundert Schritte führten uns aus dem gesellschaftlichen und städtischen Getriebe moderner Cultur in die geräuschlose Einsamkeit morgenländischen Lebens, aus Frankreich nach Afrika; nur die mehr und mehr verhallenden Klänge der Militärmusik begleiteten uns in die dunklen engen Gassen der maurischen Stadt.

Wie ein Gebirgspfad windet sich die Straße nach oben; bald wird sie fast ausschließlich durch schlechte, ungleiche, ausgelaufene Treppen gebildet. Wie ein Spalt zwischen Felsstücken erscheint sie; in der Mitte gehend berührt man mit ausgestreckten Armen oft die Häuser beider Seiten. Die oberen Geschosse sind nach orientalischer Sitte über die unteren vorgebaut und werden von den letzteren aus mit hölzernen Steifen gestützt. Nur ein schmaler Streifen des tiefblauen Himmels mit seinen ruhig und klar blinkenden Sternen trennt die unheimlich dunklen, sich gegen einander neigenden Wände; oft genug zieht sich die freundlich blaue Spalte dort oben ganz zusammen und wie ein schmutziger Schlauch windet nunmehr die Straße sich nicht mehr zwischen den Häusern, sondern auch unter den Häusern fort. Es ist so finster, daß man oft genug unbewußt auf einen schmutzigen Burnus tritt — Decke und Pfühl eines „zu Bett gegangenen" Arabers, wovon man erst Kenntniß erhält, wenn der so unsanft Gestörte seine Glieder unter dem Fußtritt enger zusammenballt. Nur hier und da dämmert, etwa an einer Ecke, eine kleine Oellaterne, trüber und unsicherer als vor römischen Madonnenbildern, oder der zaghafte Schein eines winzigen Lichtstümpfchens wagt sich aus der Höhle eines arabischen „Victualienhändlers" in die Straße.

Schon seit einiger Zeit, indem wir so durch die winkeligen, von keinem Hauch der Seeluft mehr berührten Straßenschluchten drangen, hörten wir durch die lautlose Nacht ein dumpfes aber rhythmisches Geraffel; noch einige Schritte und Neïs stand vor der kleinen Thür eines gewöhnlichen arabischen Hauses still. Wir waren endlich angekommen, das eigenthümliche Geräusch, welches wir vernommen, war hinter dieser Thür. Neïs klopfte, man öffnete, wir traten ein.

Das orientalische Leben, mit seiner durch die Stellung des Weibes bedingten Anschauung zieht sich von

---

* Aus dem Salon.

der Straße zurück und entfaltet die Zeichen der Zweckmäßigkeit, der Originalität und Schönheit seiner Bauweise in dem Mittelpuncte des Hauses: dem Hofe. An seinen Seiten stehen auf den gut gefugten Steinplatten die zierlichen schlanken weißen oder bunten Säulen und tragen auf ihren häufig überaus graziös gezeichneten Verbindungsbögen eine mit dem zweiten Geschoß correspondirende Galerie, welche an den hauptsächlichsten Wohnungsräumen vorüberführt. Diese Galerie trägt wiederum Säulen, welche den weit vorspringenden Dachsims unterstützen. Oft sind diese Höfe mit dem größten Schönheitssinn angelegt und hallen leise von dem erfrischenden sanften Geplätscher eines in sein steinernes Becken niederfallenden Wasserstrahles wieder; immer aber sind es schattige, umfriedete, einsame Orte.

In solch einen Hof traten wir; aber sein gewöhnlicher Charakter der Ruhe und Einsamkeit war wesentlich geändert, und beim ersten Anblick mochte man sich in einem engen, sonderbar bevölkerten, geschlossenen Raume wähnen.

Das nächtliche Dunkel ward nur von einer einzigen mächtig langen, aber dünnen Wachskerze, die in Mitten des Raumes auf einer niedrigen hölzernen Erhöhung stand, bekämpft. Da die matten Strahlen derselben nur bis auf die Gegenstände in ihrer nächsten Nähe reichten, alles Dahinterliegende aber in verwischten unbestimmten Linien und Farben ließen, so hatte das Bild, das sich vor uns entrollen sollte, einen höchst passenden, phantastisch unbestimmten Hintergrund.

Der ganze Raum innerhalb der weiß getünchten Säulen war nicht weiter, als der eines ziemlich großen Zimmers und enthielt kaum 12—15 Schritt im Gevierte.

Der engen Eingangsthür gegenüber, mit dem Gesicht dieser zugewendet, saßen in bekannter orientalischer Weise gegen zehn maurisch gekleidete, turbangeschmückte Männer eng aneinander gedrängt. Jeder von ihnen hielt in der linken Hand ein kleines, aber fest und stark gebautes Tambourin, auf dessen Fell er mit den Fingern der rechten Hand einen langsam cadenzirten Rhythmus klopfte, wobei die Schellen matt rasselten, während sie Alle eine Art monotonen, diesem Rhythmus angeschmiegten, leisen Gesang angestimmt hatten.

Unser Eintreffen unterbrach diese Musik in Nichts; man hatte uns das Stimmen erspart; wir waren en pleine symphonie.

An der Seitenwand, rechts vom Eingange, saß auf einem Teppich mit untergeschlagenen Beinen ein alter weißbärtiger Maure, an den sich zwei Kinder, ein paar liebliche Knabengestalten von etwa vier bis sechs Jahren, schmiegten, die er mit ganz orientalischer Zärtlichkeit in sanftester, würdigster Weise liebkoste.

An den beiden anderen Seiten, bis hinter den Tambourinschlägern, hockte und stand „Publicum“: Knaben, Männer, Araber, Mauren, ja selbst ein dickköpfiger Neger lehnte noch unweit der Thür. Mit diesen Allen hatten wir die Plätze, und zwar sehr ungemüthliche Stehplätze, zu theilen. In den dunklen Schatten der über den Säulen herumlaufenden Galerie zeichneten sich bei schärferem Hinblicken die unsicheren Conturen einzelner, wie Steinbilder ruhig an den Brüstungen stehender und in den Hof hinunterblickender, verschleierter Weiber. In immer tieferes Dunkel gehüllt stiegen die Wände der vier Seiten über ihnen noch weiter bis zu den tiefschwarzen Simsen empor, welche ein regelmäßiges Viereck offen ließen. Ueber diesem offenen Viereck hatte der funkelnde Nachthimmel Afrikas eine weiche, tiefblaue, sternenbesetzte Decke gelegt.

Die Atmosphäre war — durch die große Anzahl von Menschen in dem verhältnißmäßig engen Raume noch gesteigert — sehr drückend und mit jenem eigenthümlichen süßlichen Wohlgeruch durchzogen, dem man auf allen Bazars, in jedem einzelnen Gewölbe, auf allen Stoffen des Morgenlandes begegnet.

Die Musiker inzwischen setzten ihr gleichmäßiges Tambourintrommeln, sowie ihren leisen Gesang, kunstlos, aber dennoch in gemeinschaftlicher Uebereinstimmung fort; nur die beiden Knaben, mit denen der Alte getändelt hatte, zogen sich hinter diesen zurück, kauerten dort nieder und der Alte nahm eine gemessene officiellere Stellung an.

Nach einigen Minuten erhob sich einer von den Musicirenden und verschwand in einem, rechts vom Hofe gelegenen, dunklen Raume, aus dem er bald darauf, bis zu den Hüften entblößt, das Gesicht und den ganzen Kopf unter einer Fluth mähnenartig bis zu den Schultern herunterhängender schwarzer Haare vollständig verborgen und mit nackten Füßen wieder erschien. Er verneigte sich vor dem Alten mit auf der Brust gekreuzten Armen voll Ehrerbietung und dann, uns den Rücken zukehrend, trat er hart vor das kleine Holzbänkchen, auf welchem das Licht brannte.

Der Alte hatte mittlerweile seinen Rosenkranz zwischen die Finger genommen und bewegte die Lippen wie im Gebet.

Das Gerassel der Tambourins ward stärker, der Rhythmus des Gesanges ausgeprägter, die Augen der Musikanten waren auf den Darsteller gerichtet, welcher mit gekreuzten Armen vor dem Bänkchen stand. Einer der Eingeweihten stellte neben das Licht ein irdenes Kohlenbecken, auf das er Räucherwerk legte; der Aïssawa beugte sich über dasselbe und athmete den aufsteigenden Dampf einige Secunden lang durch Mund und Nase ein, dann streckte er sich wieder gerade in die Höhe, schüttelte die schwarze Mähne seines Kopfes und stieß einen dumpfen, heisern Ton aus.

Das war die Ouvertüre, nunmehr begann die wirkliche Vorstellung.

Der Aïssawa hockte plötzlich nieder, öffnete den Schieber eines länglichen Kastens und riß einen

Ballen sich durcheinander ringelnder Schlangen aus demselben heraus, die er grinsend sich vor das Gesicht hielt, hin und her schüttelte, gegen Kopf und Arm schlug und endlich auf die Erde warf. Sie waren ihm augenscheinlich nicht lebhaft genug, denn er reizte sie auf alle mögliche Weise: so rollte er u. A. einige zwischen der flachen Hand und den Steinplatten des Hofes hin und her, bis sie endlich denjenigen Grad von Wuth erreicht hatten, der ihm wünschenswerth erscheinen mochte; nun ergriff er sie wieder und ließ sich von ihnen an den verschiedensten Stellen des Gesichts, an der Nase, den Lippen und den Wangen beißen.

Wie er selber diese widerlichen Thiere gereizt hatte, so schienen ihre Bisse wiederum für ihn eine Anreizung seiner eigenen Leidenschaftlichkeit zu sein, ein ähnliches Erregungsmittel, wie der aufsteigende Dampf aus der Räucherpfanne. Er warf die Schlangen plötzlich wieder in ihren Kasten, öffnete eine kleine Blechbüchse und schüttete aus dieser einen Theil ihres lebenden durcheinanderfahrenden Inhaltes in seine hohle Hand: es waren Scorpione. Nachdem er diese, fast einen noch größern Abscheu als die Schlangen erregenden Thiere ein paar Momente mit grinsender Miene und unheimliches Feuer ausstrahlenden Augen angeblickt hatte, warf er diese entsetzlichen Geschöpfe plötzlich in seinen Mund, zerkaute sie mit knirschenden Zähnen und verschlang sie.

Nunmehr schien er sich auf dem Wege jener „Begeisterung" zu fühlen, wo die inneren Gesichte ihm die Erscheinungen der Außenwelt verdunkelten. Er begann eine Art von Tanz, d. h. seine Füße in einem gewissen Rhythmus bald zu heben, bald zu senken, ohne die Stelle, auf der er stand, zu verlassen; er schien bald zu trippeln, bald zu gehen oder zu laufen, aber, wie gesagt, ohne sich fortzubewegen. Hierbei begann er seinen Oberkörper auf den Hüften erst sanft, dann aber immer rascher und schließlich in unbegreiflicher Geschwindigkeit von vorn nach hinten über zu beugen oder vielmehr herüber und hinüber zu werfen.

Der Rhythmus auf den Tambourins und in dem unheimlichen monotonen Gesang der Musicirenden war diesen Bewegungen analog; es bestand stets eine Wechselwirkung zwischen dieser Musik und dem sich immer leidenschaftlicher bewegenden Aïssawa, sei es, daß er durch den rascher werdenden Rhythmus die Aufforderung zu rascheren Bewegungen erhielt, sei es, daß das Orchester sich wie bei dem rapiden Allegro unserer Balletvirtuosen dem von diesem angegebenen Tempo anschmiegte.

Der Aïssawa hob und senkte seine Füße abwechselnd immerfort. Hie und da stieß er dumpfe, wilde, aus tiefster Brust kommende Töne aus, bald leise murrend, bald zu lautem Drohen anschwellend, wie das hohle Brüllen eines Thieres in der Wüste. Er warf seinen Körper in rasender Geschwindigkeit nach vorn und hinten über und ließ den Kopf als ob sein Hals nur ein geflochtenes Band wäre, auf den Schultern herumrollen, so daß die langen mähnenartigen Haare wie eine wirre Masse herumflogen, jeden Theil des Gesichts verbergend.

Diese ganze Bewegung war entschieden mehr als eine bloße Kraft- und Geschicklichkeits-Aeußerung des Körpers, wie wir sie bei unseren Akrobaten, Jongleuren, oder wie sich dergleichen Künstler bei uns nennen, finden. Der Mann vor uns, welcher schweißbedeckt mit den Gliedern seines Körpers seit nunmehr einer Viertelstunde Linien durch die Luft beschrieb, wie sie sonst nur unorganische Gebilde darzustellen im Stande sind, befand sich offenbar in einem von körperlichen Einflüssen mehr oder minder unabhängigen ekstatischen Zustande, in einem Rausche, welcher ihm scheinbar übermenschliche Anstrengungen möglich machte, wie dies ja häufig bei Zuständen der Begeisterung und Verzückung wahrgenommen wird. Hinter der äußern Technik der Bewegungen seines Tanzes lag offenbar ein geistiger Kern seiner Kunstleistung, welcher theils ihm den höheren Schwung bei seiner Darstellung verlieh, theils den Zuschauern den bedeutungsvollern Inhalt des Genusses gewähren sollte. Für uns Nichteingeweihte lag der erkennbarste Ausdruck desselben in den tiefen rauhen Brülltönen, die mit größerer oder geringerer Stärke, immer aber durchaus wild und nicht menschlich klingend, seiner Brust während des Tanzes entstiegen und nicht weniger unheimlich klangen, als das Brüllen des Löwen, wenn er, von dem Gebirge herniedersteigend, sich den Zelten der ruhenden Caravane nähert.

Endlich brach er zusammen. Sein Körper war in Schweiß gebadet, seine Augen ruhten geschlossen, vor dem Munde stand Schaum, ein schmerzliches Stöhnen entrang sich seiner Brust, seine Glieder zogen sich in Krämpfen zusammen. Drei oder vier seiner Gefährten warfen sich auf ihn, ergriffen seine Hände und Füße, drückten sie fest auf den Boden, ja der Eine preßte seine Kniee auf die sich bäumende Brust des Aïssawa; mit einem Worte: man verrichtete alle jene rohen Handleistungen, welche man auch wohl bei uns vom niedern Volk den in Krämpfen liegenden Personen appliciren sieht.

Nachdem er sich etwas beruhigt hatte, hüllte man ihn vollständig in eine große wollene Decke und trug ihn durch die kleine, in der rechten Ecke des Hofes befindliche Thür weg.

Während wir noch kopfschüttelnd, mehr mit Blicken als Worten, unser Erstaunen über dieses wilde Schauspiel uns mitzutheilen suchten, hatte bereits ein neuer Eingeweihter die Stelle des ersten eingenommen.

Dieser war ein kleiner trockener Kerl von oranischem Typus, dessen einzige Bekleidung in dem faltenreichen Beinkleid bestand, das seinen bronzefarbigen Körper von den Hüften bis zu den Knieen bedeckte.

(Schluß folgt.)

Feuilleton.

Festgruß zum deutschen Bundesschießen in Wien.

Sie fügten ihre Hände in Eins und gingen dann
In einen weiten Palast, der war gar wohlgethan,
Vor dem die Donau unten die Flut vorüber goß,
Da saßen sie im Freien und hatten Kurzweil groß.
Aus dem Nibelungenlied.

Sie hat den Festschmuck angethan die Kränze grüner Reiser,
Verjüngt vom Lenzhauch neuer Zeit, die alte Stadt der Kaiser,
Von ihrer Mauerkrone weh'n die Blumen und die Bänder,
Den Leib umfließt in Faltenpracht das reichste der Gewänder.

Sie schwingt das alte Banner hoch in makelloser Reinheit,
Das alte Schwarz-Roth-Gold ist's noch, der Hort der Volkseinheit;
Das rauscht ein froh' Willkommen zu den Gästen, die da kommen,
Vieltausendstimmig ruft es nach in Sang und Klang: Willkommen!

Willkommen, Schützenbrüder all' aus Süden und aus Norden,
Die ihr am Rhein, am Neckar wohnt, die an des Ostmeers Borden,
Die ihr das Tiefland habt durchwallt, die Alpen überklommen,
Ihr Söhne deutscher Gauen all', willkommen gottwillkommen!

Ob unter euch viel Meilen weit der Schienenstrang geklungen
Und über mancher Grenze Pfahl sich euer Zug geschwungen,
Ihr seyd doch in der Heimath noch, im Väterhaus geblieben,
Wo Einer Mutter Kinder Eins im Hoffen, Dulden, Lieben.

Denn Heimathgrund ist's, d'rauf ihr wallt und deutsche Eichen hallen
Im Schützenhain vom Nachklang bald, wenn eure Büchsen knallen;
Deutsch ist der Strom, er brauste schon durch's Lied der Nibelungen
Und hat des Rothbarts Kreuzheer schon in frommen Traum gesungen.

Zieht durch den Markt, ihr fühlt euch noch in eures Volkes Mitte,
Und tretet in ein Haus, euch grüßt der eig'nen Heimath Sitte;
Das Wort, dem uns're Jugend lauscht, ist eurer Weisen Lehre,
Das Lied, das unser Herz berauscht, des deutschen Stammes Ehre.

Es grüßt manch' Standbild deutschen Sinn's euch rings in Stein und Erzen,
Hier winkt Eugen, das wälsche Blut und deutscheste der Herzen,
Die beiden Karle, dort und hier, die deutsche Schlachten schlugen,
Und Fürsten dieses Lands, die einst die Krone Deutschlands trugen.

Hier Joseph, den kein Herz vergißt, ein Märtyrer und Weiser,
Dort, den ein dunkler Flor umschließt, der Deutschen letzter Kaiser,
Und schon zum Ehrenmale wird das Fundament geschichtet
Dem Sänger, der das hohe Lied vom Schützen Tell gedichtet.

Aus theuren Gräbern rauscht empor ein Gruß von deutschen Klängen,
Beethoven's, Mozart's, Schubert's Geist erfleht in Zaubersängen,
Zieht durch den Festsaal, durch den Wald, vom Wohllautsflug getragen,
Wie durch den Dom, den deutsche Kunst hier ließ zu Sternen ragen.

Wenn Heimathslaute traut an's Ohr in Gruß und Sang euch gleiten,
Ihr fühlt's, wie deutsch dies Land und Volk, kerndeutsch seit Urweltzeiten;
Deutsch ist sein Blut, deutsch ist sein Herz, und deutsch sein Sinn und Treiben,
Deutsch sind wir noch und wollen deutsch trotz dem und dem auch bleiben!

Frisch braust der Geist, frisch stürzt das Wort, gleich unsern Alpenbächen,
Fromm sind, ja waren wir noch mehr, ihr hörtet davon sprechen,
Daß fröhlich wir, wer wüßt' es nicht, manch Büchlein ließ' sich schreiben,
Frei wurden wir und wollen frei trotz dem und dem auch bleiben!

O daß der Freiheit Geist in Eins, was Eins sein will, auch kitte!
Treu hüten wir das Vätergold, die deutsche Art und Sitte,
Das Band, das solch ein Geist uns wand, kein Eisen kann's zerhauen,
Den Pfad, den sich die Liebe bahnt, kein Markstein ihn verbauen.

Zwar fällt ein bitt'rer Tropfen heut' ins Glas — doch er auch fromme!
Wer dächte nicht: was war und ist, wer sänne nicht: was komme?
Wir tragen's, wie's dem Manne ziemt, erwarten's ohne Klage,
Wir lernen schönen Schützentrost dafür vom Schützentage;

Ein festes Ziel, das unverwandt vor unsern Augen rage,
Gesundes Herz, das voll und stark, nicht ungeduldig schlage,
Ein scharfer Blick, der kühn und klar in weite Fernen rücke,
Und ruh'ge Hand, die nicht verirrt vom ernsten Tagwerk zücke.

D'rauf stoßet an, d'rauf schlaget ein! es gilt erneutem Bunde;
Der Becherschall wird Glockenhall in solcher Weihestunde,
Wenn treue deutsche Männer steh'n auf treuer deutscher Erde
Des einen Hochgedankens voll, dem die Erfüllung werde!

„Dem deutschen Volke Ruhm und Heil!" Aus euren Feuerrohren
Dies Wort mein' ich im Donnerspruch als Festchoral zu hören,
O laßt sein weckend Echo nach von Herz zu Herzen zittern,
Wie im Gebirg von Berg zu Berg ein läuterndes Gewittern!

Wien, 26. Juli 1868.

Anastasius Grün. (Minister Fürst v. Auersperg.)

---

* Druckfehler kommen überall vor, so auch in der „Frankfurter Ztg.," wo wir diese Woche lasen, daß die Ludwigshafener Versicherungsgesellschaft nach Nürnberg übergesiedelt ist. — Das ist beinahe noch schlimmer als: „Die Damen dufteten wie Matrosen" statt: „wie Mairosen."

* Ode an den Sommer.

Hitze,
Schwitze!

* Denjenigen französischen Soldaten, welche sich durch Trunksucht auszeichneten, ist das Säbeltragen außer Dienst verboten. — Es ist schon genug, wenn ein Soldat selbst seinen Hieb hat, es brauchen nicht auch noch andere Leute einen solchen zu bekommen.

* Bei dieser Hitze hat sich die Milch mancher sanften Hausfrau in gährendes Drachengift verwandelt.

* (Angenehme Tischunterhaltung.) „Höre Papa, das war schon heute Morgen: Da kam der Herr Doktor und da erzählte ihm die Mama, Du seist fortgefahren und kämst erst heute Abend wieder, und da sagte er, die Lippen der Mama wären wie Honig und er wünschte eine Biene zu sein und darauf küßte er sie herzhaft. Sie gaben mir dann eine Düte voll Bonbons und meinten, ich sollte doch Niemand etwas davon sagen; da Du aber so bekannt mit der Mama bist, so will ich's auch nur Dir verrathen."

Auflösung des Räthsels in Nr. 30:
Thor.

Redaktion, Druck und Verlag von Ph. Rohr in Kaiserslautern.

Pfälzisches Sonntags-Blatt.

Belletristisches Beiblatt der „Pfälzischen Volkszeitung."

Nr. 33. Sonntag, den 16. August. 1868.

Schweizer Bilder.

I.

* **Gersau**, am Vierwaldstätter See. Nach mancherlei Kreuz- und Querzügen, auch einigen Irrfahrten liegt Ihr Berichterstatter hier vor Anker, um sich nach so vielen beschwerlichen Touren einmal gründlich zu restauriren. — Die Schweiz ist groß, wenn auch nicht an Quadratmeilen, groß aber in ihrer Natur, ein wahrer Wundergarten Gottes. Wer die Schweiz zum ersten Male besucht und es ist ihm nicht alles Gefühl abhanden gekommen, der muß in anbetender Bewunderung seinen Empfindungen Ausdruck geben. Ich enthalte mich heute einer größeren Darstellung, verspare dieselbe in ausführlicher Form auf später, und will nur versuchen, eine kleinere Zeichnung Ihrem Blatte einzuverleiben. Da es für manche Ihrer Leser vielleicht von Interesse ist, über eine „Rigi-Fahrt" und einen Aufenthalt auf dem Berge einige Details zu vernehmen, so gestatten Sie mir eine kurze Darstellung der betr. Situation. Es werden gewöhnlich zwei Hauptwege auf den Rigi als die maßgebenden betrachtet, der eine von dem Städtchen Zug aus, auf dem Dampfschiffe über den gleichnamigen See und den Dörfern Arth oder Goldau, der andere über Luzern, den Vierwaldstätter See und Gersau, ein Dorf am Fuße des Rigi. In Arth gelandet spreizt der „schwarze Adler", dicht am See, seine Fittige nach jedem Reisenden aus, ich zog mich nach kurzem Aufenthalt aus dieser Umarmung zurück und verfügte mich ein paar hundert Schritte weiter ins Dorf, woselbst ich im „Hotel du Rigi" die freundlichste und billigste Aufnahme fand. Der Weg von Arth auf den Rigi ist besonders im Anfange entsetzlich steil und höchst mühselig und kann weder von Pferden, noch viel weniger mit Wagen oder Tragsesseln benutzt werden, von Goldau aus, einem Dorfe eine halbe Stunde von Arth entfernt, geht es besser, bequemer bis zum Klösterli. Das nächste Ziel auf diesem Wege ist Rigi-Kulm, von wo aus man allerdings die größte Fernsicht hat. Will man vor dem Besuche auf „Rigi-Scheideck" noch „Rigi-Kaltbad" kennen lernen, so thut man wohl daran, obgleich es nicht sein muß. Es besteht daselbst ein übernobles Hotel, man speist vielfach in „Glace-Handschuhen" und bringt die größte Unnatur in die großartigste Umgebung und konnte es mir darum nicht behagen, ich fand, daß diese „vornehmen Abgeschmacktheiten" mir den Genuß an den Wunderherrlichkeiten des vor mir aufgeschlagenen Buches der Natur verdarben und setzte darum alsbald meinen Alpenstock wieder in Bewegung über „Rigi-Staffel" auf „Rigi-Scheideck". Dieses Letztere ist ein prächtiges Hotel, mit schöner bürgerlicher Einrichtung, wohlthuender freundlicher Bedienung und die Gäste untereinander in gemüthlichen höchst ansprechenden Umgangsformen. „Rigi-Scheideck" ist „Molken- und Milchkurort," die Hauptsache aber sind neben einigen „Mineralwasserkuren" die Luftbäder und darum für angegriffene oder geschwächte Lungen, für Bleichsüchtige rc. nicht genug zu empfehlen. Ein Aufenthalt daselbst von einigen Wochen bringt eine großartige Umgestaltung des Leidenden hervor, der ganze Mensch fühlt sich gehobener, kräftiger, energischer, so aller anklebende Städterauch und sonstiges Ungemach verschwinden, die Muskeln werden elastischer, das Athmen tiefer, alles Denken und Empfinden nimmt Charakter an und erzeugt ein Selbstbewußtsein des Menschen, welches ihn vor keinem Hinderniß zurückschrecken läßt. Daß zu Allem dem die vortreffliche Bewirthung des Herrn Jos. Müller ihr redlich Antheil beiträgt, wer wollte dieses verkennen? Genannter Herr ist zugleich Besitzer des „Hotels und Pension Müller" in Gersau und empfehle ich allen Rigi-Reisenden dessen beiden Etablissements auf's allerbeste. In dem Hotel in Gersau findet man ebenfalls die belebteste bunteste Gesellschaft, alle Nationen geben sich daselbst Rendez vous und ist durch das ewige hin und her der Dampfschiffe auf dem Vierwaldstätter-See für permanentes Gehen und Kommen auf's Beste gesorgt; ankommende und abgehende Rigi-Karawanen tragen zu dem bunten Kaleidoskop redlich das ihrige bei und erhöhen den Reiz des hiesigen Lebens und der lebenserfrischenden „Luftkneipereien". Alle Verhältnisse in den Hotels des Herrn Müller sind auf's sorgfältigste geregelt und wird man staunen, daß man in Pension täglich für 4 Frc. Morgens ein reichliches feines Frühstück, Mittags und Abends aber vortreffliche table d'hote hat, die Preise der Zimmer richten sich nach Lage, die Preise der Getränke nach der Karte. Man findet im Hause zur Erleichterung des Verkehrs das Telegraphenbureau; außer diesem aber auch noch zur Annehmlichkeit Bäder, Billard, Spielzimmer für Herren, einen Damen- und einen Musiksalon. Die Bedienung ist die freundlichste und zuvorkommendste, die man finden kann und fühlt man sich sofort heimisch unter dem sicheren ruhigen Walten des vortrefflichen Wirthes und seiner ehrenwerthen Leute. Soll ich zum Schlusse noch des herrlichen welthistorischen See's mit seiner wundervollen Umgebung Erwähnung thun, so wird es für

heute genug sein und empfehle nur nochmals dringend allen Rigi-Reisenden den Weg über Basel — Olten — Luzern und Gersau.

Die Erziehung Kaspar Hausers.

Der „Fſtr. Ztg." schreibt man: Die in Nr. 198 u. ff. enthaltenen Artikel „Kaspar Hausers", welche wohl geeignet sind, ein großes Interesse von neuem für diese räthselhafte Erscheinung zu erwecken, enthalten eine Bemerkung, welche sich auf die dem Kaspar Hauser zu Theil gewordene Erziehung bezieht, jedoch der Berichtigung bedarf.

Der Unterzeichnete, auf Veranlassung des verstorbenen Präsidenten von Feuerbach in Ansbach gerichtlich als Vormund bestellt, machte es sich zur Pflicht, alle, die Erziehung des wunderbaren, außerordentlichen Menschen betreffenden Maßnahmen mit dem damals quiescirten Professor G. Fr. Daumer, welcher aus den Händen der Polizei denselben zuerst etwa ein Jahr lang in Verpflegung genommen hatte, sodann mit dem als Philologen und Pädagogen gleich verehrungswürdigen, damaligen Gymnasial-Rektor erst kürzlich in Tübingen verstorbenen Prälaten Dr. Roth zu berathen, und von allen hierauf bezüglichen Umständen den Präsidenten von Feuerbach theils mündlich theils schriftlich in Kenntniß zu setzen. Zu diesen Maßnahmen gehörte namentlich der Umstand, daß man Hausern, nachdem er in der deutschen Sprache so weit befördert war wie ein Knabe bevor er die lateinische Schule betritt, auch Unterricht im Lateinischen ertheilen ließ, jedoch nicht, weil man „die natürlichen Anlagen und Fähigkeiten des Unglücklichen anfangs für so groß hielt", sondern als normales Bildungsmittel. Man mag nun eine Ansicht über dieses normale Bildungsmittel haben, welche man will, so wird man denn doch unter allen Umständen eine Erziehung, welche sich auch dessen bedient, nicht als eine „verkehrte" bezeichnen wollen. Präsident von Feuerbach hat dieses in seiner ersten über Hauser erschienenen Schrift gethan, was den Unterzeichneten allerdings in das höchste Erstaunen setzen mußte, da derselbe sich gegen ihn weder im Briefwechsel, noch auch mündlich mißbilligend hierüber ausgesprochen hat.

Wenn nun der Verfasser jener Artikel diese Erziehung eine „wesentlich verkehrte" nennt, „ganz geeignet, den Charakter des jungen Menschen, der sich nun bilden sollte, auf Irrwege zu leiten, und dies um so mehr, je größer man die natürlichen Anlagen und Fähigkeiten Anfangs hielt und je geringer sie sich später in Wirklichkeit erwiesen und sagt: „Unter diesen Verhältnissen entwickelte er namentlich Züge von Eitelkeit und Unwahrheit" — so muß gegen diese unmotivirten Unterstellungen im Namen Aller, welche, so lange Hauser in Nürnberg war, zur Erziehung desselben in irgend welcher Beziehung standen, auf vollkommen begründete Weise protestirt werden.

Sollte sich aber dieses harte Urtheil etwa auf den Umstand beziehen, daß Hauser Religionsunterricht von einem von ganzem Herzen frommen, gläubigen Geistlichen, Pfarrer Hering, einem Manne ohne die mindeste Härte oder sonst den Gläubigen zugeschriebene Strenge der Parteirichtung empfing, so findet sich keine Veranlassung, hierauf etwas zu erwiedern und soll nur auch hier Protestation dagegen eingelegt werden, daß dieser Unterricht irgend geeignet gewesen wäre, die von Natur mehr oder weniger jedem Menschen angeborene Eitelkeit und Unwahrheit zu unterstützen, wobei doch die Bemerkung nicht unterlassen werden kann, daß des Unterzeichneten hauptsächlichste Aufmerksammkeit gerade auf Bekämpfung dieser Untugenden gerichtet war, welche durch einen vom ersten Anfange an, Jahre lang fortdauernden und nicht zu bewältigenden Sturm neugieriger Menschen von nahe und fern groß gezogen wurden; indem hierdurch in dem Unglücklichen nothwendig das Bewußtsein seiner Merkwürdigkeit und des durch ihn angeregten großen Interesses erzeugt und erhalten werden mußte.

Von „zahllosen Zeitungsartikeln und Broschüren in jener Zeit", welche „umfassende Mittheilungen" über diese „wesentliche Verkehrtheit der Erziehung" gebracht haben sollten, ist dem Unterzeichneten nichts bekannt geworden, wie denn auch nach demselben zu Ohren gekommenen unverwerflichen Zeugnissen zu jener ganzen Zeit, da Hauser sich in Nürnberg befand und als „das Kind der Stadt" unausgesetzt der Gegenstand der Aufmerksamkeit aller Gebildeten war, die Erziehungsmethode nach Entlassung desselben aus den Händen der Polizei als die vollkommen richtige und geeignete anerkannt wurde.

(gez.) Frhr. v. Tucher,
Ober-Appellations-Gerichtsrath.

Der „Frankfurter Ztg." wird aus der Pfalz vom 10. August geschrieben:

Der mit Recht geschätzte Gelehrte Herr Professor Georg Neumayer, welcher sich seit längerer Zeit in seiner pfälzischen Heimath aufhält, wird wahrscheinlich neuerdings nach Australien gehen und dort eine Reise vom Osten quer durch den Erdtheil nach dem Westen unternehmen, wie sie bisher noch Keinem gelungen, ja noch von Keinem versucht worden ist. Neumayer hatte den Aufenthalt im Vaterlande zunächst zur Verarbeitung eines Theils seiner in Australien gesammelten Materialien benützt. Die Frucht davon war ein vor mehreren Monaten veröffentlichtes, von den Leuten des Faches als wissenschaftlich sehr wichtig bezeichnetes Werk: Discussion of the Meteorological and Magnetical Observations made at the Flagstaff Odservatory, Melbourne, During the years 1858—63, by George Neumayer, ph. Dr., late Director of the Flagstaff Observatori. Der nunmehr projectirte Zug zur Erforschung des innern Australien ist mit möglichst um-

fassender Voraussicht und in großartiger Weise entworfen. Da sich die hervorragendsten wissenschaftlichen Notabilitäten sowohl in London als in Melbourne entschieden dafür erklären, so steht zu hoffen, daß durch Zusammenwirken der britischen Regierung und der verschiedenen australischen Colonien die allerdings bedeutenden — zu 22,000 Pfd. Sterl. veranschlagten — Kosten werden gedeckt werden. Die zu durchwandernde Strecke beträgt nicht weniger als 2650 engl. Meilen. Die Zeitdauer der Expedition (in Australien selbst) ist zu $3^1/_2$ Jahre veranschlagt. Das Personal soll aus 25 Männern bestehen: jeder besonders wichtige Zweig der Naturwissenschaft soll dabei einen oder zwei tüchtige Vertreter haben. Sodann würden 50 Pferde und 8—10 Kameele zum Transporte verwendet. Je nach einem Marsche von 200 Meilen würde ein Depot gebildet, von welchem aus das Land auf etwa 30 Meilen in der Runde genau untersucht würde. — Bei der ungemeinen Wichtigkeit, welche Australien jeden Tag mehr erlangt, ist die Bedeutung einer solchen Expedition einleuchtend. In diesem Erdtheile entwickelt sich gleichsam eine Neueste Welt. Die zur Zeit dort bestehenden sieben Colonien sind im Grunde ebenso viel rasch aufblühende selbstständige Freistaaten. Dabei erfreut sich dieser Erdtheil, im Gegentheile zu vielen Ländern Amerika's des großen Vortheils, frei zu sein von allen jenen Mißständen, welche eine spanische oder portugiesische Herrschaft während Jahrhunderten dort geschaffen hat und welche, nachdem diese pfäffische Fremdherrschaft schon so lange gebrochen, gleichwohl noch immer fortdauern und fast wie unaustilgbar erscheinen.

Die Hitze in New-York stellt denn doch unsere europäische Temperatur, die uns im gegenwärtigen Sommer nicht verwöhnt hat, noch gewaltig in Schatten. Der „Courier des Etats Unis" entwirft folgende Schilderung: „Man muß bis zu dem Feuer- und Schwefelregen, welcher Sodom zerstörte, zurückgehen, um ein Beispiel einer so glühenden Temperatur zu finden, wie die ist, welche die unglücklichen Bewohner von New-York jetzt verkohlt. Es ist sogar gewiß, daß die Hitze stärker ist, als sie in Sodom war, denn Lots Frau wurde in Salz verwandelt und zerschmolz nicht; jetzt würde nach Verlauf von zwei Sekunden keine Spur von ihr übrig bleiben, die Sonne würde sie sieden. Die Thermometer sind nie einer ähnlichen Probe unterworfen gewesen; auch faßt die Mehrzahl derselben den Entschluß, zu zerspringen, und die anderen verirren sich; wir haben daher nicht einmal den Trost, genau zu wissen, bei wie viel Grad wir geröstet werden. An einem einzigen Tage sind mehr als hundert Pferde todt niedergestürzt. Die Menschen werden ebensowenig verschont; gegen dreißig wurden an demselben Tage von dem Sonnenstich getroffen und davon starben sechs auf dem Platze. Die Temperatur in der Nacht ist fast ebenso unerträglich, wie am Tage, und man erzählt von zwei Personen, Bernard Coopes und John Murphy, von denen der eine um Mitternacht, der andere eine halbe Stunde später vor Hitze starb. Gestern starben von 1 Uhr Morgens bis 6 Uhr Abends 26 Personen vor Hitze. Aus Brooklyn werden für dieselbe Periode nur 4 Todesfälle gemeldet. Wahrscheinlich wurden dabei mehrere vergessen.

Vom deutschen Bundesschießen.

Unter der Fluth von poetischen Spenden, mit welchen das dritte Bundesschießen in Wien bedacht worden, heben sich neben Anastasius Grün's schwungvollem Festgruß, den wir seiner Zeit im Auszuge mittheilten, die kernigen Verse des verdienstvollen Dichters L u d w i g A u g u s t F r a n k l hervor, mit denen wir unsere Mittheilungen über das erwähnte Fest abschließen:

Im grauen Hut und Loden
Gegrüßt auf Oestreichs Boden
Ihr Schützen allesammt:
Von Lerchen in dem Schilde,
Von Reben im Gefilde,
Von Herzen, treuentflammt.

Rings Blumen, Fahnen, Reiser,
Die Stadt der deutschen Kaiser,
Wie prangt sie schön geschmückt!
Noch nicht vernarbt die Schmerzen,
Doch heute sind die Herzen
Vom Gegengruß beglückt.

In freier Lüfte Strome
Steht auf dem Stephansdome
Ein Glänzen wunderbar!
Noch ruht auf seinem Haupte
Der fast entfloh'n geglaubte,
Der muth'ge Doppelaar.

Der Thurm, bei Liederschallen
Läßt schwarz-roth-golden wallen
Das Banner hoch empor.
Ist einer, der im Reiche,
Dem Fahnenjunker gleiche?
Wie ragt er stolz hervor.

Die Reichskleinode haben
Wir auch noch nicht begraben
Im blauen Strom, als Hort;
Die an dem Strande wohnen,
Die deutschen Millionen,
Sie sterben nicht sofort.

Was Süden und was Norden!
Einmal schon Eins geworden,
Wir werden's wieder sein!
Kann's nicht der Geist vollenden,
Schnallt Schwerter um die Lenden,
Gott wird uns Helfer sein!

Die Freiheit gut zu stützen,
Hat er den besten Schützen
Gesendet einst den Tell!
Der that nicht Zeit verlieren
Mit Singen, Raisoniren,
Ein muthiger Gesell.

Wir sind getrennte Pfeile,
Verbunden doch zum Keile
Bricht Niemand uns entzwei.
Wir wollen wieder werden,
Ein einig Volk auf Erden
Ein einig Volk und frei!

Feuilleton.

† Lüttich. Ein höchst possirlicher Vorfall hat sich neulich in einer unserer Straßen begeben, welche sich durch eine sehr große Anzahl daselbst wohnender unverheiratheter Damen auszeichnet. — In einem Magazin dieser Straße hatte man ein Mädchen als Magd gemiethet, welches sehr schönes Haar, aber etwas chevalereske Manieren hatte. Diese Dienstmagd kam ihren Pflichten mit großer Treue und Sorgfalt nach, während sie zugleich in ihrer Kleidung und im Benehmen gegen ihre Herrschaft außerordentlich sauber und aufmerksam war. Deßhalb wurde sie auch gern gesehen und war sehr geachtet. Vor einigen Tagen aber besetzte die Gendarmerie das Haus, in welchem das Mädchen diente, und verkündete, daß sie besagtes Mädchen verhaften müßte, weil es sich dem Militärdienste entzogen habe. Man kann sich denken, in welches Staunen alle Bewohner des Hauses versetzt wurden! Sie war auf ihrer Kammer und die Hinaufgehenden trafen sie an, wie sie gerade damit beschäftigt war, eine herrliche Perrücke auf den Kopf zu setzen und ihren durchaus männlichen Köper mit weiblichen Unterröcken zu umgeben. Allerdings war diese Magd ein hübscher junger Mann, der, um nicht Soldat zu werden, sich mit weiblichen Kleidern geschmückt und als Mädchen für Alles vermiethet hatte. Die Gendarmen kümmerten sich um die Verkleidung nicht und nahmen den Soldaten mit sich. Jedenfalls hatte der Jüngling schon einen amusanten Feldzug mitgemacht, und Entsetzen herrscht in der guten Stadt Lüttich, die sich durch Züchtigkeit und Jesuiten auszeichnet, ob der Unsicherheit der Hausfrauen, wie viel andere Dienstmädchen vielleicht auch noch Militärflüchtlinge sein mögen.

* (Seltsame Argumentation.) Ein junger amerikanischer Arzt — erzählt der „Courier des Etats Unis" — entführte eine seine Patientinnen, ein kaum 17jähriges Mädchen, und heirathete sie. Die Eltern des Mädchens klagten ihn der Trigamie an, wogegen er sich folgendermaßen vertheidigte: „Ich habe mich drei Mal verehelicht. Meine erste Verheirathung war rechtsgültig, meine zweite aber null und nichtig, da im Momente ihrer Vollziehung meine erste Frau noch lebte. Die dritte Verheirathung ist aber vollkommen legal, da die erste Frau gestorben ist und die zweite nicht in Anschlag gebracht werden kann." Der Gerichtshof von Chicago hatte gegen dieses Plaidoyer nichts einzuwenden.

* Ein Dummkopf wollte einen Mann von Geist wegen der Größe seiner Ohren chicaniren. „Ich bekenne", antwortete dieser, „daß meine Ohren für einen Mann freilich zu groß sind, aber Ihr werdet doch wohl zugeben, daß die Eurigen für einen Esel zu klein gerathen sind."

* Ein Bauer fuhr in die Stadt und sah über einer Apotheke einen gemalten Elephanten und darunter mit goldenen Buchstaben die Worte: Elephanten-Apotheke. — Nu, das ist zu arg, murmelte er vor sich hin, wir in unserm Dorfe haben gar keine Apotheke und da in der Stadt haben sie gar eine für Elephanten.

* „Ich komme, so bald ich kann," versprach eine junge Schöne ihrer Freundin. „Ach," entgegnete diese, „bitte, komme doch ein wenig früher, als Du kannst."

* Eine in Leipzig erscheinende Zeitschrift enthielt kürzlich wörtlich folgende Todesanzeige:

„Des Todes Engel traf heute früh 1 Uhr mit seinem gift'gen Pfeile mein theures Weib durch's Herz, nachdem er seit 4 Monaten vergeblich nach ihr gezielt hatte. Acht Kinder und 16 Enkel beweinen mit mir ihren Tod.

C. G. Jühling."

* Aus New-York, 25. Juli, wird berichtet: Vor wenigen Tagen bemächtigte sich in Indiana eine Räuberbande einer Lokomotive nebst Waggon und dampfte davon. Als sie jedoch später den Waggon öffnen wollten, fanden sich mehrere Eisenbahnbeamte in demselben vor, welche auf die Räuber feuerten und sie in die Flucht trieben. Drei von ihnen wurden jedoch wieder eingefangen. Nachdem dies bekannt geworden war, hielt ein großer Volkshaufe den Zug auf, nahm den Eisenbahnbeamten die drei Räuber weg und hängte sie an einem Baume auf.

* (Von einem inländischen Ochsen.) An ein Stück Sohlenleder, das auf einer Ausstellung von Gewerbs-Erzeugnissen in Stuttgart zu sehen war, hatte der ehrliche Gerber, von dem es herrührte, einen Zettel geheftet, mit den Worten: „Dieses Leder ist von einem inländischen Ochsen verfertigt."

* An Sie.

Ich geh' hinaus in's frische Grün,
Wo tausend schöne Blumen blühn;
Da stehn sie lieblich, groß und klein,
Doch seh ich nur Dein Bild allein!
Und wenn am Himmel mild die Nacht
Heranzieht mit der Sterne Pracht,
Dann seh ich in dem hellen Schein
Dein liebes Bildniß nur allein!

Räthsel.

Besitzest Du mich, vergißt Du mich;
Doch flieh ich Dich, so suchst Du mich;
Denn welches Glück Du auch erreichst,
Weich' ich zurück, so ist's verbleicht.
D'rum bist Du klug, ist's Dir genug,
Will ich allein Dir günstig sein.

Auflösung der Scherz-Rechnen-Aufgabe in Nr. 32.

Am neunten Tage.

Auflösung des Silben-Räthsels in Nr. 32.

Putzpulver.

Redaktion, Druck und Verlag von Ph. Rohr in Kaiserslautern.

Pfälzisches Sonntags-Blatt.

Belletristisches Beiblatt der „Pfälzischen Volkszeitung."

Nr. 34. Sonntag, den 23. August. 1868.

Liebe, Sehnsucht, Hoffnung.

Lieb' hat eine treue Schwester:
Sehnsucht, die in Träumen sinnt;
Lieb' hat eine schöne Tochter:
Hoffnung, ein verklärtes Kind.

Hat am Hals der treuen Schwester
Sich die Liebe ausgeweint,
Kommt die Hoffnung mit dem Troste,
Der die Thräne mild bescheint.

Meiner Liebe ist gestorben
Hoffnung, ihr alleinzig Kind,
Und die Schwestern alle beide
Weinen, weinen sich noch blind!

Der Börsianer und die Tänzerin.

Eine wahre Geschichte aus der jüngsten Zeit.

Herr v. Pinpitzer, der einige Jahre glücklich auf „Steigen und Fallen" spekulirt hatte, ging mißmuthig in seinem Salon auf und ab, als pötzlich die Thüre aufgerissen wurde und eine junge hübsche Dame zu ihm hüpfte.

Es war Fräulein Bianka, Tänzerin des Theaters an der Wien.

„A — da sind Sie ja!" rief sie lustig, „Ihr Glück, daß ich Sie zu Hause finde, Sie Ungeheuer! Nun, wie ist's, haben wir gut geschlafen nach der gestrigen Soirée?" — „Nicht so gut, wie der Dragoner, der Ihnen gestern den Hof machte," antwortete Herr v. Pinpitzer düster.

„Lächerlich! Ein Mann wie Sie, mit einem Soldaten zu eifern, und noch dazu mit einem Dragoner-Lieutenant! Ich habe ihn angehört, weil ich für Ihr Leben zitterte, Undankbarer. Er hat Sie auf Pistole fordern wollen, — und ich kenne seine Pistole — Sie wären ein verlorener Mann gewesen, wenn ich nicht intervenirt hätte!" — „Also, nur aus Liebe zu mir —"

„Können Sie noch zweifeln, Jakob!" antwortete die Tänzerin, indem sie einen tragischen Seufzer in das Ohr ihres Verehrers pfiff. „Aber dennoch werden uns die Verhältnisse scheiben. Mein Schicksal ruft mich in die Leopoldstadt hinüber — man hat mir dort ein glänzendes Engagement für die erste Quadrille angetragen." — „Ich gratulire!"

„Sie gratuliren mir zu einem Engagement ins Karlstheater? Ha Barbar, Du hast mich nie geliebt!" — „Freilich — wenn ich bedenke — die Börsianer — sie haben eine besondere Vorliebe für die Quadrille —"

„Nun ob! besonders Einer, so ein großer Blondin, der eine ganze Million goldner geharnischter Männer kommandirt." — „Teufel, das ist gefährlich!"

„Also retten Sie mich, Jakob! Kaufen Sie mir ein Haus, wenn es auch nur in der Vorstadt ist, damit ich ein häusliches, gemüthliches Leben führen kann, ohne Quadrille." — „So? Ein Haus?"

„Im goldenen Lamm wohnt ein Russe, ein Wort von mir und er kauft mir das ganze Bürgerspital, aber ich gebe Ihnen den Vorzug, damit Sie sehen, wie theuer Sie mir sind." — „Sehr schmeichelhaft für mich. Aber wenn Sie ein Haus von mir verlangen —"

„Nun?" — „Müssen Sie so lange warten, bis —"

„Nun — bis?" — „Bis ich so dumm wie der Russe werde."

„Schämen Sie sich, Schmutzian! O, Jakob, Jakob — das hätte ich nie von Ihnen geglaubt!" — „Schmollen Sie nicht, schöne Bianca, und lassen Sie uns Frieden schließen bei einem bescheidenen Diner, zu dem Sie höflichst eingeladen sind."

Während dessen war die Wirthschafterin des Börsianers in den Salon getreten und deckte mit ruhiger Geschäftigkeit den Tisch, ohne von der Tänzerin die geringste Notiz zu nehmen.

Desto mehr Notiz nahm diese von ihr und befahl, indem sie dieselbe vom Kopf bis zur Ferse fixirte: „Nur zwei Gedecke, Mamsell!"

„Nein, drei Gedecke!" ergänzte Herr von Pinpitzer. „Meine Wirthschafterin ißt mit uns."

Die Wirthschafterin nickte mit dem Kopfe, als ob sich das von selbst verstände, — und gleich darauf nahm der Börsianer an der Spitze der Tafel zwischen den beiden Damen Platz, und von einem artigen Küchenmädchen wurden die Speisen aufgetragen. —

Während des Speisens schielte die Tänzerin mit einem Auge die Wirthschafterin und die Wirthschafterin mit einem Auge die Tänzerin an.

Es ging ein finsterer Geist durch dieses Haus.

„Ganz vortrefflich!" rief Herr von Pinpitzer nach dem vierten Gange. „Haben Sie kein Compliment für meine kleine Wirthschafterin, schöne Bianca?"

„Für eine Hausmannskost nicht übel," antwortete die Tänzerin spitz. „Uebrigens gibt es so manches Junggesellen-Diner, bei welchem die Köchin für die Küche entschädigt."

„Was wollen Sie damit sagen, kleines Fräulein?" frug die Wirthschafterin, indem sie mit der Gabel trommelte und auf die Tänzerin hinüber blinzelte.

„Ha, ha, ha, ha! Alle Achtung vor Ihrem Sparsystem, Herr von Pinpitzer!“ fuhr die Tänzerin in ihrem früheren Tone fort. „Man kann viel ersparen, wenn man sich eine passende Wirthschafterin engagirt. Ha, ha, ha, ha!“

Aber die Tänzerin lachte nicht lange. Im höchsten Ingrimme schnellte die Wirthschafterin von ihrem Sitze empor, entleerte die Schüssel mit Ragout über dem Kopf der Tänzerin, daß sich die braune Brühe wie ein Duschbad über sie ergoß, und stülpte ihr dann die umgekehrte Schüssel wie ein Matrosenhütchen auf den schwarzen Lockenkopf.

Aus vollem Halse kreischend und mit Händen und Füßen zappelnd, fuhr die Tänzerin wie ein Federball in die Höhe und tanzte vor Entsetzen völlig Zepperl-Polka um den Tisch.

Stolz wie ein Colporteur, den man „Herr Doktor“ nennt, zog sich die Wirthschafterin in die Küche zurück. —

„Ihr Götter, ich bin in eine Mördergrube gerathen!“ schrie die Tänzerin, indem sie Fleischklöße und Hahnenkämme von sich abschüttelte und sich auf den Divan warf. „Man hat mich völlig abgebrüht — hunderttausend Gulden Schadenersatz, denn ich bin für die Kunst verloren!“

Der Börsianer war in die Küche gelaufen und brachte mit dem Küchenmädchen ein großes Schaff Wasser und zwei ungeheure Badeschwämme herein.

Sie legten die Tänzerin der Länge nach auf den Tisch und fingen sie à la Prießnitz zu waschen und zu rüpeln an, bis sie dieselbe endlich von der Mulattenfarbe gereinigt hatten.

Dann wurden die Friedensunterhandlungen eingeleitet, — und die Kriegssteuer soll nicht unbedeutend gewesen sein, die der Börsianer an die kleine Tänzerin zahlte. —

Die Haushälterin aber war seine Schwester. —

Taddeus Stevens.

Die republikanische Partei in Nordamerika verliert in Taddeus Stevens, dessen Tod der Telegraph gemeldet, einen ihrer bedeutendsten Führer, der wegen seiner eigenartigen Unabhängigkeit, seiner unbeugsamen Entschiedenheit und seines großen Einflusses über die Partei fast einzig dastand. In Betreff seines Lebenslaufes ist zu erwähnen, daß er 1793 im Staate Vermont geboren war und schon dadurch von den Ideenverbindungen seiner Kindheit die Abneigung gegen die Sclaverei besaß, welche nachmals seinen Namen bekannt gemacht hat. Im Staate Pennsylvania, wo er sich etwa 60 Meilen von Philadelphia in Lancaster niedergelassen, begann er die Advocatenlaufbahn und trat auch dort zuerst als Liberaler in die politische Arena, indem er zu einem Sitz in der Staatslegislatur erwählt wurde. Bald brachte es der bleiche Mann mit dem Klumpfuß, der so feurig und zündend zu reden wußte, in dieser Versammlung zu Einfluß und Ansehen und wurde der Führer seiner Partei. Schon damals zeigte sich die Unversöhnlichkeit, die er im späteren Leben, gegen Personen und Verhältnisse vielfach an den Tag gelegt in einem Streite gegen die Freimaurer, in welchem er Himmel und Erde in Bewegung setzte, um den Großmeister der Logen von Pennsylvanien, Mr. Dallas, später Gesandter am englischen Hofe, vor dem Staatsgerichtshofe zu nöthigen, die Geheimnisse des Ordens mitzutheilen. Es gelang ihm nicht, aber er beschwor einen Sturm der Gehässigkeit gegen sich herauf, welcher ihn veranlaßte, seinen Sitz in der Legislatur aufzugeben. Erst im Jahre 1848 trat er wieder aus dem Privatleben hervor und war während einer Session Congreßmitglied, worauf er nach längerem Zwischenraume von 12 Jahren sich der damals neugebildeten republikanischen Partei anschloß, wieder in das Repräsentantenhaus gelangte und seitdem auch seinen Platz behauptete. Schlagfertigkeit, Witz und Sarcasmus, verbunden mit einem leidenschaftlichen Temperament, machten ihn bald bei Freund und Feind gefürchtet. Seine Herrschaft über die Partei wurde eine fast unumschränkte und wenn ein Parteimitglied sich unfügsam zeigte, so mußte der alte Stevens als ultima ratio ins Feld, um es zum Gehorsam zu bringen. Während des Bürgerkrieges war Stevens fast der einzige Republikaner, der das Recht der Südstaaten, sich loszutrennen, anerkannte und sich dadurch der Partei, die er führte, selbst entgegen warf. Wie er aber die Sache verstand, zeigte sich später, als er, von seinem Princip ausgehend, eine Reconstruction durchsetzte, die von keinem der früheren Staaten etwas wußte und nur auf Territorien ohne Namen bezwungene Rebellen und loyale Bürger kannte. Lincoln wie Johnson mußten dem unbeugsamen Greise nachgeben, der auch als das Erste, Aufhebung der Sclaverei verlangte und man kann sagen, daß die heutige Reconstruction Stevens eigentliches Werk sei. Körperlich gebrochen, aber noch starken Geistes, betrieb der greise Politiker noch bis vor Kurzem die Anklage des Präsidenten mit einer Leidenschaft und einer Energie des Hasses, die an Cato's caeterum censeo erinnert. Die Papierzahlung der Staatsschuld zählte in ihm einen ihrer wenigen ehrlichen Anhänger. Die englischen Blätter widmen ihm einen ehrenvollen Nachruf, der sich namentlich auf die Achtung vor dem ehrenhaften, unbescholtenen Charakter des Verstorbenen stützt. Sogar die Times, die ihn als Befürworter der Papierzahlung und Feind der Pflanzer im Süden, nie sonderlich geliebt hat, ertheilt ihm das Zeugniß, daß selbst seine verkehrtesten Handlungen, wie die Agitation für das Papierprojekt, bei ihm nur in dem Bestreben wurzelten, gleiches Recht für Alle zu erwirken. —

Ein verwickelter Prozeß.

Vor wenigstens 5 Jahren bestellte sich ein Berliner Einwohner zwei Oxhoft Wein bei einer rheinischen Großweinhandlung zum ungefähren Werthe von

200 Thlr. Der Wein wurde dorthin gesendet, gefiel aber dem Besteller gar nicht, so daß er ihn nicht annahm, den Absendern vielmehr zur Disposition stellte, worauf diese die beiden Gefäße einem dortigen Spediteur in Verwahrung gaben und den Besteller mit einer Klage auf Abnahme des Weines und Zahlung des Kaufpreises bedrohten. Letzterer, ein reicher Mann, wollte sich auf einen Proceß nicht einlassen, sendete deßhalb das Geld ab, kümmerte sich aber nicht um den Wein, so daß dieser mehre Jahre bei dem Spediteur ganz unberührt liegen blieb. Endlich wurde diesem, der von der Sachlage keine Kenntniß hatte, die Zeit denn doch zu lang, zumal er kein Lagergeld erhielt, er wendete sich daher an das rheinische Haus und bat um Disposition über den ihm übergebenen Wein und um Zahlung des Lagergeldes. Hierdurch setzte er freilich die Inhaber der Handlung in nicht geringes Erstaunen, denn diese wußten gar nichts davon, daß der Besteller den Wein nicht abgenommen hatte, nachdem er ihnen den Preis dafür gesendet. Sie glaubten, der Wein wäre längst ausgetrunken. Da sie der Ansicht waren, daß der Besteller des Weins das Lagergeld bezahlen müsse, so weigerten sie sich, den Spediteur zu befriedigen, dieser aber, der mit dem Besteller gar nichts zu thun gehabt, sondern von der Weinhandlung das Depôt erhalten hatte, dachte gar nicht daran, gegen Ersteren eine Klage anzustrengen, sondern verklagte seine Auftraggeber, die denn auch, nachdem die Klage über anderthalb Jahre geschwebt hatte, zur Zahlung des Lagergeldes im Betrage von 160 Thlr. verurtheilt wurden. Dazu die Prozeßkosten, macht ein Sümmchen, das den Preis des Weines wohl übersteigen dürfte. Da die Verurtheilten auch jetzt noch nicht Zahlung leisteten, so verlangte der Kläger Execution an das in seinen Händen befindliche Pfand, es sollte dies auch in Beschlag genommen und verkauft werden, als sich aber der gerichtliche Sachverständige den Wein, der nun wohl fünf Jahre lagerte, besah, ergab sich, daß die geringe Flüssigkeit, die noch in den Fässern sich befand, total verdorben war. Die Fässer waren inzwischen nie geöffnet, der Wein nie aufgefüllt worden, da war diese Verderbniß freilich sehr natürlich. Möglicherweise entspinnt sich daraus noch ein zweiter, nicht minder kostspieliger Prozeß.

Sonnenfinsterniß.

Die „Westphälische Zeitung" schreibt aus Dortmund:

In Bezug auf das Kapitel „Sonnenfinsterniß" geht uns heute durch Freundlichkeit des Herrn J. C. Rappe dahier eine Verordnung des Bischofs v. Münster und Paderborn, Franz Arnoldt, vom 24. April 1715 in Original zu, die wohl in vieler Hinsicht von culturhistorischem Interesse und sicher der Veröffentlichung werth ist. Die besagte Verordnung lautet wörtlich:

Verordnung.

Von Gottes Gnaden

Wir Franz Arnoldt / Bischof zu Münster und Paderborn / Burggraf zum Stromberg / des Heil. Röm. Reichs Fürst / Graf zu Pyrmondt / Herr zu Borckeloh und Werth / rc.

Füegen hiemit allen und jeden Unseren Hoch-Stiffts Münster lieben Unterthanen zu wissen / welcher gestalt / nachdemahlen auff den dritten nechst anscheinenden Monahts Maji eine sichtbahre Sonnen-Finsternüß einfallen wird / und vorhin offters verspühret worden / daß dergleichen Finsternüssen wegen alsdan herunterfallenden fast schädlichen Himmels-Thaues an Menschen und Viehe Schaden zugefüget; Wir dahero auß Fürst-Vätterlicher Vorsorge mit Vorwissen Unsers Ehrwürdigen Münsterischen Thumb-Capituls für dienlich erachtet / die auff solchen dritten Tag Maji an verschiedenen Orthen in besagtem Unseren Hoch-Stifft einfallende Processiones einzustellen / und biß auff den nechst darauff folgenden Sontag nemblich den fünfften May zu diferiren: Wie Wir dan allen und jeden Unseren Pastoribus und Predigeren hiemit gnädigst befehlen / dieses von den Cantzelen kundt zu machen / auch ihren Pfarr-Kinderen und Zuhöreren Unsere gnädigste Fürst-Vätterliche Vorsorge und diese Verwarnung zu expliciren / damit gemelten Tages Menschen und Viehe so viel möglich im Hause oder unter Tach / und die Brunnen wohl zugedeckt gehalten werden / auff daß der bey solcher Sonnen-Finsternüß gemeinlich herunterfallender Himmels-Thau nicht schaden möge. Uhrkundlich Hoch-Fürstlichen Handzeichens und Insiegels. Signatum am Schloß Newhauß den 24. Aprilis 1715.

Franz Arnoldt. (L. S.)

Auswanderung.

Der „Arbeitgeber" bringt folgende Mittheilung, für die wir ihm jedoch allein die Verantwortung überlassen müssen:

Nach dem amtlichen Bericht der Auswanderungskommissäre von New-York kamen im Jahre 1867 dort 242,731 Auswanderer an, davon waren 117,591 (48,888 pCt.) aus Deutschland, 65,134 aus Irland, 33,712 aus England, 6,315 aus Schottland, 4,843 aus Schweden, 3,985 aus der Schweiz, 3,204 aus Frankreich, 2,156 aus Holland, 1,623 aus Belgien, 1,372 aus Dänemark, 1,032 aus Italien, die übrigen aus verschiedenen Ländern. Der Bericht enthält zu Nutz und Frommen der Auswanderer ein Verzeichniß der europäischen Agenten der amerikanischen Eisenbahngesellschaften, welche sich von den Auswanderern mehr als die wirklichen Fahrpreise haben zahlen lassen. Auf dieser schwarzen Liste stehen dreiundvierzig Namen von Agenten, nebst den Summen, um welche sie die armen Auswanderer verkürzt haben. Den ersten Platz behauptet J. N. Faß in Havre

mit seinen Unteragenten, welche den Leuten im Ganzen 2050 Dollars 83 Cents zu viel abnahmen. Dann folgen in der Reihe: Ehrmann zu Straßburg mit 198 D. 86 C., Rabus und Stoll in Mannheim mit 182 D. 54 C., Heidloff in Paris mit 152 D. 41 C., Walther zu Kehl mit 153 D. 88 C. u. s. w. Die unrechtlich erpreßten Beträge summiren sich zu 3477 D. 68 C., und hierzu müssen doch die ohne Zweifel zahlreichen Fälle gerechnet werden, von denen die Commissäre nichts erfahren haben. Die Namen dieser ehrenwerthen Herren müssen so laut wie möglich hervorgehoben werden, damit sich Jedermann vor ihnen in Zukunft hüte.

Feuilleton.

* (Vortreffliches Mittel.) „Hierdurch empfehle ich einem hochgeehrten Publikum mein Pariser Rattengift. Es ist von ausgezeichneter Wirkung und im Hause und in den Stuben von gar keiner Gefahr nicht, weil es weder den Menschen noch den Thieren Schaden bringt. — Louis Ludewig."

* (Bilder aus dem Badeleben.) I. „Weßhalb so niedergeschlagen, gnädige Frau? Vielleicht Migräne nach dem gestrigen Ball?" — „Ach, denken Sie sich nur; arbeite ich doch seit 3 Monaten an meinem Ehemann, daß er mir die Badereise erlaubt und eben bekomme ich die Nachricht, daß er mir morgen nachkommen wird!" —

II. „Weßhalb trinken Sie denn den Brunnen, schönes Fräulein?" — „Aus bloßem Muthwillen." — „Fühlen Sie schon Besserung?" —

III. „Nun sagt' mal, guter Freund, was macht Ihr hier, ich sehe Euch schon so lange da steh'n?" — „Das ist so Vorschrift des Arztes; beim sechsten Glase soll ich stehen bleiben." —

* (Naiv.) Als eines Tages die Frage erörtert wurde, ob es wirklich Unglück bedeute, wenn Dreizehn an einem Tische säßen, erwiederte Jemand: Allerdings bedeutet es Unglück, aber nur in einem Falle: wenn nämlich blos für Zwölf gekocht ist.

* (Verfehlte Spekulation.) Ein romantischer Vater aus dem Yankee-Lande, dessen Name Rose ist, nannte seine erste Tochter Wilde, weil er dachte, „Wilde Rose" würde ein wunderschöner Name sein. Das böse Mädchen verdarb ihm aber kürzlich das Spiel durch eine Heirath mit einem Herrn Katz, und heißt sie nunmehr „Wilde Katz."

* (Aus dem Examen für Einjährig-Freiwillige.) Major: „Mit was soll das Gewehr geputzt werden?"

Soldat: „Mit Liebe und Gelassenheit."

Major: „Wie muß der Soldat stets sein Gewehr halten?"

Soldat: „Immer fest, daß es nicht wackeln thut."

Major: „Die Antwort ist zu dumm für diese Welt; der Nächste soll die Frage beantworten."

Der nächste Soldat: „Er muß es immer mit Boomöl einschmieren."

Major: „Nun ja, aberscht wie drückt sich dabervor ein vernünftiger Mensch aus?"

Soldat: „Wie seinen Augappel!"

Major: „Gut — ist angenommen."

* (Im Kaufladen.) Junge: For zwä Kreizer Kreid." —

Kaufmann: „Doppelte oder Einfache?"

Junge: „Das wäß ich net, awer sie is for de — Wirth do drüwe."

Kaufmann: „Ach so, dann wirds wohl Doppelte sein."

* König Friedrich Wilhelm I. von Preußen hatte die Manier, für seine Garde Riesen anwerben zu lassen. Der Rekrutirungs-Sergeant begegnete eines Tages einem 7 Fuß langen Irländer, redete ihn englisch an und schlug ihm vor: in die Garde einzutreten. Das hohe Handgeld lockte Patrik, aber der Sergeant sagte: „Wenn Sie nicht zuvor deutsch lernen, so wird der König Ihnen nicht soviel geben."

„Der Daus, was ist zu machen; ich verstehe kein deutsch."

„O, das wollen wir schon machen," sagte der Sergeant; „Sie brauchen sich nur ein paar Worte zu merken. Der König kennt jeden Mann in seiner Garde; wenn er Sie sieht wird er auf Sie zureiten und nach Ihrem Alter fragen. Sie antworten darauf 27. Die nächste Frage ist: „Wie lange dient Er. Antwort: drei Wochen. Endlich, hat Er seine Kleider und Rationen empfangen? Antwort: Beides.

Pat merkte sich diese Antworten, aber nicht die Fragen. Drei Wochen darauf hielt der König Parade ab, und näherte sich ihm.

Paddy trat mit präsentirtem Gewehr vor.

„Wie alt ist Er?" fragte der König.

„Drei Wochen", sagte der Irländer.

„Wie lange ist Er im Dienst?"

„Siebenunndzwanzig Jahr."

„Bin ich oder Er ein Narr?" schrie der König wüthend.

„Beide," erwiederte Patrik, der zu seinem Erstaunen nach der Wache geschleppt, aber begnadigt wurde, als der König erfuhr wie die Sache zusammenhing.

* Ein Böhme sah in der Schlacht bei Sadowa, daß seinem Kameraden zur Linken der Kopf von einer Kanonenkugel weggerissen wurde. Einige Minuten später wurde der Finger seines Kameraden zur Rechten von einer Flintenkugel zersplittert. Der Letztere ließ sein Gewehr zur Erde fallen und heulte vor Schmerz.

Sein Kamerad rief unwillig: „Altes Weib hör' auf zu schreien! Es ist holt ka Ursach' Lärm zu mache. Sieh doch da Franz Natusczeck hat eine Kanonenkugel den Kopf weggerissa und er sogt ka Wort."

Auflösung des Räthsels in Nr. 33.
Die Gesundheit.

Redaktion, Druck und Verlag von Ph. Rohr in Kaiserslautern.

Pfälzisches Sonntags-Blatt.

Belletristisches Beiblatt der „Pfälzischen Volkszeitung."

Nr. 35. Sonntag, den 30. August. 1868.

Wiegenlied.

Gedichtet und componirt von der Königin Victoria von England.

Flüstert leise, Abendlüfte!
Rausche leise, blaue Fluth!
Denn auf weichem Sammetkissen
Schlummernd hier mein Kindlein ruht!
„Süßes Kind, an Deiner Wiege
Bin ich keine Königin,
Ach, ich fühl' es tief im Herzen,
Daß ich hier nur Mutter bin!"

Was sind, Indien, Deine Schätze
Gegen einen Liebesblick
Aus dem Augenstern des Kindes,
Das mein Alles, das mein Glück!
„Süßes Kind, an Deiner Wiege
Bin ich keine Königin,
Ach, ich fühl' es tief im Herzen,
Daß ich hier nur Mutter bin!"

Englands stolze Leoparden,
Meines Thrones Baldachin,
Können Dich, mein Lieb', nicht schützen,
Nur auf Gott bau' ich, auf ihn!
„Sende Deine Engel nieder
Aus den ätherlichten Höh'n!
Daß sie meinen Engel schützen,
Schirmend ihm zur Seite steh'n!"

Großer Gott! vor Dir im Staube
Betet keine Königin,
Nur die Gattin, nur die Gattin,
Nur der Mutter frommer Sinn!
„Sende Deine Engel nieder
Aus den ätherlichten Höh'n!
Daß sie meinen Engel schützen,
Schirmend ihm zur Seite steh'n!"

Schweizer Bilder.

II.

* **Zürich.** Wer auf der badischen Bahn sich der Schweizer Grenze nähert, der muß erstaunen über den Reichthum der Vegetation und hauptsächlich über die außerordentliche Menge Wein, der von Freiburg bis nach Zürich gepflanzt wird; man fährt durch einen wahren Garten.

Basel ist die erste größere Bahnstation der Schweiz und umfängt uns auf dem Bahnhofe zur Zeit des Zusammentreffens der Hauptzüge ein wahrhaft tumultuarisches Leben; in allen Sprachen, in allen Mundarten drückt man daselbst seine Wünsche und wohl auch seinen Verdruß aus — eine sehr vorzügliche Restauration lindert jedoch sicher manchen Aerger und manchen Abschiedsschmerz; denn ich sah es deutlich, wie mehrere Europamüde daselbst ihre Thränen und die ihrer Angehörigen mit „Essen und Trinken" wacker bekämpften. In Erwartung all' der Herrlichkeiten der Schweiz, nahm ich mir auch einen Imbis und trank das erste „Schöppli" ächten „schwyzer Wi."

Eine recht interessante Partie begrüßt den Reisenden vor dem Eintritt in die eigentliche Schweiz, es ist die bei Groß- und Klein-Laufenburg; der Rhein drückt sich förmlich zwischen beiden auf Felsen gebauten Städtchen hindurch und bildet mehrere anmuthige kleine Wasserfälle, die bei großer Hitze doppelt angenehm sind und dem Reisenden einen Vorgeschmack von dem geben, was seiner wartet.

Im glühendsten Sonnenbrand ging die Reise nach Zürich fort und fand ich auf dem Bahnhofe daselbst ein ebenso großes Durcheinander von Menschen. Der Bahnhof ist ein nur provisorischer und wird an dem neuen mit allen Kräften gebaut, es gibt dieses ein Riesenwerk, ob auch so schön als groß, das wird die Zeit lehren. Mir war das Gasthaus zum „Storchen" empfohlen, und sprach mich der Titel, als ein einfach bürgerlicher, schon an, und fand ich mich in meinen Erwartungen auch nicht getäuscht.

Wohl mußte ich vier Treppen hoch steigen, wurde aber auch dafür durch ein hübsches und kühles Zimmer entschädigt und als ich die Jalousieen aufstieß, entfuhr mir ein lauter Ausruf des Entzückens. Das Haus liegt dicht am See, die Wellen bespülen seine Fundamente, und ich erfreute mich des herrlichsten Anblicks des spiegelblanken, grünglänzenden Gewässers sowohl, als auch in der Ferne des Anblickes der Alpen mit ihren schneegekrönten Häuptern. Es war eine Aussicht, die mich in stundenlanges Vergessen aller leiblichen Bedürfnisse einwiegte, ich schwelgte förmlich im Anschauen all' des Schönen und Herrlichen. Zu meinen Füßen sah' ich auf den Grund des klaren See's, Schaaren von Fischen trieben ihr Wesen unter dem grünen Wasserspiegel, hunderte von Gondeln und Booten belebten die Oberfläche, dazwischen dicht mit Menschen besetzte Dampfboote und dazu all' die Häuser und Villen, all' die Dorfschaften und Städtchen, welche an dem herrlichen See sichtbar sind, machen dieses Bild zu einem der unvergeßlichsten, die man sich denken kann — nein, denken kann man sich das nicht, man muß es sehen, um ein Verständniß dieser Herrlichkeiten zu erlangen.

Mit meinem „Storchen" war ich sehr zufrieden und flanirte nach leiblicher Erfrischung und in der Abendkühle durch das alte Zürich. Manches stieß mir auf, was mir neu, und war der Totaleindruck den mir die Stadt machte, ein recht angenehmer. Außer dem schon erwähnten neuen riesig großen Bahn-

hofsgebäude, muß ich noch des herrlich ausgeführten Politechnikums und der neuen Klinik Erwähnung thun, ebenso aber auch der „Schlächterhalle“, über der Limat erbaut. Letztere ist ein luftig kühles Gebäude, geräumig und von vorzüglicher Reinlichkeit und wird von allen Metzgern der Stadt als alleinige Verkaufshalle benützt. Ich sah daselbst prächtiges Fleisch und besonders Kalbfleisch und gibt es da Schlegel von 20—35 Pfund schwer, wahre Riesenkeulen. Die Stadt ist sehr industriell, ein anerkennenswerther Geschäftsgeist beseelt die Bevölkerung, das „germanische Element“ verleugnet sich aber auch hier nicht, indem man allenthalben bedacht war, Locale zu errichten, „wo man einen Guten schenkt“, eines der besten lernte ich im „Café Orsini“ kennen und möchte diese „gemüthliche Kneipe“ allen bierdurstigen Touristen auf's Beste empfehlen, man steige aber an der gewöhnlichen Kneipe vorüber eine Treppe hoch. Ich machte unter dem Bildniß Orsini's sitzend die Bekanntschaft eines Landsmannes (er saß mir nämlich gegenüber unter dem Bilde Garibaldi's, welcher auch unsere Bekanntschaft einleitete) dem ich noch mehrfach auf meinen Wanderungen begegnete und der mir einen Theil seiner Lebens-, Liebes- und Leidensgeschichte anvertraute, die ich vielleicht in einem nächsten Kapitel den geehrten Lesern verrathen werde. Der Mann trägt zwar den höchst unpoetischen Namen „Krauthmüller“, seine Geschichte ist jedoch nicht ohne alle Poesie. — Vorläufig so viel von meinem Züricher Aufenthalte.

Abenteuer mit einem Krokodil.

Mehrere französische Maler, mit den Herren Gérôme und Bonnat an der Spitze, bereisen gegenwärtig den Orient, und über eine etwas romanhafte Episode ihrer Fahrt nach Theben den Nil hinauf berichtet Marius Roux im Pariser „Globe“, wie folgt:

„Es war zur Mittagszeit; alle uns umgebenden Gegenstände, Häuser und Steine, hoben sich licht ab von dem vollblauen Himmel.

Bald verschwinden hinter uns die Häuser des Dorfes, das wir verlassen, und wir fahren dahin inmitten der Wüste. Der Fluß entrollt sich wie ein langes himmelblaues Band, ein Flecken in der endlosen gelben Ebene, die unter den glühenden Umarmungen einer Sonne erseufzt, von der man wähnen sollte, sie entstamme der Palette eines Guigou.

Wir befinden uns sämmtlich, eng zusammengedrängt, in einer von 6 Aethiopiern geführten Barke. Von Zeit zu Zeit taucht vor unsern Blicken das Steinbild einer Sphinx auf. Starr und regungslos gleicht das Ungeheuer einem Sinnbild der Wüste, darin ja die Lautlosigkeit und Unbeweglichkeit herrschen.

Eine von den Figuren, größer und schöner als die andern, nimmt ganz besonders unsere Aufmerksamkeit in Anspruch. Wir lassen anhalten und steigen aus, um ein Croquis davon anzulegen.

Wir haben kaum 30 Meter vom Ufer weit einen Standpunkt gewählt, als unsere Aethiopier plötzlich ein formitables Geschrei ausstoßen und wie toll in die Barke zurückspringen.

Indem wir hinschauen, um die Ursache des Lärmes zu entdecken, sehen wir das Wasser im Flusse emporwallen und etwas Ungestaltes um unser Fahrzeug herumschwimmen und alsobald aufs trockene Ufer schnellen. Instinktmäßig kletterten wir alle auf den Rücken der Sphinx, mit Ausnahme Gonpil's, der mit unerschütterlicher Kaltblütigkeit hinschaut und die Bemerkung macht:

„Es ist ein Krokodil.“

— — — Das Thier ist nur noch einige Schritte entfernt. Wir riefen unserm Freunde zu, sich zu sputen.

„Ach was“, meint er, „ich will es strapaziren.“ Um, dem auf ihn losrennenden Feinde zu entgehen, läuft er in einem fort um den Sockel des Sphinxbildes herum.

Der tolle Kreislauf dauert einige Sekunden. Das Krokodil verfolgt den Laufenden wüthend; es wird ihm schwer, sich zu drehen, und sich herumwendend bringt es seine Schuppen zum Krachen.

Wir neigen uns alle seitwärts, Goupils die Hand bietend, damit er zu uns dann aufsteige. Er benützt einen Augenblick, wo sein Gegner unschlüssig den Kopf in die Höhe hält und nach Luft schnappt, um unsere Hilfe anzunehmen; in zwei Sätzen sitzt er oben, unter uns.

Mittlerweile haben die Neger die in der Barke zurückgebliebenen Büchsen zur Hand genommen, sie nehmen das Krokodil auf's Korn.

Es regnet Kugeln; allein die einen verfehlen ihr Ziel, die andern springen an dem schwer zu durchlöchernden Schuppenpanzer des Thieres ab. Eine Kugel schlägt gegen die Füße der Sphinx. Nun winken wir den Negern, mit einem für uns so gefährlichen Kampf einzuhalten. Sie stellen das Feuer ein und berathschlagen. Dann sehen wir sie vom Ufer abstoßen und zurückfahren, wobei sie uns Worte zurufen, die wir nicht verstehen, aber in einer Weise gestikuliren, die uns verständlich erscheint, da sie auf Ergebenheit deutet. Sie verlassen das Ufer.

Wir sind allein, in einer Wüste, auf dem Rücken einer Sphinx sitzend, zu deren Füßen ein Krokodil lauert.

— — — Die Stunden vergehen; es verschwindet die Sonne. Nachgerade wird es Nacht, und rings um uns her senkt sich, ewig heiter, ganz mit Sternen besäet, der Himmel, und wir sitzen rittlings auf dem Stein in zwei Gruppen getheilt, eine gegenüber der andern. Wir suchen das Unheimliche der Wüstenöde durch phantastische Erzählungen, die uns von dem Ort, unserm Abenteuer, Erinnerungen aus der Märchenzeit, eingegeben wurden, zu verscheuchen. Nach der Erzählung kommt die Aufschneiderei (blague).

nach der Aufschneiderei der schlechte Witz (charge) auf's Tapet. Wir schlagen die Zeit todt, und sobald die Zeit widersteht, zeigt einer von uns auf das hungrige Krokodil, worauf uns die Furcht packt und zu neuen Kräften verhilft.

Alles vergeht — eine Nacht wie ein Jahrhundert — und der Tag geht zu Ende und bricht wieder an.

Nicht lange, so entdecken wir in der Ferne etwas, das auf der glänzenden Wasserfläche dunkel erscheint. Es sind schwarze Pünktchen, die zusehends größer werden, und bald unterscheiden wir fünf mit Negern bemannte Barken. Die Neger sind mit Stricken und Flinten ausgerüstet.

Die Barken fahren vor und legen alle gleichzeitig an. Gleichzeitig gruppiren sich auch die Leute, indem die mit Messern und Waffen aller Art Versehenen gleichsam einen Schutzwall bilden. Hinter dem ersten Glied ordnen sich die mit den Stricken. Die Jagd beginnt.

Man wirft die Schlingen, allein das Thier weicht aus. Man gibt Feuer; allein die Kugeln treffen nicht.

Endlich gelingt es einem großen Neger, der flinker und gewandter ist als die übrigen, einen Fuß des Krokodils mit der Schlinge zu fassen. In demselben Moment bringt ein Anderer seine Schlinge um einen Schwanzring desselben. Nun bilden sich zwei Gruppen, die jede nach ihrer Seite ziehen, so daß das Thier nichts mehr ausrichten kann und regungslos gefangen bleibt.

Einige von der Schaar treten dicht hinzu und feuern dem Krokodil in den Rachen, in den Bauch. Der arme Besiegte peitschte heftig mit dem Schwanze den Sand, der sein Blut trinkt, wälzt sich, krümmt sich, schleppt sich, losgelassen, nach dem Fluß und verendet, noch ehe es denselben erreicht."

Ein Duell in Wien.

Wenn irgend etwas im Stande ist, die Geringfügigkeit der Ursachen zu beweisen, welche oft das Glück zweier Menschen oder auch ganzer Familien zerstören, so ist es die nachfolgende Schilderung eines Duells, das vor einiger Zeit in Wien stattgefunden hat und erst jetzt mit seinen Details in die Oeffentlichkeit gelangt.

Ein junger ungarischer Magnat, Graf Z., aus einer der ersten Familien des Landes, war Kapitän in einem Husaren-Regiment und wohnte in Wien, seinem Garnisonsort. Er war erst fünfundzwanzig Jahre alt und allgemein beliebt. Im Begriff, um vier Uhr Nachmittags nach dem Prater zu reiten — sein Pferd stand bereits gesattelt im Hofe — sah er einen Infanterie-Offizier, von dem Diener geführt, in sein Zimmer treten.

„Graf," sagte der Eintretende, „ich habe die Ehre, mich Ihnen vorzustellen. Ich bin der Baron H., Capitän im Regiment ***."

„Sehr erfreut, ihre Bekanntschaft zu machen." antwortete ihm der Graf, über diesen plötzlichen Besuch eines Unbekannten gar nicht verwundert, da zwischen allen österreichischen Offizieren der cordialste Ton herrscht. „Setzen Sie sich! Nehmen Sie eine Cigarre! Was kann ich Ihnen anbieten? Einen Allasch? Rostopschin? Persico?"

„Danke vielmals," erwiederte der Baron artig. Die beiden Herren plauderten einige Minuten lang über allgemeine Dinge, dann fragte der Graf, was ihm das Vergnügen verschaffte, den Herrn Kamerad zu sehen.

„Ich komme zu Ihnen, weil ich gehört habe, daß der Lieutenant ***, wenn er in Wien ist, bei Ihnen absteigt. Er schuldet mir Geld, und ich wollte es von ihm zurückverlangen."

„Mein lieber Baron," antwortete ihm der Graf, „der Ort scheint mir für Ihr Anliegen nicht gut gewählt. *** ist einer meiner intimsten Freunde. Uebrigens wohnt er nie bei mir. Wenn er in Wien ist, wohnt er stets bei Daum."

„Er will nicht bezahlen, er vermeidet mich!" sagte der Infanterie-Capitän.

„Ich sage Ihnen H., *** ist mein Freund!" wiederholte der Graf lebhafter. „Ich wundere mich darüber, Sie in meiner Gegenwart so sprechen zu hören.

„Nun, ich behandle ihn nur, wie er es verdient!" warf der Baron hin.

„Und ich verbiete Ihnen, ein Wort weiter über diese Angelegenheit vor meinen Ohren zu sprechen!" rief Z.

Was sich darauf zugetragen, weiß man nicht genau. Eine Stunde später aber erzählte Baron H. im Café Daum, inmitten einer Gruppe von Offizieren, das obige Gespräch und fügte hinzu:

„Z. drohte mir, mich von seinem Diener aus der Thür werfen zu lassen. Darauf habe ich ihn geohrfeigt und bin allein gegangen."

Eine Ohrfeige, die ein Offizier nicht sogleich in der eclatantesten Weise gerächt! — man begreift, was das bedeuten will! Eine halbe Stunde später wußte Graf Z., was der Baron H. erzählt.

„Meine Herren," sagte er mit einem trüben und bittern Lächeln zu denen, welche ihm die Nachricht gebracht, „Sie kennen mich wohl genug, um zu wissen, daß der Baron H. mich nicht lebend verlassen hätte, falls er wirklich gethan, was er behauptet. Indessen schon ein Verdacht genügt, um mich zu dem zu bestimmen, was ich zu thun habe."

Noch an demselben Tage reichte er seinen Abschied ein, und zwei seiner Freunde brachten dem Baron H. seine Herausforderung.

Der Graf verlangte ein Duell auf Leben und Tod. Das Duell fand in einem Privatgarten statt, in einer Allée. Die Secundanten hatten zwei Säbel auf die Erde gelegt, fünf Schritt von einander entfernt. Die Säbel dienten als Barrière, bis zu welcher jeder der Duellanten vorschreiten durfte. Diese hatten

sich, Jeder zehn Schritt von seiner Barrière, also fünfundzwanzig Schritt von einander aufgestellt.

Auf das gegebene Zeichen schritten Beide vor. Bleich blickten die Secundanten, zum Anschauen eines solchen gräßlichen Schauspiels verdammt, auf die beiden Männer. Graf Z. schritt mit erhobenem Pistol vor, das ganze Gesicht und die Brust dem Gegner darbietend; Baron H. schritt nicht weniger muthig vor, deckte jedoch Kopf und Brust durch den erhobenen Oberarm in der üblichen Stellung.

Zwölf Schritte waren sie von einander enfernt, als der erste Schuß fiel. Graf Z. stürzte. Die Kugel war ihm in den Leib gedrungen und in der Nähe des Rückgrats herausgetreten.

Langsam schritt Baron H. weiter vor bis zur Barrière. Dort blieb er stehen, Gesicht und Oberkörper immer noch durch den Arm, der das Pistol hielt, gedeckt. Graf Z., obgleich das Blut aus seinem Munde strömte, schleppte sich kriechend bis zur Barrière. Dort erhob er sich ein wenig, stützte sich auf den linken Arm und richtete sein Pistol auf den Baron, dessen Gesicht kalt und ruhig blieb. Der Graf wollte abdrücken. Aber in Folge einer außerordentlichen Nachlässigkeit war der Hahn seines Pistols nicht gespannt — einer der Secundanten mußte ihn spannen.

„Fragen Sie den Baron H., ob er dabei beharrt, daß er mir eine Orfeige gegeben!“ sagte der Graf Z. zu seinen Secundanten.

Diese zögerten. Der kalten, entschlossenen Stellung des Barons gegenüber schien ihnen eine solche Frage unnütz und außerdem beleidigend.

„Fragen Sie ihn!“ rief der Graf ungeduldig.

Und während die Secundanten nun die Frage an den Gegner richteten, streckte der Graf, sich noch immer auf den linken Arm stützend, das Pistol vor; die Mündung desselben war dicht vor der Brust des Barons.

Was ging in derselben vor? Bis dahin hatte er eine tadellose Gleichgültigkeit gezeigt. Jetzt, als er den glühenden Blick des Verwundeten auf sich gerichtet sah, zögerte er noch einige Secunden.

„Nein,“ sagte er dann, „ich habe es nicht gethan.“

Hatte ihn die Furcht übermannt? Oder schlug ihm das Gewissen? Die Secundanten sahen sich wie betäubt an. Graf Z. ließ sein Pistol fallen.

„Dieser Mensch ist keinen Schuß Pulver werth!“ rief er und brach bewußtlos zusammen.

Zehn Tage lang hielt man ihn für verloren; er gab kein Lebenszeichen von sich. Als er endlich zum Bewußtsein kam, war das Erste, was man ihm überreichte, sein Entlassungsgesuch, das der Oberst des Regiments nicht angenommen hatte.

Der Baron H. verschwand. Graf Z. allmählich wieder hergestellt, dient noch heute in der österreichischen Armee.

Feuilleton.

* (Ein Meisterstück der Improvisation.) Der Professor Eberhard wurde einmal von der Herzogin von Curland (Schwester der Freifrau v. d. Recke) veranlaßt, auf die Worte, welche mit „Amen“ endigen, ein Inpromtu zu entwerfen. Er dichtete sogleich:

Kennt ihr, Freunde wohl den Samen
Alles Bösen? Woher kamen
Alle Uebel, deren Namen
Jetzt nicht Zeit ist, auszukramen?
Kennt ihr ihn, der Herrn und Damen,
So die Wilden, wie die Zahmen,
Selbst die Blinden und die Lahmen
Fängt mit Angel und mit Hamen?
Seht ihn unter Glas und Rahmen;
Auf des Weltalls Panoramen,
In Comödien und Dramen,
Sucht man seine ganz infamen
Kleinen Künste nachzuahmen. —
Und wie heißt er? Amor! — Amen.

---

* (Um die Hitze abzuhalten.) Ein genialer Engländer in Florenz hat eine neue Methode erfunden, sich die Hitze vom Leibe zu halten. Sein Studierzimmer ist mit Zink ausgeschlagen, wie ein riesiger Kessel, und in Brusthöhe mit Wasser gefüllt. Ein Schreibtisch, einige Stühle und ein wohlbesetztes Bücherbrett erheben sich auf eisernen Gestellen über dem Wasser. In diesem Aquarium bringt der Mann die heißen Stunden des Tages zu, empfängt Freunde, studirt und taucht von Zeit zu Zeit unter. Die Bücher die er gerade braucht, liegen aufgeschlagen auf verschiedenen Bänken, und es soll einen sehr interessanten Anblick gewähren, wie er zwischen seinen Grammatiken und Wörterbüchern umherschwimmt, um zugleich den Körper und den Geist zu erfrischen.

* (Verschiedenartige Katzenjammer.) In den letzten Tagen ist in der Jubel-Universitätsstadt Bonn nichts so gründlich studirt worden, wie der Katzenjammer in allen seinen Varietäten, vom gemeinen Hauskater zum gestreiften Waldkater und endlich bis zum grauen Elend. Kein Correspondent der „Köln. Ztg.“ hat scharfsinnige Beobachtungen darüber gemacht, wie die vier Fakultäten sich zu dem Katzenjammer verhalten: „Der Philosoph stützt den Kopf in die Hand und tröstet sich schließlich über seinen Kater mit der Idee von dem nothwendigen Zusammenhange von Ursache und Wirkung; der Jurist kommt endlich einmal auf den Gedanken, daß es doch auch ein Recht gäbe, welches mit uns geboren würde, während der Arzt als entschiedener Realist sofort nach einer Büchse greift, auf deren Etiquette geschrieben steht: Natron bicarbonicum; der mit einem Kater behaftete Theologe aber schlägt an seine Brust und ruft aus: pater peccavi!“

Redaktion, Druck und Verlag von Ph. Rohr in Kaiserslautern.

Pfälzisches Sonntags-Blatt.

Belletristisches Beiblatt der „Pfälzischen Volkszeitung."

Nr. 36. Sonntag, den 6. September. 1868.

Schwarz-roth-gold in Ewigkeit!

Schwarz-roth-gold, du Flammenzeichen
An der Völker Firmament,
Das, wenn alle Sterne bleichen,
Einzig noch am Himmel brennt, —
Aus des Zweifels dunkler Wolke
Brichst du endlich kampfbereit;
Ahnend bebt's im deutschen Volke:
„Schwarz-roth-gold in Ewigkeit!"

Sieh, da greift zur blanken Wehre
Muthig jeder deutsche Mann;
Deutsche Kraft und deutsche Ehre
Brach noch immer fremden Bann.
Für die ganze deutsche Erde
Stehn die Kämpfer todtgeweiht,
Daß dem Erdball kund es werde:
„Schwarz-roth-gold in Ewigkeit!"

Für der Menschheit höchste Preise
Sproßt die Kraft und schwillt der Muth,
Und in ächter deutscher Weise
Lodert der Begeistrung Glut.
Recht und Freiheit nicht in Worten,
Nein, die That zur That gereiht!
Dann erst braust's mit Sturmakkorden:
„Schwarz-roth-gold in Ewigkeit!"

Mag drum auch das Band zerreißen,
Daß die schwache Form zerbricht,
Modern werden Blut und Eisen,
Aber Deutschland modert nicht!
Deutscher Geist und deutsche Sprache,
Das ist deutsche Einigkeit,
Und der Kampfruf deutscher Sache:
„Schwarz-roth-gold in Ewigkeit!"

Darum, bis des Todes Schleier
Schwarz den Männerblick umzieh'n,
Möge roth der Liebe Feuer
Für das Gold der Freiheit glüh'n!
Daß die Hand der Hand sich reiche,
Daß der große Bund sich reiht —
„Schwarz-roth-gold im weiten Reiche,
Schwarz-roth-gold in Ewigkeit!"

Achern. Otto Hörth.

Der Häring wandert nicht.

Dott, Anderson und Oken waren Diejenigen, welche zuerst das Märchen aufbrachten: der Häring ziehe unter der Führung eines Häringkönigs, worunter man sich einen Fisch ganz anderer Art, den Zeus faber oder St. Petersfisch dachte, alljährlich vom Nordpol-Eise aus in großen Zügen gegen Süden, und zwar aus Nahrungsmangel. Bei dem damaligen Stande der Wissenschaft war ein solcher Irrthum erklärlich und schmälert die Verdienste dieser Männer nicht. Ebenso natürlich war es, daß die Fischer der nord-europäischen Küsten die vermeintlich zufälligen Gäste nicht verschonten, und keineswegs ihr Verdienst sein ließen, wenn einzelne Häringe ihren Netzen entschlüpften. Wer bürgte dafür, daß in Zukunft wieder einmal sich ein solcher Schwarm in ihre Gewässer verirren werde?

Andere nahmen große Wanderzüge der Häringe von Osten aus, gegen die Küsten Nordamerikas hin, an. Valenciennes widerlegte letztere Anschauung dadurch, daß er nachwies, unser Häring Clupea harengus, sei noch nie an Amerikas Küsten gefangen worden, sondern der dort gefischte sei eine besondere Art, die Clupea elongata. Münter hat nun auch die ersteren Züge, von Norden nach Süden, in den Bereich der Fabel verwiesen, und gleichzeitig den Häringkönig als einen gemeinen Häring mit etwas rötheren Flossen und Kiemendeckeln entlarvt. Abgesehen davon, daß Münter sich durch eigene Anschauung davon überzeugte, der Führer des Schwarmes sei nur ein Häring, und zwar eben so oft ein Männchen als ein Weibchen, wäre es auch unbegreiflich, wie der St. Petersfisch, der auf das Mittelmeer beschränkt ist, in die Nord- und Ostsee käme.

Was das Wandern anbelangt, so ist der Häring ein viel zu schlechter Schwimmer, um große Wanderungen anzutreten, und die Wohlgenährtheit der Häringe, welche die sogenannten Züge zusammensetzen, spricht entschieden gegen die Annahme, der Hunger treibe sie zu uns. Wie sein Inhalt des Magens zeigt, lebt der Häring sein Alltagsleben in bedeutender Meerestiefe; nur Reste von Thieren, die sich dortselbst aufhalten, wurden in seinem Innern aufgefunden. Zur Laichzeit jedoch erhebt er sich schaarenweise, um seine Eier an den Küsten, im Bereich der brütenden Sonnenstrahlen, abzusetzen; daher sein periodisches Auftreten.

In jüngster Zeit hat die Häringfischerei bedeutenden Eintrag erlitten. Es ist wohl wahr, der Feinde des Härings gibt es eine Legion. Kabeljaus, Meerhechte, Aale und Delphine verfolgen ihn unter Wasser. Möven, bassanische Gänse, Scheermesserschnäbler 2c. passen der Brut auf, unter der übrigens auch Fische solche Verheerungen anrichten, daß von 6000 Eiern höchstens eins zur Entwicklung kommt; doch Alles dies wird durch des Härings enorme Fruchtbarkeit paralysirt, denn jeder Vollhäring legt beiläufig 70,000 Eier. Der Ruin der Häringfischerei liegt in dem Wahne von seinen Wanderzügen und der daraus erfolgten Rücksichtslosigkeit bei seinem Fange. Mitten im Geschäfte des Laichens fällt man mit engmaschigen Zugnetzen über die Züge her und zieht sie mit

dem Rogen und den jungen Fischen zugleich an's Land, letztere natürlich unbenützt beiseite werfend. An der Hand der Wissenschaften einem alten eingewurzelten Vorurtheile entgegentreten zu wollen, wäre freilich fruchtlos, und die Ichthyologen der Welt werden sich vergebens bemühen, einen Fischer zu überzeugen, der Häring sei ein Standfisch. Eine gesetzliche Regelung und Beseitigung der Fischerei könnte jedoch die drohende Gefahr des Aussterbens der Häringe abwenden. Dasselbe gilt auch von der Sardellen-Fischerei auf den dalmatinischen Inseln. — Man gestattete das Fischen nur auf hoher See und nicht auf den Laichplätzen selbst, und auch dort nur mit dem Treibnetze, dessen Maschen nicht enger als ein Zoll sein dürften. Da das Treibnetz nur acht Ellen tief ist, gelangen nur die stärksten und gesundesten Fische in seine Maschen; denn nur diese schwimmen obenauf, während die jüngeren und schwächlicheren mit den trächtigen Weibchen unter dem Netze freipassiren und die Brutplätze erreichen. Der Fisch verfängt sich auch mit seinen Kiemendeckeln gleichsam von selbst in den Maschen des mit den Booten lautlos hertreibenden Netzes, ohne daß dadurch der ganze Zug in Verwirrung gerathen und der entkommende Theil desselben verscheucht würde. In Schottland darf während der Laichzeit des Härings kein Kanonenschuß abgefeuert werden, und es geht die Sage, nach der Schlacht bei Kopenhagen habe der Häring die Ostsee verlassen und beginne erst in neuester Zeit wieder in derselben heimisch zu werden. Wenn nun auch die obige Vorsichtsmaßregel auf übertriebener Aengstlichkeit beruht und sich letztere Annahme als irrig herausstellt, so ist doch unzweifelhaft der Häring gegen Geräusch empfindlich, und sollte wenigstens in nächster Nähe seiner Laichplätze, der Dampfschifffahrt wegen des Geräusches und der Sodabrennerei wegen des Rauches, während der Laichzeit einigermaßen Einhalt gethan werden.

Eine amerikanische Stimme über Deutschland.

Welche Sympathien man in Amerika dem deutschen Volke entgegen trägt, ersehen wir neuerdings wieder aus einem Artikel der „Pawtucket-Gazette“, in welcher einer der angesehensten Amerikaner schreibt: Die Liebe zum „Vaterland“, auf die ich mich, als so hervorragend bei den Deutschen in der Heimath, so häufig bezog, ist denn auch überall in diesem Lande höchst bemerkenswerth. Bei der großen Mannchfaltigkeit der Personen, mit denen ich zusammen kam, traf ich nicht eine, deren Mitgefühl nicht stark erweckt wurde von der Anregung über die Frage von der künftigen Konsolidation und Macht eines einigen Vaterlandes. Sie mögen kommen, aus welchen Staaten sie wollen, Bayern, Württemberg, Sachsen, den größeren oder kleineren Staaten, sie mögen noch so verschieden nach Beruf und sozialer Stellung sein, immer die Liebe zum Vaterlande ist die Empfindungsseite aller Seelen, deren Schwingungen der leisesten Berührung entsprechen und die im vollkommenen Einklang mit jenen anderer Herzen und Hoffnungen sind. Es liegt ein Zauber in diesem nationalen Emporstreben. Es nährt die besten Triebe von Vaterlandsliebe in jeder Brust, und bei uns Amerikanern sollte es unser wärmstes Mitgefühl erregen und zur Aufmunterung dienen. Kein Volk war uns so treu in den Stunden der Verzweiflung und der Prüfung, als der Deutsche, und um die Größe dieser Sympathie und die Aufrichtigkeit derselben zu kennen, muß man mit ihm in Berührung gekommen sein, wie wir, als unsere Noth und unser Unglück ihre Thatkraft entzündete; was auch immer wir thun können zur Beförderung des sehnenden Wunsches der Deutschen, sollte ernstlich gethan werden. Ich kann nie die Befriedigung höchsten Grades vergessen, die ich bei der Versammlung deutscher Bankiers in Frankfurt erfuhr, welche zusammen kamen, um Mr. Lanier (von dem Bankhause Winslow Lanier und Co. New-York) entgegen zu kommen, der von dem Finanzminister zu Washington hierher gesandt wurde, um sich des Standes amerikanischer Staatspapiere im Auslande zu versichern. Bei dieser Versammlung von 60 od. 70 der ersten Handelshäuser, die fabelhafte Summen repräsentirten, und welche Millionen Dollars unserer Anlehen besaßen, war der Enthusiasmus und die wahre Befriedigung über den Erfolg unserer legalen und patriotischen Armee bei ihnen so stark wie bei uns. Und die Reden, welche gehalten wurden, verbürgend unsere Redlichkeit und Biederkeit für die ehrenhafte Bezahlung des letzten Dollars unserer Verbindlichkeiten, wurden mit Beglückwünschungen und Versicherungen unbegrenzten Vertrauens empfangen. Laßt die Geschichte nichts versäumen in dieser stolzen Mittheilung, daß, als die Finsterniß ihren schwarzen, dunkeln Mantel über uns deckte, als die verhaßten Sendlinge verdammnißvollen Verraths sich dem Kapitol unseres Landes näherten, Tod und Vernichtung unserer Republik drohend, als sogar die Erde selbst verrätherisch erschien, und selbst Männer von Wahrheit und Patriotismus ängstlichen Blickes unter dem schweren Druck von Zweifel und Furcht litten, sogar in dieser Stunde des Kleinmuths zu Hause kamen zu uns die starken Stimmen der Hoffnung und frohen Muthes derselben deutschen Bankiers, die der Welt ihren Glauben und die Hoffnung verkündeten, indem sie die Preise amerikanischer Anlehen auf der Frankfurter Börse erhöhten. Gott segne das deutsche Vaterland! Möge seine Zukunft sein, wie der Glanz der Sterne am Firmamente: Möge der östliche Himmel die glänzende Morgenpracht wiederstrahlen, wenn die Strahlen dieser Sonne glänzen mit der Pracht eines auferstandenen, mächtigen und intelligenten Volkes, in der neuen Gestalt einer herrlichen Verbrüderung und Einigung gereift und vervollkommnet.

Die Sonnenfinsterniß vom 18. August.

Unter den lakonischen Telegrammen, welche unmittelbar nach der Beobachtung der Sonnenfinsterniß vom 18. d. M. nach Europa gelangten, ist dasjenige, welches der Physiker Janssen von Masulipatam im Pariser „Moniteur" veröffentlichen ließ, jedenfalls das werthvollste und bedeutendste. Janssen meldet wörtlich: „Die Finsterniß ist beobachtet worden, die rosenrothen Protuberanzen wurden studirt, sie sind von einer gasartigen Beschaffenheit; endlich war das Spectrum sehr merkwürdig und unerwartet." Aus diesen wenigen Worten geht hervor, daß der erwähnte Gelehrte, welcher der französischen Expediton angehört, während der Verfinsterung, als die Sonnenkugel unsichtbar war, Portuberanzen gesehen und erfolgreicher beobachtet, als alle seine Vorgänger. Protuberanzen find nach Arago, der solche bei der totalen Sonnenfinsterniß am 8. Juli 1845 beobachtete, „röthliche Flammen, welche während der Finsterniß von verschiedenen Punkten des Mondes hervorsprühen." Seitdem hat man sie mehrmals beobachtet, ohne über ihre Beschaffenheit ins Klare zu kommen, doch gewann nach der Finsterniß von 1851 die Ansicht Raum, daß es höchst zweifelhaft sei, ob die Protuberanzen von der Mondperipherie aussprühen, und daß dieselben mit Wahrscheinlichkeit für Annexe der Sonnenscheibe gelten dürfen, also wolkenähnliche Gebilde seien, welche stellenweise über der Sonne schweben und im rothen Lichte glühen. Das rothe Licht ist jedoch für unser Auge unbemerkbar, wenn das viel hellere Licht der Sonne unsere Atmosphäre beleuchtet und kann daher nur bei Sonnenfinsternissen beobachtet werden. Herrn Janssen's Beobachtungen haben also ihren Hauptwerth in dem Resultat, daß er während der Finsterniß, nicht nur, wie bereits vor ihm viele Gelehrte, im Stande war, die Protuberanzen zu beobachten, sondern auch die gasartige Beschaffenheit derselben festzustellen.

Dieser Erfolg ist als ein großartiger Triumph der von Bunsen und Kirchhoff entdeckten Spectralanalyse zu bezeichnen, auf welche bei der diesmaligen Sonnenfinsterniß die Hoffnungen aller Physiker und Astronomen gerichtet war. Diese Spectralanalyse gründet sich nämlich auf die Eigenschaft des weißen Lichts, sich durch ein Prisma in eine unendliche Menge von verschiedenen Strahlen zerlegen zu lassen. Die Dispositionen der verschiedenen Strahlen im Lichtspectrum, die Zahl und Itensität der Schattirungen, ihre Stellungen u. s. w. verändern sich nach der Beschaffenheit der Substanzen, welche in der Flamme oder der Lichtquelle verbreitet sein können. Daher sind sie ein Mittel, um die Beschaffenheit der Substanzen zu erkennen, welche in der Sonne und in den Gestirnen enthalten sind. Nun zeichnet sich Janssen gerade in dieser Art von Beobachtungen aus. Aus den wenigen Worten, die er abgeschickt hat, können wir schließen, daß er wichtige Resultate erlangt hat. Unter den gewöhnlichen Umständen ist es, wie bereits gesagt, unmöglich, die Spectren von den verschiedenen Theilen der Sonnenscheibe in ihrer ganzen Reinheit zu erlangen und zwar wegen der Vermischung des von dem Centrum ausgehenden Lichts mit dem, welches von den Rändern des strahlenden Gestirns herrührt, welche Vermischung durch den Einfluß der Erdatmosphäre veranlaßt wird. Man begreift daher, wie nützlich die Spectral-Analysen sind, die im Augenblick einer totalen Sonnenfinsterniß gemacht werden, weil dann das Licht an den Rändern besonders studirt werden kann. Es ist wahrscheinlich, daß Janssen seine Forschung nicht blos auf die leuchtenden Protuberanzen, sondern auch noch auf den Lichtschein, welcher während des vollständigen Verschwindens der Sonne die dunkle Scheibe des Mondes umgibt, hat richten können. Dieser Lichtschein ist einer Sonnen-Atmosphäre zuzuschreiben. Wenn dieser Lichtschein einer gasartigen Lichthülle um die Sonne gehört, so muß der Umfang des Mondes sich weit deutlicher in den an den Sonnenrand anstoßenden Theilen als in den entferntesten Gegenden unterscheiden lassen — wie dies auch bereits von dem Astronomen Villarceau bemerkt worden ist. So war es bei der totalen Sonnenfinsterniß, die am 18. Juli 1860 in Spanien beobachtet wurde. Was die Disposition dieses Lichtscheines betrifft, so sagt derselbe Astronom mit Recht, man müsse neue Beobachtungen abwarten, um eine befriedigende Theorie dieses Phänomens aufzustellen. Diese erwarteten Beobachtungen sind jetzt gemacht, wenigstens läßt der Wortlaut des sehr kurzen Telegramms uns erwarten, daß es Herrn Janssen gelungen ist, das Spectrum der Sonnenhülle zu sehen, während der wenigen Minuten, wo das Licht des Sonnenkerns nicht zu ihm gelangen konnte. Es sind nur noch die ausführlichen Einzelheiten, d. h. die Rückkehr des Herrn Janssen abzuwarten, welche bald erfolgen wird.

Reise eines dreizehnjährigen Schulknaben.

Die „Thurg. Ztg." erzählte Folgendes von einem jungen Abenteurer: In der Schulgemeinde Erlen-Riedt bietet gegenwärtig die abenteuerliche Reise eines 13jährigen Schulknaben das Tagesgespräch und dürfte wohl auch für ein größeres Publikum Interesse haben. Als nämlich vor drei Jahren die Schule Erlen einen Ausflug nach Schaffhausen ausgeführt und Abends glücklich wieder auf der Station Erlen angelangt war, entfernte sich unbemerkt ein Knabe von der Schaar. Trotz allen Nachforschungen konnte man seither keine Spur mehr von ihm entdecken. Am 16. d. M. aber erhielt der Ortsvorsteher in Riedt aus Bucharest einen Brief, welcher von eben diesem Knaben kam und von dessen dreijährigen Irrfahrten Kunde giebt. „Ich habe — schreibt der Junge — eine lange aber lehrreiche Schulreise gemacht. Am gleichen Abend reiste ich noch zu Fuß von Erlen nach Rorschach und dann nahm ich meinen Weg auf St Gallen, über Luzieusteig nach Chur und über den-

Bernhardin nach Lugano, überschritt die italienische Grenze, um, wie ich im Sinne hatte, mir ein besseres Vaterland zu suchen. Aber wie ich in Italien war, fiel es mir schwer, durchzukommen; denn die Sprache war ja nicht die deutsche, sondern die italienische. Ich dachte, in einer großen Stadt werde ich schon Deutsche finden, welche mir zur Arbeit verhelfen würden, und richtete meine Schritte nach Mailand. Aber ich fand in der großen Stadt Niemand, der deutsch redete. Ich verließ diese Stadt, besuchte Turin, Alexandria und andere Städte, fand aber nirgends Arbeit. Es blieb mir keine andere Wahl, als den Weg ins Oesterreichische einzuschlagen." Ueber Mailand, Pavia und Cremona kam der Knabe nach Mantua, wo er die Grenze überschreiten wollte; dabei wurde er aber von österreichischen Soldaten ergriffen und zurückgewiesen. Besser gelang es ihm an einem anderen Orte, und nun ging es ohne besondere Schwierigkeiten durch das Venetianische und Krain bis an die Grenze von Steyermark, wo er wieder angehalten wurde und einen steierischen Schubpaß erhielt, durch welchen er an das k. k. Polizeidirektorium gewiesen war.

Anstatt aber dem Schubpaß zu folgen, zerriß er ihn und schlug den Weg durch Kroatien und Ungarn ein und ging dann der Donau nach hinunter. An der ungarisch-serbischen Grenze wurde der Knabe öfters angehalten, aber jedesmal wieder freigelassen. In Orsova erhielt er bei einem Drechsler Arbeit, aber anstatt das Drechseln zu lernen, mußte er den Weingarten hüten und Esel treiben. Trotzdem hielt er es $1^1/_2$ Jahr dabei aus, dann aber machte er sich über das Gebirge in die Wallachei, wo er bei einem Bauer in Arbeit trat. Da er aber die Sprache nicht verstand und sich an das rohe Hirtenleben nicht gewöhnen konnte, verließ er diesen Platz bald wieder und ging nach Kalafart, wo er sich bei einem serbischen Wagner eindingte, der aber das Handwerk selber nicht recht verstand; dazu wurde der Knabe seines Glaubens wegen ausgelacht. Sobald er daher hörte, daß sich in Bucharest deutsche Handwerker aufhalten, reiste er dorthin und befindet sich nun in der Hauptstadt der Wallachei bei einem Wagner aus Preußen, der ihn unter der Bedingung als Lehrling aufgenommen, daß er sich Schriften aus der Heimath kommen lasse. Diese zu erlangen ist der Hauptzweck seines Briefes. Als Grund seiner Entweichung giebt der kleine Landstreicher an, daß er den Vorwurf, von der Gemeinde erhalten zu werden, und die Schande seiner ungerathenen Schwestern nicht mehr ertragen konnte. Der ganz gut geschriebene Brief schließt mit herzlichen Danksagungen an die Gemeinde und die Pflegeeltern.

Feuilleton.

* (Selbstmord.) Vor einigen Tagen wurde zu Paris in der Rue de Roquette ein Mann von 70 Jahren erhängt gefunden. In einem Schreiben, das er hinterlassen, erklärt derselbe seinen Selbstmord wie folgt: Man klage Niemand wegen meines Todes an. Ich hänge mich freiwillig auf, weil ich nicht anders kann. In unserer Familie ist der Selbstmord erblich. Mein Großvater hat sich den Hals mit einem Rasirmesser abgeschnitten; mein Vater hat sich eine Kugel durch den Kopf gejagt und mein ältester Sohn ebenfalls. Meine Tochter hat sich vor zwei Jahren in's Wasser gestürzt, und ich muß mich dem Schicksal fügen, das schon seit mehr als einem Jahrhundert unsere Familie heimsucht."

* (Der „Saure Gurkenzeitgenosse") behauptet: Es wäre jetzt gar nichts los. Was aber sagt der „Unverbesserliche Wortspieler? Nichts los? Jetzt, wo Alles arbeitslos, nahrungslos und brodlos, die höhere Planlosigkeit zweifellos, die Gesetzlosigkeiten zahllos, die Kopflosigkeit geheimnißlos, die Schlaflosigkeit hülflos, die Ruchlosigkeit rastlos, die Rücksichtslosigkeit schrankenlos, die Verdienstlosigkeit angstlos, die Sittenlosigkeit bodenlos, die Verfassungslosigkeit sorglos, die Geschmacklosigkeit beispiellos und die Muthlosigkeit endlos ist?

* Jemand hörte, daß Rubens mit einem Pinselstriche ein lachendes Kindesantlitz in ein weinendes habe verwandeln können. — „Dazu brauche ich nicht einmal einen Pinsel, das kann ich mit dem Besenstiel," entgegnete er trocken.

* (Der aufrichtige Nachbar.) Schauen's, Herr Nachbar, wenn i Sie sehe mit Ihrer Frau, dann hab i immer a große Freud'! — Wie so? — Daß sie nicht meine Frau ist!

* Ein englischer Doctor und seine Frau, die wie Katz und Hund mit einander lebten, geriethen auf einer Spazierfahrt in Streit über eine Partie Whist, die sie Abends zuvor gemacht hatten. Der Doctor schwor, daß er Recht habe, sie behauptete das Gegentheil; der Doctor wurde wüthend und sagte, wenn sie nicht nachgebe, wolle er sie in die Themse fahren. „Fahr' zu," war ihre Antwort. Er wandte seine Pferde nach dem Wasser und bewachte die Miene seiner Frau, bemerkte aber keine Zeichen von Furcht.

Der Wagen gerieth immer tiefer hinein, bis die Pferde beinahe schwammen.

„Wohin fährst du, Doctor?" fragte seine Frau.

„Zur Hölle, Madame," war seine Antwort.

„Dann fahr zu, wohin du gehst, kann ich auch hingehen."

Der Doctor sah sie starr an, dann wandte er seine Pferde wieder um und fuhr mit seiner Frau nach Hause.

Räthsel.

Bald alt, bald jung, bald wieder alt,
Bald viel und bald auch wenig
Bin ich, doch gleich bleibt mein Gehalt,
Als Bettler und — als König.

Redaktion, Druck und Verlag von Ph. Rohr in Kaiserslautern.

Pfälzisches Sonntags-Blatt.

Belletristisches Beiblatt der „Pfälzischen Volkszeitung."

Nr. 37. Sonntag, den 13. September 1868.

Ein neues Trinklied.

Mel.: Grad' aus dem Wirthshaus &c.

Mädchen, vor Einem Wort hüte Dich sehr:
Daß ich nicht trinken soll, sage nicht mehr.
Blicke doch rings um Dich in die Natur,
Funkelnden Sonnenstrahl trinket die Flur!
Brunnen und Quellen trinkt durstig die Au,
Und in dem Blumenkelch blinket der Thau.
Trinken die Lüfte nicht würzigen Duft?
Schau, und der Falter trinkt wieder die Luft.
Fliegen die Bienen doch durstig ins Feld,
Und um die Sonne schwebt trunken die Welt.
Ja, selbst die Sonne trinkt kühlende Fluth.
Wenn sie im Meeresgrund rastet und ruht.
Mädchen, drum sag' mir nicht: „Trinke nicht mehr!"
Trinkt doch die ganze Welt rings um mich her.
Reiche den Becher mir, schenke mir ein,
Bin ja auf Erden sonst nüchtern allein!

Wenn ich eine Frau wäre; nach H. F.

Den geehrten Leserinnen zur Entscheidung, in wie weit nachstehende Nachrichten richtig sind.

(Aus dem Englischen übersetzt von E. N . . . . . .)

Wenn ich eine Frau wäre, würde ich immer die Aufgabe vor Augen haben, welche die Natur und die Gesellschaft meinem Geschlecht gestellt haben, deßhalb über die Schwächen mich zu erheben versuchen, denen wir nur zu oft unterliegen, und mich bestreben, meinen Geist zu bilden und mein Herz zu stählen.

Wenn ich eine Frau wäre, würde ich die gemeinen und gewöhnlichen Huldigungen verschmähen, die meiner Körperschönheit oder den Reizen gelten, die ich meiner Schneiderin oder Putzmacherin verdanke, und nur die Männer beachten, welche so gebildet und so ehrlich sind, von mir nichts zu erwarten, als einen Tanz und einen freundlichen Blick, nicht aber Gunstbezeugungen, die weder Der eingestehen kann, der sie empfing, noch Die, welche sie gewährte.

Wenn ich eine Frau wäre, würde ich meinen Stolz nicht darin suchen, immer eine Anzahl Schmeichler als eine Art Hofstaat um mich zu haben, ich würde nicht kokettiren, um solche Schmeichler an mich zu ziehen und mich in den Augen andrer und rechter Männer lächerlich zu machen.

Wenn ich eine Frau wäre, würde ich unter allen Umständen einen braven und gebildeten Mann, wenn er auch nicht in den glänzendsten Verhältnissen lebte, demjenigen vorziehen, der Nichts ist als reich.

Wenn ich eine Frau wäre, würde ich gegen die lockende Versuchung der Auslagen in den Läden kämpfen, meine Kleidung nicht nach der einer andern Frau richten, die vielleicht reicher oder weniger sparsam ist als ich, sondern nur vor allem nach meinem Alter; ich würde es deßhalb für eine Sünde halten, die Mitgift meiner Tochter, oder mein Wirthschaftsgeld zu verkürzen, um besser gekleidet zu sein, als eine meiner Bekannten.

Wenn ich eine Frau wäre, würde ich mich schämen, einer Mode zu huldigen und mich zu unterwerfen, welche den Umfang u. den Preis meiner Kleider verdreifacht, alle belästigt, die in meine Nähe kommen und beweist, daß die von der Natur Vernachläßigten und die Mißgestalten in unserm Geschlechte die Mehrzahl ausmachen.

Wenn ich eine Frau wäre, und ich hätte das Unglück, bemerken zu müssen, daß mein Mann und meine Söhne jeden Abend in den Club oder das Wirthshaus gingen und mich mit meinen Töchtern allein ließen, so würde ich glauben, sie fühlen sich zu Hause nicht wohl und behaglich, und mich deßhalb mit allem Eifer bemühen, ihnen den Aufenthalt im Hause so angenehm als möglich zu machen, bis sie gestehen müßten und geständen: daheim ist doch daheim.

Wenn ich eine Frau wäre, würde ich mein Herz und meinen Geist nicht durch planlose Leserei verderben; ich wüßte ja, daß die Frauen nirgends in der Welt im Ganzen so geehrt und so begünstigt sind, als im lieben Vaterlande, und würde mich deßhalb bemühen, meinen Geist und mein Herz der Höhe unserer Stellung gemäß auszubilden.

Wenn ich eine Frau wäre, wenn ich Mutter wäre, würde ich die Leiden und die Schmerzen, die mir die Natur nun einmal zugetheilt hat, mit aller Geduld und Ergebung hinnehmen, weil sie mehr als aufgewogen werden durch die Freuden, die nur wir genießen, und so würde ich in Frieden dem Verblühen meiner Schönheit, den grauen Haaren und dem Alter zwischen der Liebe meiner Kinder und der Achtung und Verehrung meines Mannes entgegengehen.

Polnische Frauen in den Kämpfen des letzten Aufstandes.

Beispiele von hochgradiger Energie, welche polnische Frauen im letzten polnischen Aufstande bewiesen haben, sind seither mehrere bekannt geworden. Außer Fräulein Pustowojtoff, dem bekannten weiblichen Adjutanten des General Langiewicz, haben noch viele weibliche Krieger in den Reihen der Aufständigen gefochten, wenn auch die Kunde von ihnen nicht

auch die Runde von Europa gemacht hat. Zu Anfang des Jahres 1864 sind in einem Walde nach langem, hartnäckigem Kampfe die Insurgenten zum Weichen gebracht und genöthigt worden, ihr Heil in der Flucht zu suchen. Bei ihrer Verfolgung machten die russischen Truppen einige Gefangene und weil der Amnestie-Erlaß schon in Wirksamkeit war, wurden die Gefangenen nach Warschau vor das Militärgericht gebracht. Unter ihnen befand sich auch ein hübscher junger Mann, der kaum 18 Jahre alt sein mochte; er nannte sich Theophil Langerowski. Vor der Kommission, die ihn verhörte, dokumentirte sich Langerowski mit Papieren, die richtig auf seinen Namen lauteten und auch im Uebrigen ganz in Ordnung waren. Das Urtheil der Kommission lautete für alle Gefangenen, als „mit den Waffen in der Hand betreten", auf Deportation. Der Gouverneur des Warschauer Militärbezirkes bestätigte das Urtheil, und Langerowski mit seinen Genossen sollte mit der nächstabgehenden Rotte von Sträflingen Warschauer Jurisdiktion zur Zwangsarbeit nach einem festen Platze des östlichen Sibiriens gebracht werden, und so geschah es auch. Langerowski athmete schon die Luft Sibiriens, und er hätte wohl kaum jemals mehr den Schauplatz seiner Thaten wiedergesehen, wenn nicht eigenthümliche Umstände zu seinen Gunsten eingegriffen hätten. Er war mit allen mit ihm angekommenen Sträflingen des Convoys in eine große Lokalität gebracht worden, die er gemeinsam mit ihnen bewohnte, ohne sich von ihnen durch irgend etwas Auffälliges zu unterscheiden. Nach Verlauf von einigen Monaten wurden jedoch, sowohl von seinen Genossen als auch von den Aufsichtsorganen ganz eigenthümliche Veränderungen auf seiner Persönlichkeit wahrgenommen. Er wurde in ein separirtes Lokal gebracht, seiner Arbeit enthoben, und nach wenigen Tagen schon belebten die einsame Zelle zwei kleine lebensmuthige Weltbürger; was zur Folge hatte, daß sich zwischen den verschiedenen Kommandanturen ein lebhafter diesbezüglicher Depeschenverkehr entspann. Es wurde Befehl gegeben, den Pseudo-Langerowski nach dem Königreiche Polen zurückzuschicken, um von der Kommission nochmals verhört zu werden. Die interessante Persönlichkeit wurde vor einigen Tagen nach Warschau zurückgebracht, wo sie einige Zeit im städtischen Rathhause verblieb, währenddem ihr Proceß von der Kommission wieder aufgenommen wurde. Der Pseudo Langerowski entpuppte sich nun als Petronilla K . . . ., aus einer besseren Familie im Radomer Gouvernement herstammend, wo sie als ein ebenso patriotisch gesinntes als energisches und entschlossenes Mädchen bekannt war. Als der letzte Aufstand ausbrach, betheiligte sie sich in den Corps, in welchem auch Frauen mitfechten durften, zu wiederholten Malen an verschiedenen Gefechten. Sie wollte an der Seite ihres Geliebten Theophil Langerowski kämpfen, der in einer Schützenlegion focht, in welche keine Frauen aufgenommen wurden. Um daher ihren Zweck erreichen zu können, faßte Petronilla den Entschluß, sich verkleidet einzuschmuggeln, was ihr auch vollkommen gelang. Im Corps focht sie mit der größten Bravour und war beim Angriff immer in den ersten Reihen. Als Langerowski bald darauf in einem Gefechte fiel, nahm sie seine Papiere zu sich, und als sie endlich selbst in Gefangenschaft gerieth, nahm sie seinen Namen an. Angesichts aller dieser eigenthümlichen Umstände wurde nun Petronilla K . . . . von der Kommission der Begnadigung empfohlen, welche ihr auch gewährt wurde. Die vielgeprüfte Amazone kehrte nun zu ihrer Familie zurück, um sich von ihren zahlreichen Abenteuern zu erholen.

Landesgericht zu Wien.

Ein erschütterndes Drama spielte sich am 29. Aug. d. J. vor dem hiesigen Gerichtshofe ab. Die psychologischen Momente in Bezug auf die That, um die es sich handelt, sind bei dem Mangel ersterer Motive kaum oder nur schwer zu erklären.

Karl Hellbild, 24 Jahr alt, Vergoldergehilfe, steht vor Gericht, weil er den Versuch gemacht hat, seine Geliebte zu tödten. In seinem 20. Lebensjahre lernte er die Fabrikarbeiterin Klara Sauer kennen, und beide versprachen sich, für das Leben einander anzugehören. Ihre Charaktere scheinen jedoch verschiedener Art gewesen zu sein; Klara war ziemlich vergnügungssüchtig und Karl, der als ein sehr fleißiger Arbeiter geschildert wird, hatte nicht die Kraft, ihrem Hange mit männlicher Besonnenheit entgegenzutreten. Statt mit Ruhe und Ueberlegung auf das Mädchen einzuwirken, überhäufte er Klara mit Vorwürfen und mit Drohungen, und wiederholt hatte er ihr mündlich und schriftlich das traurige Ende prophezeit, welches unter den obwaltenden Umständen ihre gegenseitigen Beziehungen nehmen würden.

Die Hauptursache der oft wiederkehrenden Zerwürfnisse bestand namentlich darin, daß Klara an keinem Dienstorte es lange aushielt, was namentlich der Mutter Hellbild's zu heftigen Beschuldigungen gegen das Mädchen Anlaß bot. Der Unglückliche mochte diese Beschuldigungen ernster nehmen, als sie vielleicht gemeint waren, und sein verdüstertes Gemüth ließ ihn bei Gelegenheiten sofort verzweiflungsvolle Beschlüsse fassen.

Mehr als einmal dachte er an Selbstmord, und nur der Gedanke, daß seine Klara dann die Gattin eines Andern werden könne, hielt ihn von dieser That zurück. Als er jedoch am 30. Juni d. J. erfuhr, daß seine Geliebte schon seit drei Tagen nicht in die Arbeit gekommen sei, daß sie abermals beschäftigungslos im Hause ihres Vaters wohne, da verließ ihn jegliche Besonnenheit, und er beschloß, der Sache ein Ende zu machen. Mit einem zweischneidigen, spitzen, scharfgeschliffenen Messer bewaffnet, kam er der Ahnungslosen auf ihrem gewöhnlichen Abendspaziergange entgegen und lud sie ein, ihm nach der Schmelz zu folgen. Eine halbe Stunde

lang saßen die Liebenden im Grünen, als, etwa gegen neun Uhr Abends, die Spaziergänger sich allmählich verloren und Karl mit seiner Geliebten allein zurückblieb. Noch einmal schloß er dieselbe in seine Arme und stieß ihr dann das Messer bis an's Heft in die Brust. Sein Blut wallte fieberisch und in wahnsinniger Verzweiflung stieß er noch sechsmal nach seinem unglücklichen Opfer, um schließlich die mörderische Klinge nach seinem eigenen Herzen zu richten. Aber das Messer war gebrochen — der nach seiner eignen Brust geführte Stoß blieb wirkungslos, und mit den Worten „Leb' wohl, Klara, wir sehen uns nicht mehr in diesem Leben!" stürzte Karl in die dunkle Nacht hinaus. Er irrte 24 Stunden wie ein Wahnsinniger herum und stellte, nachdem ein zweiter Mordversuch mißlungen war, sich selbst dem Gerichte. Klara hatte sich soweit erholt, daß sie mühsam bis an die ersten Häuser von Lerchenfeld gelangen konnte, wo sie besinnungslos zusammenbrach. Sie wurde erst gegen Mitternacht in das allgemeine Krankenhaus gebracht, wo sie vollständig genas.

Der Angeklagte beantwortete alle an ihn gerichteten Fragen mit mühsam errungener Fassung und gestand die Absicht, seine Geliebte zu tödten, mit rückhaltloser Offenheit ein.

Einen erschütternden Eindruck machte das Erscheinen der armen Klara im Gerichtssaale. Nur mühsam schwankte sie, von den widerstrebendsten Gefühlen gefoltert, bis in die Nähe des Präsidenten und brach dort, von ihrer Seelenpein überwältigt, besinnungslos zusammen. Nachdem sie sich einigermaßen beruhigt hatte, gab sie schluchzend, aber mit voller Bestimmtheit ihre Aussagen ab. Doch findet sie nicht ein Wort der Anklage gegen den Mann, der ihr die tödtliche Waffe in die Brust gestoßen. Die Vorwürfe die sie ausstößt, sind nur gegen sich selbst gerichtet, und der Eindruck, den ihre Auslassung auf alle Anwesenden macht, ist ein so gewaltiger, daß vielen derselben die hellen Thränen über ihre Wangen rinnen, als der Vertheidiger des Angeklagten in seinem Plaidoyer darauf hinweis't, mit welcher unerschütterlichen Treue das Weib aus dem Volke an dem Manne ihrer Wahl festhält.

Auch die als Zeugin erschienene Mutter des Angeklagten ist auf's tiefste erschüttert, und zitternd sieht sie dem Ergebnisse der Verhandlung entgegen. Carl Hellbild wurde des versuchten Mordes schuldig befunden und unter Annahme mildernder Umstände zu dreijährigem schwerem Kerker verurtheilt.

Erinnerungen.

Die „Eclipse" erzählt einen blutigen „Calembourg", aus dem man ersehen kann, wie nahe für den Pariser das Grauenhafte bei dem Witzigen liegt. Es ist vom Staatsstreich die Rede. Ein Ordonnanzoffizier kommt am 4. Dezember 1849 zu General Arnaud und verlangt dringliche Verhaltungsbefehle; man baut an der großen Barrikade der Pforte St. Denis. General St. Arnaud ist gerade von einem furchtbaren Keuchhusten befallen, und wüthend darüber, daß ihn die Beklemmung nicht ungehindert sprechen läßt, stößt er mühsam die Worte hervor: „Mein verwünschter Husten!" — Der Offizier erlaubt sich eine Bemerkung über die große Menschenmenge, welche die Boulevards erfüllt. Neuer Krampfanfall bei dem General, der nochmals seinen unglückseligen Husten verwünscht. Der Offizier eilt fort, und die Aktion des 4. Dezember beginnt. Die gräßliche Pointe dieser offenbar erfundenen Anekdote wird nur im Französischen bemerkbar. Der General rief: „Ma sacrée toux!" Der Offizier verstand: „Massacrez tout!" — A. Ranc spricht im „Reveil" von dem Tenot'schen Werke über den Staatsstreich und erzählt gelegentlich der berüchtigten Lanciers-Attapue, welche Oberst de Rochefort am 3. Dezember gegen die dichtgedrängten Spaziergängerhaufen auf den Trottoirs des Boulevards ausführen ließ, folgende entsetzliche Episode: „Wir haben selber mit eigenen Augen gesehen, wie Oberst de Rochefort die ihm ertheilte Mission ausführte. Ueberrascht und waffenlos, konnte die dicht auf dem Trottoir zusammengepreßte Menge weder sich vertheidigen noch retten. Die Lanciers hatten demnach volle Zeit, nach Herzenslust darauf loszustechen. In unserer Nähe wurde ein junger Mensch von etwa zwanzig Jahren getödtet. Er trug eine weiße, vorn geöffnete Blouse und war unbedeckten Kopfes. Wahrscheinlich kam er aus einer benachbarten Werkstätte. Die Lanze drang ihm von oben nach unten durch das Genick bis vorn zur Brust heraus. Der Unglückliche fiel nicht; die Lanze hielt ihn aufrecht. Der Lancier suchte seine Waffe herauszuziehen; bei jedem Ruck wurde der Verwundete rechts und links geschüttelt und das Blut spritzte weithin. Es war grausig. Endlich ging die Lanze heraus und der Mann fiel mit dem Gesicht auf den Boden. Wir hoben ihn auf und lehnten ihn an die Mauer. Seine Augen waren weit aufgerissen, die Haare emporgesträubt. Er drückte mir krampfhaft fest die Hand und wollte ein Wort hervorstammeln. Blutiger Schaum kam über die Lippen, sein Körper streckte sich — er war todt. Die Lanciers hatten sich wieder in Reihen gebildet. Die trikoloren Fähnchen flatterten lustig im Winde; Oberst de Rochefort trabte an der Spitze und strich sich den Schnurrbart." —

Studentenhumor.

Bei dem Jubiläum der Universität Bonn haben die dortigen Studenten sich den Spaß gemacht, den auf dem Markte stehenden Obelisken, der als Pumpe dient, in originellster Weise auszuschmücken. Die K. Z. berichtet darüber folgendes: Acht hochaufgerichtete Bären umgeben den Obelisken unten, doch wollen wir zur Beruhigung des zarten Geschlechtes gleich beifügen, daß diese Bestien höchst gefahrlos sind, zumal, da man sie angebunden hat; sie haben, wie man leicht errathen wird, eine symbolische Bedeutung, denn

was es heißt, Jemandem einen Bären anbinden, davon wissen gar manche Philister manche Universitätsstadt Manches zu erzählen. Aber richtet man den Blick an den Obelisken etwas in die Höhe, so wird man gleich vier friedlicheren Thieren begegnen, vier harmlosen Pudeln, wiederum Symbole und zwar Universitätspedelle, deren Zahl gleichfalls vier ist. Zur weiteren Vervollkommnung unserer Studien in demjenigen Zweige der Zoologie, welche man wohl die akademische nennen könnte, dient der Anblick zweier Füchse und zweier Kameele, über welchen die Embleme der sechs in Bonn bestehenden Corps und der sechs Verbindungen angebracht sind, ein bunter Schmuck, welcher in Verbindung mit den an der Spitze des Obelisken lang herabhangenden Laubgewinden demselben zur besonderen Zierde gereicht. Oben hoch an der Spitze des Monuments ist eine Krone aus den nothwendigsten Kneiputensilien angebracht, als da sind: Flaschen, Wein- und Biergläser. Aber o Schrecken! — über der Krone macht ein riesiger Kater einen Buckel und streckt seinen gekrümmten Schweif weit hinaus in die Luft, als sei ihm recht unbehaglich zu Muthe, während ein kleinerer Kater unter seinem Leibe durchzukriechen versucht. Ob dieser Riesenkater und sein Sohn zum abschreckenden Beispiel oder die unter demselben befindliche, freundlich winkende Krone zur Aufmunterung der Festgenossen dienen soll, haben wir noch nicht in Erfahrung bringen können, glauben jedoch kaum, daß eine moralische Tendenz diesem humoristischen Schmucke zu Grunde gelegen hat; es liegt eben in der Logik der Gedankenverbindung, als den unzertrennlichen Genossen des edlen Reben- und Gerstensaft's, jenes männliche Raubthier anzunehmen, dessen nächtliche Ständchen „Steine erweichen, Menschen rasend machen kann." Eine nicht minder anerkennenswerthe Logik liegt darin, daß man unter dem Kater zwei riesige Häringe angebracht, einen Fisch, welchen die Natur in der Befolgung ihrer consequenten Ausgleichungstheorie so recht als dasjenige Thier schuf, welches dem Ueberhandnehmen des Katers gewaltsame Schranken zu setzen bestimmt ist.

Feuilleton.

* (Juristen und Architekten.) In Hamburg tagten bekanntlich dieser Tage kurz hintereinander der Juristentag und der Verein deutscher Architekten. Während des Juristentags herrschte abscheuliches Wetter, während die Architekten Sonnenschein hatten. Dies gab in der Hamburger Presse zu folgendem Veranlassung:

Als die Juristen zu uns kamen,
Fiel trübes Wetter ein,
Doch als die Architekten ihren Einzug nahmen,
Gab's Sonnenschein.
Daraus ist deutlich nun zu schauen
Der Welten Lauf:
Was die Juristen niederreißen,
Die Architekten wieder bauen auf.

* (Eine gute Partie.) Wer die Wittwe des ermordeten Indianerhäuptlings Hole-in-the-day (Loch im Tage) heirathet, macht kein schlechtes Geschäft. Die Dame besitzt nicht weniger als zwei Millionen Dollars. „Ach, wir Wilden sind doch bessere Menschen!"

* (Ein neuer Frauenclub.) Nach dem Muster des in New-York sich befindenden Clubs zur Vollendung der Emancipation unter dem weiblichen Geschlechte, Verschaffung des Stimmrechts u. s. w., welcher Club sich „Sororis" nennt, hat sich in Chicago ein Damenclub gebildet, welcher sich „die Schwestern vom goldenen Geheimniß" heißt. Ein Geheimniß und Damen, das ist ein Widerspruch in sich selbst.

* (Ein mysteriöser Vorfall) wird der „Köln. Ztg." aus Allon im Canton Waadt gemeldet. In der Nähe eines Pächterhauses bei Bornet bemerkte man vor einigen Tagen eine feingekleidete Dame von vornehmer Haltung an einem einsamen Platze sitzen. Anfänglich glaubte man, sie ruhe sich von einem Spaziergange aus, bald aber nahm man wahr, daß sie von einem großen Kummer niedergedrückt sein müsse, und als sie auch bei anbrechender Nacht die Stelle nicht verließ, sprachen sie die Leute des Pachthauses an, ihr Gastfreundschaft anbietend. Weinend lehnte sie die Einladung ab und bat flehentlich, man möge sich nicht um sie kümmern, sie wolle sterben. Auch die Annahme von Speise und Trank verweigerte sie auf das bestimmteste. So blieb sie die ganze Nacht und auch den folgenden Tag an jener Stelle, ohne zu essen und zu trinken. Von der Anwesenheit der geheimnißvollen Fremden berichtet, begaben sich der Friedensrichter und Gemeindevorsteher von Allon in Begleitung eines Arztes zu derselben. Auch diesen verweigerte sie die Annahme von Speise und Trank sowie jede Auskunft über ihre Person und Familie. Alles, was sie nur sagte war: „Es laste ein schreckliches Geheimniß auf ihr; zwinge man sie zur Rückkehr in ihre Familie, so würde dies derselben großes Unglück bringen. Das wolle sie durch ihren Tod vermeiden." Erst Abends 10 Uhr ließ sie sich, halb freiwilig, halb gezwungen bestimmen, daß man sie in einem Wagen nach Allon brachte, wo sie unter strenger Bewachung bei Tag und bei Nacht, da sie mehrere Selbstmordversuche gemacht hat, sich noch am 8. Sept. befand, ohne daß man Näheres über ihre Person erfahren konnte. Laut dem Ausspruche der Aerzte ist die erst 20 Jahre alte Dame vollständig Herrin ihrer Sinne. Sie spricht fließend Französisch, wenn auch etwas mit deutschem Accent.

* (Nur Zerstreutheit.) Herr R., der sehr zerstreut war, schrieb Folgendes an seine Thür: „Ich komme heut erst gegen Mitternacht nach Hause. Sollte es zu dunkel sein, um dies zu lesen, so bitte man den Nachbar um Licht."

Auflösung des Räthsels in Nr. 36:
Der Schauspieler.

Redaktion, Druck und Verlag von Ph. Rohr in Kaiserslautern.

Pfälzisches Sonntags-Blatt.

Belletristisches Beiblatt der „Pfälzischen Volkszeitung.“

Nr. 38. Sonntag, den 20. September 1868.

Der neue Erlkönig.

(Phantasie eines Hamburgers.)

Wer reiset so spät nach Hamburg geschwind?
Es ist der König von Preußen mein Kind!
Es geht ein Senator an seinem Arm,
Dem wird ganz schwüle, dem wird ganz warm.

„Mein Haan, was lächelt so froh dein Gesicht?“
„Siehst Wilhelm, Du, das Nobisthor nicht?
„Jetzt trete ich stolz in Hamburg ein.
„Mein lieber Sohn, was kann das sein?“

O Majestät, vertraue nur mir,
Gar schöne Sachen zeigt Hamburg Dir:
Manch schöne Brücke ist an dem Strand
Auf die heidenmäßig viel Geld verwandt.

O Bundesfeldherr, und hörest Du nicht,
Was Senatorchen Dir leise verspricht?
„Ich bleibe ruhig, mein liebes Kind,
Die Deficits bei uns heimisch sind.“

„Willst, großer König, Du weiter gehen?
Wir wollen zusammen die Börse besehen,
Die Börse mit Jobbern ohne End!“
„O Himmel, wer die in Berlin nicht schon kennt!“

Mein Herr und Gebieter, und siehst Du nicht dort
Den Festpavillon, den wir eigens geschnorrt?
„Mein lieber Senator, ich seh' es genau,
„Das ist ja der alte Bretterbau.“

Der Führer erstarrt, es entsinkt ihm der Muth,
Er hat's mit dem König gemeint ja so gut.
„Und haben wir für Dich nicht genug schon gethan,
„Als Du mit Zündnadeln uns gefühlt auf den Zahn?“

So spricht er und ächzt, bis er plötzlich erwacht, —
Er hatte geträumet in finsterer Nacht.
Jetzt aber schallt's aus dem städtischen Hain:
„Noch bin ich Senator, noch darf ich's sein!“

Lebenslauf eines Vetters.

Dieser Tage stand ein 38jähriger Geistlicher der Kirche von England, Namens Powell, vor dem Schwurgericht von Middlesex und wurde wegen Fälschung und Betrug zu einer schweren Kerkerstrafe von fünf Jahren verurtheilt. Der Mann hatte seine eigene Biographie geschrieben und dem Gerichtshofe eingereicht, ob um sein Gewissen durch ein aufrichtiges Bekenntniß zu erleichtern, oder in der Hoffnung, den erwarteten Richterspruch zu mildern, bleibt eine offene Frage; denn der Richter erklärte, daß die von Zeugen und durch die Erhebungen der Polizeioffiziere durchaus bestätigten Einzelnheiten der Selbstbiographie keine mildernde, sondern erschwerende Umstände enthielten. Es war eine traurige, triviale Geschichte, wie sie allenthalben vorkommen kann, aber in ihren einzelnen Zügen doch wieder echt englisch und national.

Der Reverend Powell hat eine gute Erziehung genossen und machte auch vor Gericht den Eindruck eines gebildeten Mannes, dessen angenehmes und vornehmes Aeußere sich durch gefälliges Benehmen empfahl. Einflußreiche Familienverbindungen, Talent und Kenntnisse schienen ihm eine erfolgreiche Laufbahn in der anglikanischen Kirche zu öffnen; aber der Dämon der Trunksucht führte ihn in das Zuchthaus. Seine Geschichte ist lächerlich und schrecklich zugleich, komisch und tragisch wie eine Shakespeare'sche Tragödie, doch mehr Tragödie als Komödie, denn der Falstaff'sche Humor, liegt nur auf der Oberfläche. Sein Fall begann damit, daß er das Herz einer reichen Wittwe gewann, und gerade an dem Tage, der das Glück seines Lebens besiegeln und ihn mit seiner ebenso reichen als liebenswürdigen Braut für immer vereinigen sollte, betrank er sich dermaßen, daß er Alles um sich her vergaß und nicht zur Kirche gehen konnte, wo Braut und Geistlicher ihn vergebens zur Trauung erwarteten. Aus der reichen Partie wurde so nichts. Desperation und Scham trieben ihn jetzt mit dämonischer Gewalt zur Flasche und schnell abwärts auf dem Lebenswege. Der Teufel ward lebendig in ihm, sobald er betrunken war, und er war selten nüchtern. Betrug, Fälschung, Diebstahl lösten sich in bunter Reihenfolge ab. Sobald er nüchtern war, kamen ihm die guten Geister wieder zu Hülfe und er machte erbauliche Betrachtungen über seine Schlechtigkeit und sein verwüstetes Leben. Trotzdem vermochte er sich durch seine Familienverbindungen und durch sein gewandtes und einnehmendes Wesen ziemlich lange in der „Gesellschaft“ zu erhalten. Mehrere compromittirende Transactionen wurden vertuscht, und der Reverend Powell war in der „Welt“ noch immer ein gern gesehener oder wenigstens geduldeter Gast. Endlich stahl er einem Amtsbruder in Liverpool, in dessen Hause er zu Gaste war, eine goldene Uhr und Kette und betrank sich dermaßen, daß er sich der Polizei nicht zu entziehen vermochte und zu einer Gefängnißstrafe von drei Monaten verurtheilt wurde. Kaum hatte er diese ausgehalten, so wurde er wegen Betruges von neuem vor die Assisen gestellt und da sein Vertheidiger die Rechtswohlthat des „temporären Wahnsinnes“ für ihn beanspruchte, nach der Criminal-Irrenanstalt von Bedlam geschickt und hier 8 Monate eingeschlossen. Das Auffallende dabei ist, daß er trotz der begangenen Verbrechen und trotz der vielfachen Verurtheilungen immer wieder gute und

respektable Anstellung fand. Bald war er Sekretär einer wohlthätigen Gesellschaft, bald Lehrer an einer öffentlichen Schule, bald Hülfsgeistlicher eines Kirchspiels.

Das ist nun ganz englisch. Die respektablen Referenzen und Familienconnexionen waren stärker als die Oeffentlichkeit der Criminalrechtspflege. Als Curante sollte er jedoch wieder in Verlegenheit kommen. Die Gattin seines Obergeistlichen scheint sich in ihn verliebt und ihn aus Eifersucht aus dem Hause getrieben zu haben. Er stahl ihr dafür einen Cheque und cassirte denselben vermittelst einer gefälschten Unterschrift. Neue Verurtheilung. Nach Ablauf der Strafe wieder in einer höchst respectablen Stellung als Sekretär einer mildthätigen Anstalt. Betrinkt sich häufig, wird endlich gar nicht mehr nüchtern, läuft davon, fälscht Cheques, versäuft das Geld u. s. w. u. s. w. — „Meine tägliche Lebensweise," heißt es in der Selbstbiographie, „war, daß ich nie vor Tagesanbruch zu Bette ging, beim Erwachen mit Pale Ale und Cognac begann und nach dem Mittagessen, meinem einzigen Mahle, alle Arten von Branntweinmischung zu mir nahm, bis nach Mitternacht, wo ich die Besinnung verlor. Zweifellos erschien ich Fremden „all right" — ein angenehmer, ruhiger, geistreicher, witziger Gesellschafter und sie dachten nicht daran, daß sie einen unzurechnungsfähigen Menschen vor sich haben könnten."

Diese Biographie ist überhaupt ein nicht ungewöhnlicher, aber eben deßhalb interessanter und höchst wichtiger Beitrag zur Culturgeschichte des modernen Englands, eine „Evidenz", wie sich Henry Buckle ausgedrückt haben würde, die sich kein Geschichtsschreiber entgehen lassen darf, wenn er ein wahrheitstreues Bild von den modernen englischen Gesellschaftszuständen entwerfen will. Wohlgeborner und gebildeter Gentleman — Geistlicher — Trunkenbold — Betrüger — Dieb — Sträfling — Philantrop — Insasse einer Criminalirrenanstalt — christlicher Seelsorger und als solcher ein von der Potiphar seines Vorgesetzten verfolgter und vertriebener Joseph — Fälscher — zum dritten Male Criminalstaatsgefangener — als Sekretär an der Spitze einer sehr respektablen Wohlthätigkeitsanstalt — bei allen diesen Wandlungen beharrlich betrunken, aber eben so beharrlich „Gentleman", von seinen einflußreichen Familienconnexionen immer von neuem auf die Höhen der Gesellschaft gestellt — ein Ausbund von Verworfenheit und ein Ausbund von Respectabilität! Was will man mehr?

Die Freimaurerei.

Der Wiener „Presse" geht „von einem Freimaurer" die folgende Mittheilung zu:

Wenn nach Angabe einiger Autoren der Ursprung der Freimaurerei in das graue Alterthum fällt; wenn Viele das Entstehen derselben vom Tempelbaue unter König Salomon Ben Daud (David's Sohn) herleiten, wo eine ernste Verbrüderung der Maurer, Steinmetze und Zimmerleute mit den Graden Lehrlinge, Gesellen und Meister unter der Leitung ihres Ingenieurs Adoniram geschichtlich nachweisbar ist; wenn man behauptet, die moderne Freimaurerei beginne mit Ende des 17. Jahrhunderts, so handelt es sich hier nicht, dergleichen Angaben zu widersprechen. Daß es aber weder eine alte, noch moderne Freimaurerei gibt, wird daraus ersichtlich, daß dieser Bund sich gleichförmig unter denselben Grundgesetzen und Bestrebungen seit Jahrhunderten erhalten und verbreitet hat.

Seine erste geschichtliche Nachweisbarkeit fällt in's 16. Jahrhundert, da am 24. Juni 1535 der erste Freimaurer-Congreß zu Köln abgehalten wurde, an dem sich die Logen von London, Edingburgh, Wien Amsterdam, Paris, Frankfurt, Hamburg, Antwerpen, Gent, Rotterdam, Madrid, Venedig, Königsberg, Brüssel, Danzig, Middelburg, Bremen und Köln betheiligten.

Die Abgeordneten dieser Logen erließen und unterfertigten eine Charte, bestehend in dreizehn Artikeln, welche in Copie an die betreffenden Logen zur Richtschnur und Danachhaltung eingesendet wurde. Es ist somit eine ausgemachte Sache, daß schon im Jahre 1535 eine Loge zu Wien bestanden habe.

Der Freimaurerbund ist eine geheime Gesellschaft, er hat kein Geheimniß und kann heutzutage kein Geheimniß haben, denn ein Bund, der nach Millionen Mitgliedern, auf dem ganzen Erdballe verbreitet, zählt, dessen Geschichte, Organisation, Grundgesetze und Bestrebungen mit der Bewilligung der Logen zur allgemeinen Kenntniß auch der Nichteingeweihten gebracht worden, ist kein geheimer Bund, sondern eine geschlossene Gesellschaft — geschlossen für Diejenigen, die in dieselbe nicht aufgenommen sind.

Aber die Freimaurerei ist eine allgemeine Gesellschaft, denn sie ist nicht französisch in Frankreich, englisch in London, schottisch in Edinburgh, preußisch oder deutsch in Berlin, amerikanisch in Amerika oder türkisch in Konstantinopel; sie ist eine und dieselbe, eine allgemeine Verbrüderung ohne Unterschied der Nationalitäten und Confessionen. Schon das Wort Loge entspricht diesem Sinne, denn Loga in der Sanskrit-Sprache bedeutet die Welt, und wenn je nach der Verschiedenheit des Ritus das Centrum der Actionen verschieden ist, so gibt es nur ein einheitliches Centrum, und alle Gebräuche, so verschieden sie unter sich sein mögen, sind aus derselben Quelle entsprungen und haben dieselben Grundgesetze und Bestrebungen.

In diesen Grundgesetzen liegt auch das Ziel der Bestrebungen der Freimaurerei und durch dieselben wird es klar und deutlich, daß sie ein Bund sei, der weder gegen Religion, noch gegen das Vaterland arbeitet, sondern im Gegentheile die allgemeine Entwicklung und Gleichberechtigung unterstützt.

Diese Grundgesetze sind in einem Zwölftafelgesetze der Freimaurerei zusammengefaßt, und es mag

von Interesse sein, sie gerade in der gegenwärtigen Aera dem Publicum, welches von dieser Gesellschaft eine irrige Anschauung hat, zur Kenntniß zu bringen. Dieselben lauten:

1) Sei gerecht, denn die Gleichberechtigung und Billigkeit sind die Grundgesetze der menschlichen Gesellschaft.

2) Sei gut, denn die Güte fesselt die Herzen.

3) Sei nachsichtig, denn Du bist selbst schwach und fehlerhaft und lebst mit Geschöpfen, die ebenso schwach und fehlerhaft sind.

4) Sei sanft, denn Sanftmuth gewinnt Dir die allgemeine Zuneigung.

5) Sei dankbar, denn die Dankbarkeit begründet und fördert die Güte.

6) Sei bescheiden, denn Eitelkeit und Ehrgeiz erfüllt nur eigendünkliche Geschöpfe.

7) Verzeihe Beleidigungen, denn die Rache verewigt den Haß.

8) Thue nur Gutes Dem, der Dir Unrecht thut, um Dich größer zu zeigen als Jener und Dir einen Freund zu erwerben.

9) Sei zurückhaltend, mäßig und keusch, denn die Sinnlichkeit und Unenthaltsamkeit verderben Dich und machen Dich verachtenswerth.

10) Sei ein guter Bürger, denn das Vaterland ist für den Bestand, die Sicherheit und das allgemeine Wohlsein nöthig; sei treu und ergeben dem legitimen Staatsoberhaupte und den Gesetzen, denn sie sind zum Bestande der Gesellschaft nöthig; sowie Du der Gesellschaft, die den Staat bildet, bedarfst.

11) vertheidige dein Vaterland, denn das Vaterland macht dich glücklich; in ihm liegen all' die Bande, die Dich an Geschöpfe fesseln, die deinem Herzen nahe stehen; aber vergiß nie, was Recht und menschlich ist.

12) Reiche nie die Hand zur Unterdrückung Deines Vaterlandes, denn es ist der gemeinsame Boden des Einzelnen, wie der Gesammtheit. Ist man aber in Deinem Vaterlande ungerecht gegen Dich, so entferne Dich stillschweigend, ertrage mit Muth und Ausdauer Dein Mißgeschick, enthalte Dich aber stets, die öffentliche Ordnung zu stören.

An die Frauen.

Carl Heinzen in Boston, der kein Blatt vor's Maul zu nehmen pflegt, eifert im „Pionier" gegen die Verleihung politischer Rechte an Frauen und hält dabei folgende Strafpredigt: „Die unbedenkliche, gewissenhafte, sclavische Fügsamkeit, ja, der cultusartige Eifer, womit das weibliche Geschlecht jeder Mode huldigt und sich auch für die abscheulichste Verunstaltung begeistert, die ihm von Paris aus oder anderswoher dictirt wird, zeugt von einer Gedankenlosigkeit, Unselbstständigkeit, und kindischen Gesinnung, die in der That an Kinder oder an Wilde erinnert und wohl im Stande ist, die Frage hervorzurufen, wie solche Wesen fähig und berufen sein können, in ernsten Fragen des Staatslebens und öffentlichen Wohles eine Stimme abzugeben. Wenn nicht blos die halbkindische Negerin, oder die flitterstolze Stubenmagd, nein, wenn die feine Lady, die auf der „Academie" Aesthetik und Astronomie studirt und die Classiker gelesen hat, nicht leben kann, ohne sich jeden Fetzen umzuhängen, den sie an einer andern gesehen, und sich durch einen auf das halbe Gesicht geklebten Deckel und einen auf den Hinterkopf gepflasterten Haarberg für einen Maskenball unter Hottentotten zuzubereiten scheint, so ist man versucht, Alles für Traum zu halten, was man je von weiblicher Anmuth, weiblichem Geist und weiblichem Geschmack gehört hat, und den für wahnsinnig zu halten, der solche Maskenballfiguren in das Staatsleben einführen will.

„Wollt ihr wissen, was sich schickt,
So fraget nur bei edlen Frauen an." (Göthe's Tasso.)

Wo sind denn die „edlen Frauen," die euch sagen, es schicke sich nicht, daß sie sich durch solchen Spitzbubendeckel auf den Augen und solchen Weichselzopf auf dem Kopfe entstellen, daß sie halbe Tage lang einem Stoff für einen Unterrock nachrennen und ein halbes Vermögen für Spinnengewebe (Spitzen) verschleudern, daß sie stundenlang sich in einem Stuhle gedankenlos spazieren schaukeln und mehr Zuckerwerk essen, als Fleisch und Gemüse? „Schickt sich für Frauen nicht Alles und Jedes, was unsinnig und verderblich, geschmacklos und abscheulich, aber — Mode ist? Und dennoch Emancipation? Dennoch Gleichberechtigung? Dennoch Stimmrecht?"

Ein Gewitter auf dem Faulhorn.

Von einem deutschen Touristen erhält der „Bund" folgende Schilderung: Am 11. d. M. hatte ich mit mehreren andern Reisenden das furchtbar großartige Schauspiel eines Gewitters auf dem Faulhorn, wie man uns sagte, seit 40 Jahren das erste Ereigniß dieser Art. Etwa 5 Uhr 45 Minuten bis gegen 6 Uhr stand das Gewitter über dem Brienzersee, tiefer als die Faulhornspitze. Das von der Sonne hell beleuchtete Ufer des Brienzersees, die dunkeln, Blitz und donnerbergenden Wolken zu unseren Füßen gewährten einen Anblick von wunderbarer Erhabenheit. Gegen 6 Uhr war die electrische Spannung so stark, daß die Haare auf den Köpfen knisterten; ja es schien uns, als ob die Köpfe der letzten, auf der Spitze stehenden vier Herren sogar electrisch leuchteten. Das erregte selbst in den Herzen der muthigsten Zuschauer ein gewisses Grauen, und Alles zog sich eiligst in's Gasthaus zurück. Gleich darauf fing es an zu hageln, Blitz auf Blitz zuckte rings um uns auf und Schlag auf Schlag erdröhnten die furchtbaren Donnerschläge und das Echo gab jeden derselben von den Alpen her, doppelt und dreifach zurück. Gerade um 7 Uhr traf ein kalter Blitzschlag den nächst dem Nebengebäude der Faulhornwirthschaft befindlichen Schweinestall und erfüllte die am anstoßenden Gebäude befindliche Küche und das Gastzimmer der Führer mit

Schwefelgeruch. Fensterscheiben waren entzwei gedrückt, eine Bank zersplittert, die Mauern durchbrochen, in der Küche alles Geschirr zertrümmert, die Köchin und fünf Führer wurden besinnungslos in's Haupthaus getragen. Unter den Reisenden — es waren vier deutsche Damen und sieben deutsche Herren, vier Engländerinnen und zwei Engländer oben — herrschte natürlich großer Schreck und Verwirrung und Jeder bangte um das Leben des Andern. Gott sei Dank, es fanden sich Alle wieder, wenn auch einer von den Reisenden, ein Rheinländer, der sich zufällig noch im Freien befand, leichte Contusionen erhalten. Am andern Morgen war Alles wieder reisefähig — nur die Köchin mußte noch das Bett hüten. Mehreren Führern waren die Schuhe vollständig zerrissen, einem das Beinkleid von der Hüfte an verbrannt und zerrissen, gleichzeitig hatten sie leichte Brandwunden und noch etwas Kopfschmerzen. Im Stalle, welchen der Blitz getroffen, fand man 2 Schweine getödtet.

Feuilleton.

Das gute Jahr 1868.

Wie reift im lieben Sonnenschein
Zur Segensfülle draus der Wein!
Man wird ihn heißen einen König;
Deswegen kommt an uns nur wenig.

Wie reich gedieh das Heu, der Klee
In allen Thälern, auf der Höh'!
Doch kost't die Butter vierzig Kniffe,
Als käm' sie weit, weit her zu Schiffe.

Was hilft uns denn ein gutes Jahr
Wenn auch das Fleisch so theuer gar?
Die Bauern und die Metzger sagen:
„So ist's halt jetzt — lernt es ertragen!"

Die Aehren trugen sechzigfach
Und kamen glücklich unter Dach.
Die Bäcker sagen, 's geht von Herzen:
„So ist's halt jetzt — lernt es verschmerzen!"

Gerst', Hopfen, sie gediehen hier,
Und doch ist immer theu'r das Bier.
Der Brauer sagt: „Kann mich nicht ducken!"
„So ist's halt jetzt — lernt's nur verschlucken!"

Und ach, wie Manche haben nur
Ein klein Gehältlein — sonst kein' Spur.
Du lieber Herrgott, schau herunter!
Und schaff' für Die auch einmal Wunder!

Einer dem's zu Herzen geht.

* Ein Kaufmann in Berlin, welcher einer Sängerin den Hof machte, übersandte ihr zwei Kleider mit dem Bemerken, daß sie eine Wahl treffen möge. Er würde sie am folgenden Tage besuchen und fragen, wie sie sich entschieden habe.

Kurz vor der bezeichneten Stunde, um welche er sie besuchen wollte, empfing er ein Billet von ihr folgenden Inhalts: „Die beiden Kleider, welche Sie mir schickten, gefallen mir eins so gut wie das andere; ich werde beide behalten; es ist daher überflüssig, daß Sie kommen."

* (Aus der Schule.) Die Kr. Ztg. erzählt folgende Anekdote: In dem böhmischen Städtchen Krumau erschien vor Kurzem der Kardinal Erzbischof von Prag, Fürst Schwarzenberg und inspicirte auch die Schule des Ortes. Eine schöne Gelegenheit, denkt der Schulmeister, sich auszuzeichnen. „Ich habe den Kindern auch historische Denkwürdigkeiten beizubringen gesucht," redete er seinen Vorsteher an. „Prüfen Sie, Herr Lehrer!" war die Antwort. „Wer hat das Pulver erfunden?" ist die erste Frage. Die Kinder schweigen; der Lehrer ist verlegen. „Nun," ruft er den Ersten Besten auf, „Du wirst es doch wissen? Wer hat das Pulver erfunden? — Nun, Schwa — Schwar —„ . . . . „Schwarzenberg!" ruft strahlenden Gesichts der Schüler. „Aber wo denkst du denn hin!" verbesserte der Lehrer; „die Schwarzenberger sind eine berühmte, um Kirche und Staat hochverdiente Familie, aber das Pulver haben sie nicht erfunden." Der Fürst lachte herzlich. (Meidinger.)

* (Das Sprichwort): „Kleiner Rhein — großer Wein" hat seit 1811 nicht mehr so zugetroffen wie in diesem Jahre und mit schmunzelndem Antlitz scherzt der Rheingauer Winzer; wir machen dieses Jahr einen doppelten 1834; denn zweimal 34 gibt bekanntlich achtundsechszig.

* (Amerikanisch.) Eine neue Art Schwindel wurde kürzlich in Philadelphia versucht. Ein fein gekleideter Herr kommt in das beste Hotel, läßt sich's an der Table d'hôte vortrefflich schmecken, vergißt nicht, tüchtig Champagner zu trinken, und schenkt, als er satt ist, einigen heimlich mitgebrachten Ratten die Freiheit. Darauf selbstverständlich Erschrecken, Gekreisch und Aufspringen der Gäste, welches so überhand nimmt, daß auch der Fremde nervös wird, weggeht und — zu zahlen vergißt. —

* Eine Anzahl Damen aus einer französischen Provinzialstadt wohnten einer Gerichtssitzung bei, welche scandalöse Enthüllungen versprach.

Der Präsident bemerkte sie, erhob sich und sagte: „Es haben sich hier Personen eingefunden, welche offenbar nicht wissen um welchen Proceß es sich hier handelt. Ich ersuche daher alle anständigen Frauen sich zurückzuziehen."

Es trat eine Pause ein, aber nicht ein einziges Frauenzimmer verließ den Saal. Als der Präsident dies sah, rief er: „Konstabler, da sich die anständigen Frauen zurückgezogen haben, so bringen Sie die Bagage hinaus."

Räthsel.

Das Erste rauscht vom Wind bewegt,
Wenn's Zweite sich im Sumpfe regt.
Das Ganze schreit und ist nicht still,
Wenn sich das Wetter ändern will.

Redaktion, Druck und Verlag von Ph. Rohr in Kaiserslautern.

Pfälzisches Sonntags-Blatt.

Belletristisches Beiblatt der „Pfälzischen Volkszeitung.“

Nr. 39. Sonntag, den 27. September 1868.

Wenn ich allmächtig wäre.

Ich ließ statt Blumen Zündkraut sprießen
Und Lorbeeren statt des Feldes Saat;
Statt Hälmchen müßten Säbel wachsen
Und Helmchen für den Kopfsalat.

Die Aehren müßten Kugeln tragen,
Patronen wuchern überall,
Und aller Nachtigallen Schlagen
Müßt rasseln grimm wie Trommelschall.

Aus den Kartoffeln in der Erde
Ließ ich der Bomben Eisenwucht,
Aus Rüben stracks Granaten werden,
Kartätschen aus der Gärten Frucht.

Statt Spargeln müßten Bayonette
Jedwedem Beet entsprossen flugs,
Kanonen wachsen um die Wette,
Wo sonst die sanfte Gurke wuchs.

Ich würde allen holden Reben
Statt süßen Weines Bürgerblut,
Den Schafen Eisenpanzer geben,
Statt ihrer Wolle tranlem Gut.

Dann esset Bomben und Granaten,
Nascht Kugeln, riechet Zündkrautduft,
Nehmt Helm und Säbel zu Salaten
Und lauscht der Trommel in der Luft.

Kocht Bomben Euch, laßt Bayonette
In brauner Butter schmackhaft sein,
Trinkt Euch im Menschenblut zu Bette
Und macht in Senf Kanonen ein.

Macht Euch aus Eisen warme Röcke,
Daß Wärme Euch im Winter lab';
Vielleicht lernt so Ihr dann, Ihr Stöcke,
Wozu Gott den Verstand Euch gab.

Ein Stückchen preußische Fiskaljustiz.

(Abgedruckt aus dem „Frankf. Beob.“)

„Jahrelang schon bedien' ich mich meiner Nase zum Riechen,
Hab' ich denn wirklich an sie auch ein erweisliches Recht?“
Schiller.

Gewiß eine der schwierigsten Rechtsfragen, welche seit Tribonian's berühmter Arbeit aufgetaucht sind. Der Mensch hat die Nase; aber ob und wie er sie gebrauchen darf, hängt von der Gesetzgebung ab. Riechen darf er damit, aber nicht in Staatsangelegenheiten; wenigstens nicht früher, als er ganz genau sich mit dem Strafgesetzbuch bekannt gemacht hat. Denn § 75 und 102 sind noch tückischer als § 101, der schon starke Mucken hat.

Aber wenn ich die Nase einziehe und unbekümmert um gute oder schlechte Gerüche meines Weges wandle, wird man mich hoffentlich als harmlosen Pilger vorüberstreichen lassen?

Nicht immer, guter Freund. Es gibt ein Sprüchwort, das ein begeisterter Verehrer Seiner Majestät Justinian's I. erfand und welches heißt: „fiat justitia, pereat mundus“, zu deutsch: „Es lebe die Justiz, und wenn die Welt zu Grunde geht!“ Das Sprüchwort hat in früheren Jahrhunderten reiche Ernte gehalten; zuweilen kommt es auch heute noch zu Ehren.

Zum Beispiel:

Ein auf freier Erde geborener Mann, ein Sohn der Schweiz und Provisionsreisender seines Zeichens, hatte den närrischen Einfall, am grünen Tisch in Homburg sein Geld zu verspielen, was eigentlich schon Strafe genug für sein Beginnen war. Aber da der Sünde Fluch darin besteht, daß sie fortzeugend Sünde muß gebären, gibt das Verhängniß ihm einen Spielgenossen an die Seite, welcher gleich ihm sein Geld dem klimpernden Schlunde anvertraut und rasch genug in leerer Tasche die spiellustigen Hände ruhen lassen muß.

„Quid faciamus nos? Was machen wir nun?“ redet der Schweizer den Deutschen an.

Der Deutsche, welcher einen Ring am Finger hat und dunkle Erinnerungen an einen „Ring des Polykrates“ in seinem Gedächtniß bewahrt, versetzt mit lobenswerther Entschlossenheit: „Hier ist der Ring, opfern wir ihn dem Gott Pluto. Vielleicht schenkt er dafür Glück.“

Und der Schweizer, welcher kein Meer sieht, um den Ring hineinzuwerfen, geht aus dem Spielsaal nach der Straße, wo ein industriöser Droschkenkutscher auf seinem Sitze thront. In Homburg, muß der gütige Leser wissen, „handelt“ Alles, „vom Burschen bis zum Bettelmann“, und wenn es bei feierlichen Gelegenheiten einmal an weißgekleideten Jungfrauen fehlen sollte, so ist „Hundert gegen Eins zu wetten“, daß gegen einige blinkende Goldstücke sich die elegantesten Damen des Kursaals bereit finden lassen würden, die Farbe der Unschuld anzulegen, was allerdings nicht ohne helles Lachen abgehen würde. Auch die Droschkenkutscher verschmähen dort nicht ein Verdienstchen, und unser Schweizer hat seinen Ring sehr bald für fünf Gulden abgesetzt. Doch „das Unglück reitet schnell.“ Ein in der Nähe stehender Gensdarm hatte den Handel mit angesehen und erinnerte sich pflichtgemäß einer Bestimmung im Gewerbegesetz, die auch von Denunzianten-Antheilen spricht.

„Haben Sie einen Gewerbeschein zum Hausiren?“

Der Schweizer glaubt sich in „Tausend und eine Nacht" versetzt, als diese Worte aus dem Munde des bewaffneten Mannes an sein Ohr schlugen. Er will den Grund der Frage wissen. „Haben Sie nicht eben hier einen Ring verkauft?" examinirte der Mann des Gesetzes ruhig weiter. „Gewiß", antwortet der Examinirte, „aber was kümmert denn das Sie? Hab' ich den Ring vielleicht gestohlen?"

„Kommen Sie mit!" versetzte der Gendarm, und fort geht die Reise — in's Gefängniß.

Nach zwei Tagen fand die Verhandlung vor dem Gerichte statt.

N. N. aus W. im Kanton Zürich wird in Erwägung, daß er ohne Gewerbschein der königlich preußischen Regierung hausiren gegangen ist, zu 64 Thaler Geldstrafe, eventuell 22 Tagen Gefängniß verurtheilt, welche er, maßen sich bei ihm kein Geld vorfindet und ein Fremder leicht durchbrennen kann, ad majorem gloriam justitiae alsbald absitzen muß.

Die 22 Tage sind vorüber, der Staat hat den Mann mit dünner Suppe, Wasser und Brod und vielleicht mit einigen Fleischtheilchen gefüttert, was immerhin Geld kostet; er kann nun in die freie Heimath ziehen und dort erzählen, wie man in Preußen nicht ungestraft „hausiren geht".

Denn der preußische Fiskus braucht Geld:

„Und hat der lumpige Geselle
Nicht Geld genug, so zahlt er mit dem Felle."

Das blaue Halstuch.

Nach dem Französischen von — ges.

Ende des Jahres 18 . . kehrte ich zu Fuß von Orleans in's Schloß Bardy zurück. Vor mir, auf derselben Straße, marschirte ein Regiment der s. g. fremden Garde. Ich war etwas langsamer gegangen, um die Militärmusik zu hören, aber sie blieb stumm und man hörte nichts als das Trommeln des Tambours und den gleichmäßigen Schritt der Truppe.

Nach einem halbstündigen Marsche wandte sich das Regiment von der Straße ab und schritt einer von Tannengehölz umgebenen kleinen Ebene zu. Ich fragte den Kapitän, den ich zufällig kannte, ob das Regiment hier exerziren werde.

„Nein," sagte er, „hier wird über einen Soldaten meiner Kompagnie zu Gericht gesessen, weil er den Bürger, bei dem er wohnt, bestohlen hat. Wahrscheinlich wird das Urtheil auf Tod durch Pulver und Blei lauten."

„Wie?" fragte ich, „man will ihn vernehmen, verurtheilen und hinrichten zu gleicher Zeit?"

„Ja," erwiederte er, „so lautet unsere Instruktion. Gegen dieses Urtheil gibt es keine Replik. Indeß, wenn Sie neugierig sind, diesem Gerichtsverfahren beizuwohnen, so will ich Ihnen einen Platz verschaffen. Es wird ohnedies nicht lange dauern."

Ich gestehe, ich war immer neugierig, einmal ein so trauriges Schauspiel mit anzusehen; ich bilde mir ein, wenn ich einen Sterbenden sehe, hiedurch selbst den Tod kennen zu lernen.

Und ich folgte dem Kapitän.

Das Regiment formirte ein Carré, hinter der Truppe gruben einige Soldaten am Rande des Wäldchens ein Grab. Dieselben wurden von einem Oberlieutenant kommandirt, denn bei dem Militär muß Alles nach Befehl geschehen, und namentlich bedarf es einer Disziplin, wenn es heißt, für seinen noch lebenden Kameraden schon das Grab zu bereiten.

In der Mitte des Carré hatten 8 Offiziere auf den Trommeln Platz genommen; der neunte, der rechts von ihnen und etwas im Vordergrunde stand, schrieb nachlässig auf seinen Knieen etwas zu Papier, offenbar, um nur einige Formalitäten zu erfüllen, die bei der Hinrichtung eines Menschen nöthig sind.

Der Angeklagte wurde vorgerufen. Es war ein junger schlanker Mann von nobler Erscheinung und einnehmendem Aeußern. Mit ihm erschien eine Frau, die einzige Zeugin, welche gegen den Angeklagten etwas aussagen sollte.

Aber als der Oberst diese Frau befragen wollte, fiel ihm der Angeklagte ins Wort. „Es ist überflüssig, die Frau zu fragen, ich werde Alles gestehen: Ich habe bei dieser Dame ein Halstuch gestohlen."

Oberst: „Sie Piter! und Sie galten doch für einen braven Soldaten."

Piter: „Es ist wahr, mein Oberst, ich habe immer gestrebt, meine Vorgesetzten zu befriedigen. Indeß, ich habe das Tuch nicht für mich, sondern für Marie entwendet."

Oberst: „Wer ist die Marie?"

Piter: (verlegen stotternd): „Das ist die Marie, die da weiter unten wohnt — im Dorfe — bei Arenenberg, — wo der große Apfelbaum steht! Ach, ich werde sie lange nicht mehr sehen!"

Oberst: „Ich verstehe Sie nicht, erklären Sie sich deutlicher."

Piter: „Wohlan denn, Herr Oberst, so lesen Sie diesen Brief."

Und er übergab ihm einen Brief, der mir noch wohlinhaltlich im Gedächtnisse ist. Er lautete:

Mein guter Freund Piter!

Ich benütze den Rekruten Arnold, der zu Deinem Regimente einrückt, um Dir diesen Brief zu schicken und die seidene Börse, die ich eigens für Dich gearbeitet. Freilich mußte ich es versteckt vor meinem Vater thun, weil dieser immer brummt, daß ich Dich so sehr liebe, da Du ohnehin nie mehr zurückkehren wirst. Aber nicht wahr, Du wirst wiederkommen? Indeß, wenn Du auch nicht wiederkehrst, so werde ich Dich nichts destoweniger ewig lieben. Ich habe mich Dir ewig versprochen, an jenem Tage, als Du auf einem Balle in Arenenberg mein blaues Halstuch aufgehoben hast, um es mir zu übergeben. Wann werde ich Dich wohl wieder sehen? Unendliche Freude macht es mir, daß Du, wie ich überall höre, von Deinen Kameraden geliebt wirst. Aber Du mußt

noch zwei Jahre dienen. Dann erst können wir uns heirathen.

Deine ewig treue Marie."

„P. S. Du könntest mich erfreuen, wenn Du mir gleichfalls irgend eine Kleinigkeit schicken möchtest, nicht etwa, daß ich Dich sonst vergessen würde, sondern, weil ich gerne Etwas, was Du mir geschickt, mit mir herumtragen möchte. Küsse den Gegenstand, den Du mir schicken wirst und sei überzeugt, ich werde das Plätzchen finden das Du geküßt hast."

Nachdem der Oberst diesen Brief verlesen hatte, nahm Piter das Wort.

„Arnold", sagte er, „hat mir gestern den Brief übergeben zu gleicher Zeit, als ich mein Quartierbillet erhielt. Ich konnte die ganze Nacht nicht schlafen, ich dachte nur an Marie. Sie wollte ein Geschenk von mir haben und ich hatte keinen Sou in der Tasche.

„Meine dreimonatliche Löhnung hatte ich meinem Bruder und meinem Cousin geschenkt, die vor Kurzem zu Hause ankamen. Diesen Morgen, als ich aufstand, um mich marschfertig zu machen, öffnete ich das Fenster. Ein blaues Halstuch hing über einem Strick. Ein ähnliches pflegte Marie zu tragen. Es hatte dieselbe Farbe, dieselben weißen Linien.

„Da überfiel mich eine Schwäche, ich ergriff das Tuch und steckte es in die Tasche.

„Als ich auf die Straße kam, empfand ich tiefe Reue. Ich wollte in's Haus zurück, als mir auf dem Wege die Frau entgegenstürzte. Das Halstuch wurde bei mir vorgefunden und — das ist mein Verbrechen. Das Gesetz gebietet, daß ich hingerichtet werde.

„Ich bin bereit, mein Oberst. Lassen Sie mich erschießen, aber verachten Sie mich nicht."

Die Richter konnten nach dem Gehörten ihre Rührung nicht verbergen. Nichtsdestoweniger konnten sie nicht anders, als ihn zum Tode zu verurtheilen. Kaltblütig vernahm Piter das Urtheil; er schritt auf seinen Kapitän zu und bat ihn, ihm vier Francs zu leihen. Der Kapitän gab sie ihm.

Hierauf ging er zu der Frau, die ihr blaues Halstuch zurückerhalten hatte und ich hörte ihn Folgendes sagen: „Madame, hier sind 4 Francs; ich weiß nicht, ob Ihr Halstuch mehr werth ist. Sollte dies der Fall sein, so bezahle ich das Tuch ohnedies theuer genug, daß Sie mir den Rest wohl schenken können."

Mit diesen Worten ergriff er das Halstuch, küßte es und übergab es dem Kapitän. „Herr Kapitän," sagte er, „in zwei Jahren werden Sie in unsere Gebirge wieder zurückkehren. Wenn Sie in die Gegend von Arenenberg kommen, so fragen Sie nach Marie, übergeben Sie ihr dieses Tuch, aber sagen Sie ihr nicht, wie ich es gekauft habe."

Hierauf kniete er nieder, verrichtete ein Gebet und schritt dann festen Fußes auf den Richtplatz.

Ich entfernte mich und ging in das Gehölze, um die traurige Scene nicht mit ansehen zu müssen. Einige Minuten später vernahm ich drei Schüsse — der Unglückliche hatte geendet.

Eine Stunde hierauf kehrte ich wieder zurück: das Regiment hatte den Platz verlassen, Alles war ruhig. Aber als ich an den Rand des Waldes kam, um meinen Rückweg anzutreten, erblickte ich auf der Erde noch einige Tropfen Blut und dabei ein frisch aufgeworfenes Grab. Ich brach einige Aeste ab, formte ein Kreuz und stellte es über das Grab des armen Unglücklichen, der heute gewiß schon von aller Welt vergessen ist, außer von mir und — von Marie.

Das rasche Aufblühen Kaliforniens übersteigt die kühnsten Erwartungen. Vor 20 Jahren noch eine von Indianerbanden durchzogene Wildniß und im entferntesten Winkel der Erde, jeder Cultur entrückt, hat der Staat nun eine Bevölkerung von über einer halben Million; die Hauptstadt San Francisco 120,000 Einwohner. Mehr als die Goldfelder hat der fruchtbare Boden zu dieser raschen Entwickelung beigetragen. Die Kornausfuhr betrug in der ersten Hälfte des Jahres 5 Millionen Dollars, Wolle wurde für 1 Million Dollars ausgeführt, und die Verbesserung der Racen macht solche Fortschritte, daß kalifornische Wolle bald der besten spanischen und australischen zur Seite gesetzt werden kann. Nach dem von dem statistischen Komite veröffentlichten Bericht ist der Preis des Landes seit sechs Monaten in Folge der starken Einwanderung um 25 Procent gestiegen. In diesem Zeitraum sind 32,000 zu Land und zur See eingewandert und betrug die Einfuhr 9 Millionen D. und die Zolleinnahme 4 Millionen Dollars. 1150 Schiffe liefen im Hafen von San Francisco ein; drei Kompagnien allein verfügen über 40 Dampfboote, die monatlich sechs Reisen nach Panama und eine nach Japan und China machen; außerdem ist eine regelmäßige monatliche Verbindung mit Acapuco, Vancouversland und Oregon hergestellt. Die Ausbeute der Goldminen hat etwas abgenommen, doch betrug die Goldausmünzung im Lande voriges Jahr 17 Millionen Dollars. Der Ertrag der Quecksilberminen ist dagegen bedeutend gestiegen und die Ausfuhr nach Mexico allein betrug zwei Millionen Dollars. Die Cultur der Seide macht bedeutende Fortschritte und Concons sind in bedeutender Zahl nach Europa, namentlich nach der Schweiz gesandt worden; das Klima von Sacramento ist daselbe, wie das von China und Japan. Nach Vollendung der Pacific-Eisenbahn verspricht San Francisco sehr bald ein zweites New-York zu werden.

Grabschrift auf den noch lebenden Henri Rochefort.

Hier, Frankreich, ruht, vom Thränenthau befeuchtet,
Der Mann, der spottend aller Ruhmessterne,
Einst hat mit blutroth strahlender Laterne
Dem Kaiserreiche in's Gesicht geleuchtet! —
Weh dir, erloschen schon ist die Laterne,
Und ach, das Morgenroth ist noch so ferne! —

Feuilleton.

* (Eine beißende Antwort.) Ein Gutsbesitzer war Vormund eines jungen Bauernsohnes, mußte dessen Gut verwalten und — wie dies in Preußen üblich ist — alljährlich einen Bericht über den Stand der Dinge an das Vormundschaftsgericht der nächsten Kreisstadt einschicken. In diesen Berichten war regelmäßig von einer Sau die Rede, welche alle Jahr eine Anzahl Ferkel zur Welt brachte. Einmal hatte die unnatürliche Mutter-Sau ihre kleinen Kinder-Ferkelchen aufgefressen, was auf dem Lande häufig genug passirt. Der Vormund erwähnte diesen Umstand in seinem Jahresbericht. Das Gericht aber war damit nicht zufrieden. Es erließ ein Schreiben an den Gutsbesitzer, worin es seine Verwunderung aussprach und überdies die Frage stellte, wie das käme; er (der Gutsbesitzer) müsse dem Vormundschaftsgericht doch einen Grund angeben, weßhalb die Sau ihre Ferkel gefressen habe. Der Vormund schrieb kurz zurück, er könne sich selber für das Benehmen der Sau keinen rechten Grund denken, es müßte denn sein, daß die Sau gefürchtet habe, ihre Ferkel könnten auch 'mal unter Vormundschaft kommen.

* (Einen schlauen Streich), würdig in einer Weltstadt wie New-York oder Paris verübt zu werden, spielte eine Industrieritterin dieser Tage in Pittsburg einer Dame, welche bei einem Laden in der fünften Straße abgestiegen war und ihren Wagen vor demselben hatte stehen lassen, mit einem Packete, welches werthvolle Seidenstoffe enthielt. Der Kutscher, welcher auf seine Herrin wartet, sieht auf einmal eine elegant gekleidete Dame in den Wagen steigen und es sich darin bequem machen; er sieht die Person verwundert an, diese ihn auch; auf einmal geht dieser — scheinbar — ein Licht auf, und sie ruft verwundert aus, sie begreife nicht, wie sie sich so habe im Wagen irren können; freilich, es wären derer so viele hier herum. Graziös verließ sie das Fuhrwerk und verschwand. Kurz darauf kommt die „richtige" Dame, besteigt den Wagen, sieht das Packet an und bemerkt, daß dies wohl nicht das von ihr zurückgelassene sei. Mit fieberhafter Hast ergreift sie es, öffnet es, und findet darin — Zeitungen statt des Seidenstoffes.

* (Das unterbrochene Hochzeitsmahl.) Bauer: „Herr Apotheker! Hent Ihr net so e bisle e Brechpulver! Wisset, i bin bei der Hochzich drübe im Storche und das Mahl ischt erscht halber vorüber, und i kann nix mehr esse. Des Mahl koscht e Kronedaler, und i hau erscht um e Gulde dreißig Kreuzer rausg'esse."

* (Betragen und betrügen.) Von Zeit zu Zeit tauchen in Berlin höchst sonderbare Actiengesellschaften auf, die in täglichen, pomphaften Zeitungsanzeigen die absonderlichsten Pläne an's Tageslicht fördern und (man sollte es kaum glauben) immer und immer wieder Dumme finden, welche die leere Hoffnung auf große, zukünftige Gewinne mit schwerem Gelde bezahlen. Natürlich dauert der Schwindel nicht lange. Schließlich sehen die Actionäre ein, daß sie ihr Geld in den Brunnen geworfen haben. Bei der Auflösung der Gesellschaft wird ihnen ein Langes und Breites vorgerechnet; die eingezahlten Gelder sind bereits vom „Verwaltungsrath", „Gründungscomite", „Betriebsdirectorium" consumirt, so daß jene wenigstens nicht zu Schaden kommen. Bei einer solchen Abrechnung einer bankerotten Gesellschaft schilderte Herr X., der „Betriebsdirector", die Lage des Unternehmens. „Wir hätten uns haben halten können", sagte er, „wenn nur die Einnahmen mehr betrügen." „Was? Noch mehr betrügen?" rief da eine Stimme aus der Zuhörerschaft. Man weiß nicht, ob der Betriebsdirector, Herr X., diesen bittern Witz eines geprellten Actionärs als persönliche Injurie betrachtet hat.

* (Ein gastronomischer Statistiker gibt im „International" folgende Blumenlese der Tafelgewohnheiten gekrönter Häupter:) Napoleon der III. mäßig, enthaltsam, beklagt sich nie über den Service; mittelmäßiger Trinker, starker Raucher. Viktoria, mäßig, hält die kirchlichen Festtage, speist gerne Rindfleisch und Backwerk. Alexander II. starker Esser, vortrefflicher (?) Trinker, liebt den Champagner, sowie das Wildpret. Wilhelm I. ausgezeichneter Trinker, Freund von Rindfleisch, Schöpsenbraten, Zwischenspeisen und Bisquit; fröhlicher und hausbackener Tischgenosse. Franz Joseph I. ängstlicher Esser, Freund von Rind- und Schöpsenfleisch, der ungarischen und Bordeauxweine. Victor Emanuel, hat großen Appetit auf Geflügel und kleines Wildpret, und trinkt Côte-d'Or dazu. Isabella, speist mit Vorliebe Geflügel und junges Fleisch, trinkt spanische und Bordeauxweine. Abdul-Aziz liebt kräftige Nahrung, süße Zwischenspeisen, orientalische Früchte und Burgunderwein. (Was sagt der Koran dazu?) Aus eigener Machtvollkommenheit fügen wir dieser Liste noch bei: Kerenguatnuek, Häuptling der Botokuden, nährt sich vorzüglich von gebratenen Feinden, speist aber in Ermangelung solcher auch die eigenen Unterthanen auf.

Räthsel.

1. Ich speie von mir Feuer und Licht
   Mit fürchterlichem Krachen,
   Man hört mich wohl, man sieht mich nicht,
   Und fürchtet mich wie Drachen.

---

2. Das Erste im Walde, das Zweit' am Fuß,
   Das Ganze dem Armen für's Zweit' dienen muß.

Auflösung des Räthsels in Nr. 38:
Der Laubfrosch.

Redaktion, Druck und Verlag von Ph. Rohr in Kaiserslautern.

Pfälzisches Sonntags-Blatt.

Belletristisches Beiblatt der „Pfälzischen Volkszeitung."

Nr. 41. Sonntag, den 11. Oktober 1868.

Neueste spanische Romanze.

Isabellja! Isabellja!
Hohe constitutionellja
Königin im Land Hispanien!
Kommst Du endlich auch daranien?
Will das Schicksal nicht verschonien
Selbst die Letzte der Bourbonien? —
Isabellja! Isabellja!
Jeder Tugend Wunderquellja!

Isaballja! Isaballja!
Ach wie traurig ist Dein Fallja!
Konntest lieben nur, nicht hassien,
Und doch haben Dich verlassien
Alle, die Dir Liebe schworien,
Keiner will für Dich creporien,
Isaballja! Isaballja!
Sie sind unter der Canallja.

Isabillja! Isabillja!
Was zu viel ist, ist zuvielja!
O wie gern macht' ich Reclamia
Für Dich himmlischreine Damia!
Ah! sieh, sieh, Dein liebes Fränzchen,
Legt sogar nicht ein sein Länzchen:
Isabillja! Isabillja!
Grausam ist des Schicksals Spielja.

Isabollja! Isabollja!
O wie reget sich Dein Grollja!
In dem Lande der Kastanien
Sollst Du Aermste nicht mehr wahnien:
Pomeronen, Citeranzien
Sollst Du lassen gar und ganzien!
Isabollja! Isabollja!
Ausgespielt ist Deine Rollja.

Isabillja! Isabillja!
Ja Dein Maaß es ist jetzt vullja!
Nicht ein einz'ger tücht'ger Sabul
Scheint für Dich jetzt mehr kapabul:
Ja selbst er in Biarritzien
Ließ Dich Unglücksel'ge sitzien.
Isabullja! Isabullja!
Nichtig bist Du jetzt und nullja!

Isabellja! Isabellja!
Ha wie kommt das Schicksal schnellja!
Feindlich stehen Dir entgegien
Alle Deine wackern Degien
Einer nur steht Dir zur Seite,
Und der hat ihn — in der Scheide! —
Schütze Gott Dich, Freund Marfori!
Mensch! o Mensch! memento mori! („Köl. Fun.")

Der Sekretär.

Humoreske von Otto Spielberg.

Der preußische Major von H. ist mit einer liebenswürdigen Holsteinerin verheirathet. Mag nun die unselige Annektionspolitik daran schuld sein, oder mag es sein, daß der Major bedeutend älter ist, als seine Gattin, kurz und gut, seit seiner Verheirathung kam in dem Major jene Leidenschaft zum Vorschein, die mit Eifer sucht, was Leiden schafft. Welcher Gatte hält sich nicht gerne bei dem Nipptischchen seiner Theuern auf? Auch der Major spielt heut zum Zeitvertreib mit den niedlichen Miniatur-Statuetten. Sein Auge fiel auf einen in Elfenbein modellirten Amor, der einen Pfeil abschoß. „Du hast schon manche Wunde verursacht!" rief ihm der Major lächelnd zu. — Die Gattin hörte es nicht, sie saß im Nebenzimmer und fütterte den Papagei. Der schlaue Amor hatte seine Füße auf etwas Papierenem stehen, und war es Einbildung, oder war es wirklich so, der leichtsinnige Bursche hielt so vorsichtig das Bein in die Höhe, als wollte er jedem Beschauer das unter ihm Liegende verbergen. „Mein Junge, du hast Heimlichkeiten!" sprach der Major, aber wie gesagt, er war in bester Laune. „Laß' sehen, was du mit deinem Fuße verbirgst", begann der Major von Neuem und mit einem zärtlichen Fingerstoß schob er den Liebesgott bei Seite, und zog das Papier hervor. Er enfaltete es — er las und bei jedem Buchstaben, den sein Auge überflog, entfärbte sich sein Gesicht. Er las:

Geehrte Frau Majorin!

Morgen Abend um Punkt 9 Uhr erscheint der Sekretär. Er kommt, auf daß er von Ihrem Herrn Gemahl nicht gesehen wird, durch die hintere Thür. Hochachtungsvoll Hansen."

Die Hand des Majors zitterte, als er dieses las und nachdem er noch ein Mal und drei, vier Mal dasselbe gelesen, um sich zu überzeugen, ob er träume oder wache, legte er das Billet an seinen vorherigen Platz, gab dem Amor dabei einen so derben Ruck, daß dieser beinahe einen mächtigen Purzelbaum geschossen und die Gattin im nebenanstoßenden Kabinet aufmerksam gemacht hätte. Der Major verschränkte die Arme, senkte den Kopf und sprach mit sich selbst. „Die heillosen Manöver", rief er, „sie machen untreue Frauen, ich glaubte sie in Sicherheit zu haben, wenn sie in meiner Nähe weilte, und kann es toller zugehen? Ein Sekretär besucht sie — Himmel, ein Schreiberjunge, ich renne dem Bengel den Degen durch den Leib, morgen will er kommen, morgen, durch die Hinterthür, und übermorgen ist mein Geburtstag. Wahrlich schöne Geburtstagsfreuden — ach die Manöver, die heillosen Manöver! Aber wartet, ich durchkreuze Euer Rendez-vous. Ich stelle mich, als wüßte ich von dem Billet nichts und fasse morgen Posto im Hause — Herr Sekretär, Sie sollen zeitlebens an den Major denken!" Mit zusammen-

gekniffener Lippe vollendete der Sprecher den letzten Satz und ging dann unbemerkt aus dem Zimmer.

Der Abend des andern Tages kam heran.

„Mein Kind“, sagte der Major mit verstellter Freundlichkeit, „ich reite heut aus.“

„Schön, mein Engel“, anwortete sie, ihn mit liebenswürdiger Heiterkeit anblickend.

„O Du Schlange“, murmelte er für sich, „Du freuest Dich, daß ich mich entferne, aber Dir soll die Freude verdorben werden!“

„Wann kommst Du nach Hause?“ fragte Julie und schlang ihren weißen Arm um ihres Gatten Nacken. Dieser wehrte die Zärtlichkeit behutsam von sich ab und entgegnete mit finsterem Blicke:

„Warum willst Du die Zeit meines Nachhausekommens wissen?

Julie erschrack vor dem finstern Auge. Ein solches hatte sie noch nie bei ihrem Gatten erblickt.

„Du erschrackst!“ fuhr er heftig auf. „Wie können Dich meine Worte erschrecken?“ Der Groll loderte aus dem Gesichte des Majors, und seine Frau wich deßhalb zurück. „Robert, um Gottes Willen, Robert“, rief sie, „was bedeutet Dein Betragen? Ich erschrecke, weil Du mich so auf einmal mit einem Blick betrachtest, der mich vernichten möchte.“

Der Major gab sich zufrieden, entschuldigte sich mit Zerstreutheit, sagte: er habe sich gestern bereits über einen ungezogenen Rekruten geärgert und der Vorfall mit diesem sei ihm eben wieder eingefallen. Er grüßte flüchtig sein Weibchen, empfahl sich, meinte, ein Spazierritt in's Freie würde ihn wohl wieder heiterer stimmen. Er ging. Nach einer Weile sah ihn Julie die Straße entlang reiten und sie gab nun dem Mädchen Befehle, daß, wenn Jemand zur Hinterthür ins Haus käme, derselbe sofort zu ihr gelassen werde.

Der Major ritt nur bis zum nächsten Bataillonspferdestall, hielt dort eine kurze Besichtigung, übergab dem einen Wachthabenden das Pferd in Obhut und ging nach seiner Wohnung zurück. Er stieg unbemerkt die Treppe hinauf und begab sich auf sein an das Kabinet der Gattin anstoßendes Zimmer.

„Von hier will ich euch belauschen“, murmelte er, „und wehe Dir, Urian, wenn ich dich erwische!“ Er versteckte sich hinter den Bücherschrank und verbrachte eine qualvolle Viertelstunde in der unbequemsten Stellung. Die Eifersucht folterte ihn auf's Schrecklichste, und die Rache, dem Schufte von Sekretär einen Gedenkzettel für ewig beizubringen, durchloderte ihn heftig. Sein Wille war, nach erfolgter Ueberraschung sich von der untreuen Holsteinerin sofort scheiden zu lassen, „sie solle keinen Preußen an der Nase herumführen,“ er preßte zwischen den Lippen hervor, „sie soll wissen, daß, wenn auch wir die Treue nicht allzu strenge bewahren, wir sie von der eroberten Hälfte aber auf's Unzweideutigste verlangen, und mit Recht verlangen, der Schwache muß dem Starken gehorchen und lockt die Verführung ihn, nun, so soll den Verführer die doppelte Strafe ereilen.“ Der Major hätte noch lange in dieser Weise und in dieser Stellung mit sich Gespräche geführt, wenn er nicht plötzlich vom Korridor herschallendes Geräusch gehört. „Er kommt!“ hörte er die Gattin ausrufen, und sie that dies so freudig, daß der wuthsprühende Gatte aus seinem Verstecke hätte hervorspringen und die Falsche zu Boden schmettern mögen. Krampfhaft hielt er den Bücherschrank mit beiden Händen fest — „wenn du meine Frau wärest“, rief er aus, „ach wie wollte ich dich —“ er rüttelte heftig an dem hölzernen Gestelle. Er vernahm eine Männerstimme — er hörte etwas Schweres auf den Fußboden setzen — es schien ein Gegenstand getragen zu werden — Fußtritte kamen näher und näher — die Thüre ging auf und herein traten ein Tischler und sein Geselle — Beide trugen einen kostbaren Schreib**sekretär** in ihren Händen und stellten ihn behutsam vor des Majors Schlafstelle auf. — —

Es war, als wenn in diesem Augenblick unser eifersüchtiger Lauscher mit Eimern kalten Wassers übergossen würde. „O du Esel!“ rief es in seinem Innern. Er hätte sich eine Ohrfeige trotz der militärischen Würde höchsteigenhändig appliziren mögen, aber die gegenwärtige Situation gestattete es ihm nicht. Nachdem der Tischler — es war der stadtbekannte Hansen — sein Geschäft vollendet, trat er den Rückweg an und hinterher kam auch unser Major zum Vorschein.

Der nächste Tag brachte einen herrlichen Septembermorgen — und da des Majors Geburtstag war, so schien er um so herrlicher zu sein. Er hatte sich kaum angekleidet, da klopfte es bereits an die Thür, seine Gattin erschien und überbrachte ihm ihre Glückwünsche. Sie führte ihn in das Arbeitskabinet und zeigte triumphirend auf den Sekretär — „gefällt er Dir?“ Nun brach der Sturm der Gefühle in des Majors gutmüthigem Herzen los, er umschlang sein Weib — „Julie“ rief er, und sah die Genannte mit einem merkwürdigen Blicke an, „Julie“, wiederholte er zum zweiten Male, „kannst Du mir verzeihen?“

„Was soll ich Dir verzeihen?“ antwortete sie.

„Ich habe Schlechtes von Dir gedacht“, sprach der Major und erzählte seine ganze Geschichte vom Amor an bis zum Tischler Hansen. Julie brach in ein lautschallendes Gelächter aus. Ihr war nun das vorgestrige Benehmen des Gatten erklärlich — „nein, nein, um Eurer Frauen willen“, sagte sie, noch immer lachend und den Major beim Ohr zupfend, „könnt Ihr den Manöverübungen ohne Eifersuchtsorgen beiwohnen, denn in der Treue sind wir aufrichtiger und gehen keine unerlaubten Wege, wie Ihr, na, wie Ihr, — sie gab dem Major einen leichten Schlag Preußen!“ — obgleich es die „Ehre“ nach preußischem Gesetz verlangt, daß der Major eine ernste Verwarnung seiner Frau ob ihrer Ansichten ertheilt hätte, so war er in diesem Augenblick doch zu voll von freudigen Empfindungen — sein Gesicht strahlte

— heute hätten alle Manöver mißglücken können, es wäre ihm gleichgültig gewesen.

Eine Gespenster-Erscheinung.

In einem der feinsten Cafés der fünften Avenue in New-York saßen noch in später Nacht vier junge Leute, plauderten, hatten zu ihrer Bequemlichkeit die Beine über Stuhllehnen gelegt, spuckten in wahrhaft graziösen, weitreichenden Hyperbeln bis zum Kamin, schnitzten mit ihren Taschenmessern an Holzstückchen, die der Wirth dazu Vorsichts halber auf den Tisch gestellt hatte, damit sie nicht in die Tischplatte schnitten, und rauchten. Sie waren alle nicht näher mit einander befreundet, sondern hatten sich nur durch häufiges Zusammentreffen in diesem Café kennen gelernt. Als der Kellner wieder erschien, um neue Flaschen zu bringen, trat mit ihm zugleich ein ältlicher Gentleman von achtbarem Aeußern in das Zimmer, der sich gemächtich an einem Nebentische niederließ, eine Flasche Wein bestellte, eine Cigarre anzündete, und eben im Begriff war, die Zeitung zu lesen, als seine Aufmerksamkeit durch das schon etwas laute Gespräch der vier jungen Leute gefesselt wurde.

„Man sollte es kaum glauben," sagte der Eine, der am lebhaftesten sich an der Unterhaltung betheiligte, „daß vor zwölf Jahren noch alle Welt an den Unsinn glaubte. Wäre das nicht der Fall gewesen, ich würde mich schämen einzugestehen, daß ich mit Schwestern, Brüdern, Vettern und Gott weiß was für Verwandten still und andächtig die Hände auf den Tisch gehalten und stundenlang auf das Rücken gewartet habe."

Alle lachten.

„Immer ohne Erfolg?" fragte ein Anderer.

„Nein, einmal hat der Tisch gerückt und geklopft. Alle schworen, daß sie nicht daran Schuld seien, aber ich lasse mich hängen, wenn nicht meine jüngste Cousine mit ihrem Fuße die Geschichte gemacht hat."

„Natürlich!" riefen Alle.

„Und da kommen jetzt Menschen," fuhr ein Anderer fort, „die die Dreistigkeit haben, von wirklichen Erscheinungen zu reden."

„Auch ich habe davon gehört."

„Wirklich?" fragte der Vierte, der bis dahin geschwiegen hatte, „aber wie kommen die Erscheinungen, mit Zauberformeln etwa?"

„Bewahre, das galt im vorigen Jahrhundert. Jetzt hilft nur Magnetismus! scharfes, ungetheiltes Denken einer magnetischen Person an den gewünschten Geist!"

„Das ist hübsch. Es lebe der Magnetismus! Vielleicht kann ich meinen todten Onkel sehen; das wäre noch ein Geschäft, da würde ich den alten Geizhals zwingen, mir zu sagen, ob und wo er sein Geld versteckt hat."

„Es lebe der Magnetismus!" riefen alle und leerten lachend ihre Gläser.

„Meine Herren!" sagte endlich der alte Gentleman, der dem Gespräche eifrig zugehört zu haben schien, jetzt aufstand und näher trat. „Vielleicht verzeihen Sie, daß ich, ohne Ihnen bekannt zu sein, so dreist bin, Sie anzureden. Aber der Stoff ihres Gespräches hat für mich das lebhafteste Interesse, und ich möchte um die gütige Erlaubniß bitten, mich zu Ihnen setzen zu dürfen. Mein Name ist Osman."

„Sehr gern!" sagte der Vorlaute, ohne erst die Andern zu fragen. Die vier jungen Leute legten ihre Beine in eine etwas anständigere Lage, ohne natürlich als Vollblut-Amerikaner aufzustehen, verbeugten sich mit dem Oberkörper, nannten ihre Namen und gestatteten dadurch dem Fremden Theilnahme an der Unterhaltung.

„Sie scheinen alle meine Herren, mit einem gewissen Unglauben an das Vorhandensein des Geistes Ihre ironischen Bemerkungen zu machen. Ich glaube an Geister und deren Erscheinen."

Alle vier verzogen das Gesicht zum Lachen, ein halb mitleidiges halb ironisches „Oh!" entschlüpfte ihren Lippen.

„Lachen Sie darüber meine Herren! In Glaubenssachen läßt sich kein Streit zu Ende führen, aber diesmal, meine Herren, wäre es ja nicht unmöglich, daß ich Sie vom Gegentheil Ihrer Ansicht überzeugte, daß Sie wirklich durch mich, als Medeum, Geister zu sehen bekämen."

„Sie gehen mit Ihren Scherzen zu weit, mein Herr!" sagte der Lauteste.

„Bitte um Verzeihung!" war die Antwort. „Wollen Sie wetten? ich setze hundert Dollars; Sie sollen durch mich einen Geist sehen!"

„Sie meinen, daß ich durch Verdrehung der Worte meine Wette verlieren soll?"

„Durchaus nicht! Ich will Ihnen einen Geist zeigen, Sie sollen mit ihm reden, und wenn Sie dann noch Geister leugnen, habe ich verloren. Einverstanden?"

„Gewiß! Aber — ehrlich gesagt, ich habe keine hundert Dollars hier. Zehn will ich setzen."

„Ich auch," riefen zwei Andere.

„Ich setze zwanzig," rief der Vierte. „Dann sind's fünfzig. Wollen Sie uns für fünfzig Dollars Ihren Geist zeigen?"

„Ja wohl! Hier ist meine Hundert-Dollar-Note. Kleines Geld habe ich nicht für fünfzig Dollars bei mir!"

„Nun," meinte der Eine der Vier, „damit wir Alle sicher gehen, geben wir Ihnen fünfzig Dollars, und Sie legen vor unseren Augen Ihre Note dort auf den Tisch, setzen einen Leuchter darauf, wir sehen zu, und, wenn Sie mich vom Dasein Ihres Geistes überzeugen, nehmen Sie die Note, sonst theilen wir Andern uns darin."

„Angenommen!" riefen Alle. Der Vorschlag wurde genau so ausgeführt.

„Sie als Ungläubigster," sagte der Alte mit geheimnißvoller Miene zu dem jungen Mann der Ge-

sellschaft, welcher am meisten gesprochen und gelacht hatte, „Sie sollen den Geist sehen. Nennen Sie mir irgend einen Ihrer Verstorbenen."

„Meinetwegen!" erwiederte der Angeredete ungläubig. „Vor 3 Jahren starb ein junges, schönes Mädchen, dem ich herzlich zugethan war, können Sie diese hercitiren?"

„Gewiß! Doch müssen sich nun die Herren Alle in meine Anordnungen fügen, Sie, die Sie das liebe Mädchen sehen wollen gehen hier in das kleine Zimmer nebenan das sich trefflich zu dem Unternehmen eignet. Sie mögen sich auf's Sopha setzen und die Thür halb offen lassen, damit Sie nicht ganz im Dunkeln sitzen, und dort erwarten Sie den Geist."

„Darf ich eine Flasche Wein und zwei Gläser mitnehmen? Ich muß doch mit dem Mädchen anstoßen wenn sie kommt."

Alle lachten: der Alte aber sagte warnend: „Junger Mann, setzen Sie Ihre Nerven nicht auf eine zu harte Probe!"

„Ach was," erwiederte der Angeredete, „ich thu' es." Und damit nahm er die Flasche und 2 Gläser, ging in das dunkle Nebenzimmer und ließ die Thür nur so weit geöffnet, daß die Anderen ihn selbst nicht sehen konnten."

„Sie, meine Herren," fuhr der Alte fort, müssen mir Ihr Versprechen geben, was sich auch zeigen mag, kein einziges Wort zu reden, überhaupt nicht das geringste Geräusch zu verursachen."

„Ihr werther Geist scheint sehr penibel zu sein?"

„Versprechen Sie das?" fuhr der Alte fort, ohne sich stören zu lassen.

„Ja wohl!" riefen die Andern, setzten sich so bequem wie möglich, und warteten der Dinge, die da kommen sollten.

Der Alte rückte sich den Tisch dicht heran, stützte seinen Kopf in beide Hände und heftete die Augen stier auf einen Punkt des Tisches.

Mäuschenstill war's im Zimmer; Alle waren gespannt auf das Kommende, die Spannung wuchs von Minute zu Minute, eine Viertelstunde lang wurde die Spannung durch nichts unterbrochen.

Da scheint es auf einmal, als wenn durch die halb geöffnete Thür ein leichter bläulicher Lichtschimmer dringt.

Man hört aus dem Zimmer einen Seufzer des jungen Mannes.

Alle starren nach der Thür, bis auf den Alten, der seine Stellung ruhig beibehält; das Licht scheint heller zu werden; ein eigenthümliches Knittern wie von Papier läßt sich hören.

Die jungen Leute schauen sich an und bemühen sich vergebens, das ängstliche Gefühl, welches sie beschlichen, aus ihren Mienen zu verbannen.

Es vergehen einige Minuten in lautloser Stille.

Wiederum hört man einige Seufzer aus dem geheimnißvollen Zimmer, das Licht wird heller; plötzliche Stille, dann das langsame vertönende Klingen zweier Gläser, jetzt — ein furchtbarer Schrei, Klirren einer zerbrochenen Flasche — der junge Mann stürzt todtenbleich mit verstörten Zügen wild aus dem Kabinet und läuft, ohne die Anderen zu beachten, mit vorgestreckten Armen und offenem Munde zur Thür hinaus auf die Straße.

Alle sitzen entsetzt, sprachlos, wie versteinert. Nur der Alte springt auf. „Mein Gott!" ruft er aus, „das war zu viel, ich traute seinen Nerven zu viel zu, ich muß ihm nach, sonst gibt's ein Unglück. Bleiben Sie, warten Sie!"

Er ergriff Hut und Stock, und ohne Weiteres rannte er dem Unglücklichen nach.

Still war's wieder im Zimmer. Nach und nach erholten sich die Herren, sie gingen ins Nebengemach, zündeten Licht an, und fanden dort nichts als die zerbrochenen Gläser und die Flasche, deren Inhalt ausgelaufen war, auf dem Fußboden; ein eigenthümlicher Schwefelgeruch war bemerkbar.

Wohl eine halbe Stunde warteten sie in stummer Erwartung. Niemand von den Beiden ließ sich blicken.

„Ich dächte, wir gingen," begann endlich zögernd Einer von ihnen, und überlassen dem Wirth das Uebrige.

Alle stimmten ein, der Wirth ward gerufen.

„Herr Wirth," sagte der vorige Sprecher, „wir haben hier eine Wette verloren, und diese Hundert-Dollar-Note gehört dem alten Herrn, der vorhin an unserer Gesellschaft theilnahm! haben Sie die Güte, sobald er sich meldet, ihm dieselbe zuzustellen."

Der Wirth nahm die Note und hielt sie mit gleichgültigen Augen gegen das Licht, und fragte in harmlosem Tone:

„Ist die Note von Ihnen?"

„Nein, der Herr setzte 50 Dollars, wir auch, und da hat er sie uns eingewechselt."

„Das ist Ihr Glück!" sagte ruhig, aber mit eigenthümlichem Lächeln der Wirth. „Der alte Herr wird schwerlich zu den fünfzig baaren Dollars noch die Note holen, sie ist — falsch!"

„Falsch?" riefen Alle.

„Ja falsch, Sie sind einfach betrogen."

„Abgekartete Geschichte! Verflucht!" knirschten die Angeführten.

„Die Zeche der beiden weggegangenen Herren beträgt acht Dollars," fuhr der Wirth ruhig fort.

„Die wir nicht zahlen werden!" rief einer der Gäste; die andern stimmten ein.

„Dann werden Sie die Güte haben, mir zur Polizei zu folgen, um sich wegen des falschen Papiergeldes zu rechtfertigen!"

„Auch das noch? rief der Eine, indem er die Börse zog. „Hier ist das Geld!"

Auch die Uebrigen zahlten schweigend. Lautlos verließen sie den Salon. Drei echte Amerikaner waren echt amerikanisch geprellt!

Redaktion, Druck und Verlag von Ph. Rohr in Kaiserslautern.

Pfälzisches Sonntags-Blatt.

Belletristisches Beiblatt der „Pfälzischen Volkszeitung."

Nr. 44. | Sonntag, den 1. November | 1868.

Lebenslied.*)

Von Fr. Aulenbach.

Auch des Lebens Bestes schwindet;
Rinne Thräne, rinn' herab!
Auch die reinste Freude findet
In dem Schlund der Zeit ihr Grab.

Alles ist vorüberfliehend.
Blutend reißt sich aus dem Schooß
Eines Lebens, das so blühend
Sie umschlungen, Psyche los.

Reizend wiegt auf freien Schwingen
Sich die Göttin Fantasie;
Aber das Versproch'ne bringen
Zeit und Hoffnung nun und nie.

In der Hoffnung Feenlande
Träumt das Herz von Ewigkeit,
Und erbaut auf dürrem Sande
Schlösser der Vergänglichkeit.

Ach! die schönsten Lebensblüthen
Trifft der winterliche Nord.
Du verträumst sein stilles Wüthen
Und — das Paradies ist fort.

Brecht die Rosen eurer Wonne!
Träumt, so süß ihr träumen könnt!
Sonnt euch an der Morgensonne!
Denn der Mittag drückt und brennt.

Glücklich, wer den Himmel offen
In der Zukunft Dunkel sieht!
Aber man verlernt das Hoffen,
Wenn die Jugendwolke flieht.

* * *

Was, o Herz, hast du errungen?
Wo ist dein gelobtes Land?
Deine schönsten Huldigungen
Nahm die Hoffnung an und — schwand.

Nun ist aller Muth geschieden,
Der auf seinem Adlerflug
Meine Seel' und ihren Frieden
Durch des Lebens Stürme trug.

*) Aus der soeben erschienenen Gedichte-Sammlung von F. Aulenbach „Natur und Gemüth", welche wir unsern Lesern auf das Wärmste empfehlen. Die Redaktion.

Dich nur kenn' ich noch, o Freude!
Die du dem Geräusch entweichst
Und zur dunklen Thränenweide
Gern mit deiner Wehmuth schleichst.

Dort umwankt mich noch ein Schimmer,
Wie ein Geist aus todter Welt,
Der im Dunkellicht die Trümmer
Der Vergangenheit erhellt.

Die Winterquartiere.

„Hurrr!" sagten die Bäume und schüttelten sich frostig. Eigentlich aber wurden sie geschüttelt und zwar von einem rauhen Nordostwinde, der die vergilbten Blätter von den Zweigen streifte und sie in wildem Tanze umherjagte. Die Vögel, welche auf den Aesten saßen, schauerten gleichfalls zusammen und sprachen zu einander: „Hohe Zeit wird's, daß wir uns auf die Socken machen, und unsere Winterquartiere beziehen." Darauf kamen die Vorstände der Schwalben, Staare, Lerchen, Amseln, Wachteln, Grasmücken, Nachtigallen, Finken und der übrigen Vogelthiere zusammen, um über Tag und Stunde des Abmarsches sich zu berathen. Nachdem solches geschehen war, flogen aus die befiederten Ausrufer, Trommler, Pfeifer und Herolde und verkündeten Jedermann, wann und wo man sich versammeln solle, um in Gesellschaft die weite Reise anzutreten. Und sie kamen zu Hunderten und Tausenden und ließen sich nieder auf den Sammelplätzen und harreten, bis auch die letzt verspäteten Nachzügler eingetroffen waren. Nun gab der Vogelmarschall das Zeichen zum Aufbruche und gleichwie einst die Franzosen in Aegypten ihre Kranken, die Esel und Gelehrten in ihre Mitte nahmen und, zu einem kampfbereiten Viereck geordnet, den feindlichen Angriff erwarteten: so wurden auch hier die Schwächlinge, die kraftloseren Alten und die unerfahrenen Jungen zwischen die kraftbewährten Vogelmätze vertheilt und der Aufflug begonnen. Den Fortfliegenden nach blickten neidisch die Spatzen, Goldammern, Krähen, Dohlen, Raben und übrigen Kameraden, welche auch im Winter bei uns ausharren müssen.

Dort am Waldessaume und fern von der Menschen Wohnungen ist ein Regiment langbeiniger und langgeschnäbelter Störche in Parade aufgestellt.

Alle gleichbekleidet: weiße Montur mit schwarzen Aufschlägen und Kragen, roth gestiefelt und roth bewaffnet! Langsam schreitet der Oberst an der langen Fronte einher, seine Leute mit scharfen Blicken mu-

sternd, ob sie auch zum weiten, anstrengenden Fluge gehörig ausgerüstet seien oder nicht. „Auf und fliege!" gebietet er streng einem Storche, dessen Aussehen und Haltung auf große Schwäche hindeuten. Ach, der Aermste! vergebens schwingt er die Flügel, strebt er in die Luft sich zu erheben. Darauf erwartet er, gebäugten Hauptes und mit gesenktem Blick, sein Urtheil, das nicht lange auf sich warten läßt.

„Man führe diesen halb todten Mann abseits," gebietet der Oberst, „und thue ihn ab! Besser, er sterbe eines schnellen und leicht n Todes durch Bruderschnabel, als daß er langsam verderbe oder dem Hohne böser Buben anheimfalle." Gehorsam dem Gebote ihres Obern, treten vier Mann aus dem Gliede und bringen den Verurtheilten bei Seite. Noch einmal erhebt derselbe sein mattes Auge und blickt die Kameraden traurig flehend an.

„Du thust uns leid," spricht der Störche stille Sprache, „allein wir können nicht anders." Und alle vier stoßen ihre spitzen Schnabelschwerter in des Verurtheilten Hals, so daß die weißen Federn mit hervorsprudelndem Blut roth gefärbt werden und der tödtlich Verwundete nach kurzem Flügelschlage sein Leben aushaucht. Die vier gefiederten Scharfrichter aber reinigen ihre Richtschwerter im Sande vom Blute und streuen davon je einen Schnabel voll auf die Kameradenleiche, gleich wie der ungefiederte Vogel, Mensch geheißen, am Grabe einer theuerwerthen Leiche thut. Nun läßt der Oberst seine Leute rottenweise und in Form eines verschobenen verlängerten Vierecks ausmarschiren, an dessen Spitze er die erste Stelle einnimmt und so zum blauen heitern Herbsthimmel empor sich schwingt.

Die zum Dableiben verurtheilten Vögel, welche insgesammt das Einsammeln in die Scheuern nicht kennen, ziehen nun den Schmachtriemen fester um den Leib. Sie klopfen und buseln ihr Gefieder auf und stecken beim Schlafengehen ihren Schnabel in dasselbe. Quält sie der Hunger zu sehr, so vertheilen sie sich an die Landstraßen und Zäune, sowie in die Bauernhöfe, wo sie ängstlich und genügsam von dem naschen, was die von dem Menschen gepflegten Hausthiere von sich werfen.

Die zarteren Segler der Lüfte, die buntbeschwingten Schmetterlinge, sie sind dann längst des Todes Beute geworden, obschon man nirgends ihre Leichname auffindet. Aber bevor sie das Zeitliche segneten, sorgten sie, oft bereits im Sterben, für ihre Nachkommenschaft, die, entweder im armen, geschützten Netze oder noch im Ei der bitteren Kälte trotzt. Erblickt man ja zuweilen schon in den ersten warmen Frühlingstagen einzelne Schmetterlinge, so haben sie entweder als Puppe oder in einem heimlichen Versteck den Winter überstanden.

Bevor noch die Erde durch den Frost zu hartem Stein umgewandelt worden ist, haben die Regen- und anderen Würmer, die Schnecken mit und ohne Haus die Feldmäuse, Maulwürfe, Hamster, Murmel- und andere warmblütige Thiere ein unterirdisches Kämmerlein aufgesucht oder künstlich sich gewölbt. Geizhals Hamster schläft auf seinem vollen Getreidesacke, während die übrigen nicht einmal für den nächsten Tag gesorgt haben und dennoch nicht verderben. In ihren Winterquartieren ruhen erstarrt die Fliegen, Mücken, Spinnen, Ameisen, Bienen, Wespen und übrigen Kerbthiere, deren Zahl Legion ist und die schlafend der Nahrung nicht bedürfen. Welch' eine unermeßliche Ersparniß auf diese Weise der Schöpfer in seinem großen Haushalte erzielt!

Die Thiere des Waldes suchen um die Winterszeit ihre Winterpelze in Zeiten hervor. In dieselben gehüllt, betten sie sich in den tiefen Schnee. Der schneebeschwerte Nadelbaum ist ihr Kämmerlein, ihr Blut der warme Ofen, harte Nadeln und dürre Baumrinde sind ihre Fastenspeise und Sonnen-, Mond, und Sternenlicht ihre Leuchte und Lampe. Auf des Wassers tiefstem Grunde ruhen die Fische, so auch die Frösche, Kröten und übrigen Amphibien, die in ihrem Winterschlafe nicht nöthig haben, an des Wassers Oberfläche emporzutauchen, um Luft einzuathmen.

Gott, der Herr, aber breitet seinen schützenden und wärmenden Flügel aus über unsere weiterstarrte Erde. Vom goldnen Sternenhimmel hernieder schüttelt er Milliarden silberner Sternchen, welche weich und wärmend die Erde einhüllen. Später aber zerrinnen sie unter der höher am Firmamente sich zeigenden Sonne und die Erde trinkt sie auf zu ihrer Ernährung. Selbst das Wasser zieht im Winter seinen Burnus an, unter welchem es munter dahinfließt, während fröhlich die Schlittschuhläufer auf seinem harten, spiegelglatten Rücken dahin eilen. Ist das nicht wunderbar?

Für den Menschen jedoch ist kein Winter vorhanden. Er weiß sich zu schützen vor der bitteren Kälte, vor den rauhen Winterstürmen, vor dem wehenden Schnee, vor den langen Nächten, vor dem nicht minder langen Fasten, das ein großer Theil der Thierwelt zu überstehen hat. Sicher geborgen weiß er die Früchte seiner Arbeit, die er in behaglicher Ruhe verzehren darf. Um den lichterblinkenden Weihnachtsbaum hüpfen jubelnd große wie kleine Kinder herum und die Alten sehen schmunzelnd darein. Um die dampfende Punschbowle und den rosinenreichen Kuchen versammelt der Sylvesterabend die lustigen Zecher, während frömmere Erdenbürger in feierlich gestimmter Andacht des Jahres letzte Minute erwartet. Horch! da erklingt durch die stille, kalte Nacht feierlich der letzten Stunde Schlag. Ein neues Jahr mit seiner geheimnißvollen Zukunft tritt über unsere Schwelle. In die frommen, herzlichen Glückwünsche mischt sich der Lärm derer, welche zechend, tanzend oder gar spielend in das neue Jahr hinübertreten. In seinem heimlichen stillen Stübchen steht der Zeitungsschreiber vor seinem Pult. — Der Ofen speit willkommenes Feuer, das die Eisblumen an den Fensterscheiben schmelzen macht. Draußen fällt dichter Schnee, dessen Flo-

cken der Wind gegen die Fenster peitscht. Schrillend dreht sich die Wetterfahne auf dem nahen Thurme herum und auf dem Ofen singt der bratende Vorsdorfer sein Sterbelied. Die grüne Lampe mit der weißen Schirmglocke spendet so freundliches Licht dem einsamen Schreiber, dessen über das Papier dahinknarrende Feder das schönste, frucht- und segenbringende Wetter für das neue Jahr niederschreibt. Endlich legt er den Kiel aus der Hand. Vom Schreibepult wendet er sich ab und gegen seine Kunden. Mit freundlichem Blick und höflicher Verbeugung spricht er herzlich: „Glück auf!"

Wie man eine Million verdient.

Im Mittelpunkt der Stadt Frankfurt a. M. liegt eine schmutzige, enge, unansehnliche, mit einem Wort höchst erbärmliche Straße, die Juden-Gasse genannt; hier war noch im vorigen Jahrhundert thatsächlich der ganze Stamm Israel eingekerkert. Es war ihnen nicht erlaubt, in einem andern Stadttheil zu wohnen; an Sonn- und Feiertagen durften sie gar nicht, an Wochentagen nur während bestimmter Tagesstunden ihren elenden Wohnort verlassen. In dieser Gasse erblickte Mayer Amschel, der Gründer des Hauses Rothschild, das Licht der Welt. Schon im eilften Jahre verlor er seine Eltern, nahm Stock und Bündel auf die Schulter und wanderte auf gut Glück nach Hannover, wo er im Laden eines Geldwechslers eine Anstellung fand. Er sparte sich ein Stück Geld, heirathete und etablirte einen Handel mit alten Münzen. Seine Firma lautete: „Zum rothen Schild", woraus der Geschlechtsname „Rothschild" entstand. Das einzige Ziel seines Lebens war Geld zusammenscharren, und diese Kunst verstand er meisterlich. Die jahrelangen Kriege mit Frankreich hatten das Geld rar gemacht. Die Edelleute sahen sich genöthigt, ihre Rittergüter und Juwelen — oft für sehr geringe Summen — an Rothschild zu verpfänden, und konnten sie später nicht einlösen. So geschah es, daß Rothschild in Zeit von sechs Jahren ein ungeheueres Vermögen anhäufte. Er hinterließ seiner Familie (fünf Söhnen und ebenso vielen Töchtern) sieben Millionen Thaler. Die fünf Söhne umstanden das Todtenbett ihres Vaters und jeder von ihnen schwor, dem Willen des Sterbenden gemäß zu handeln; dieser lautete, daß sie in Compagnie treten und gemeinschaftlich das Bankgeschäft betreiben sollten. Anselm, der Aelteste, war dem Namen nach das Familienhaupt, doch wurde Nathan, der seines Vaters Talente geerbt hatte, der thatsächliche Chef der Firma. Auf Geldmachen erpicht und von der steigenden Bedeutung des englischen Geldmarktes überzeugt, verließ Nathan seine Heimath und kam mit vierundachtzig Pfund Sterling*) in der Tasche und dem Kredit, den sein Name hatte, nach Manchester. Er begann damit, mäßige Summen zu Wucherzinsen auszuleihen und brachte es in sechs Jahren so weit, daß er mit einem Vermögen von 200,000 Pfund nach London übersiedeln konnte, woselbst er Börsemitglied wurde. Er spekulirte in Staatspapieren und gerade auf diesem Felde mußte es ihm bei seinem ableräugigen Scharfblick in der Anschauung der politischen Lage leicht werden, unermeßliche Gewinnste sich anzueignen.

Gerade damals (im Jahre 1810) befand sich die englische Regierung in einer großen Klemme. Der Herzog von Wellington, der Napoleons Generale auf der spanischen Halbinsel bekämpfte, brauchte hohe Summen, und der Staatsschatz war nahezu geleert. Nathan Rothschild hatte Vertrauen zu dem schließlichen Erfolg der britischen Waffen und schoß sehr oft die nöthigen Gelder vor. Er discontirte der Regierung ihre Wechsel mit großem Verlust für die letztere, die am Verfalltage den vollen Nennwerth bezahlen mußte. Und wiederum hierzu (zur Einlösung ihrer Wechsel) mußte sie von Rothschild zu denselben hohen Zinsen borgen. Er bewies in der That ein glänzendes Spekulationstalent. Ein ganzer Haufen Agenten stand auf dem Festlande in seinem Solde; sie mußten jede irgend auf den Krieg bezügliche Nachricht sammeln. Die Uebermittelung derselben geschah in jener telegraphenlosen Zeit durch eine wohlorganisirte Brieftaubenpost, so daß Rothschild die neuesten Nachrichten von Siegen und Niederlagen weit früher wußte als die Minister in der Downing Street und demgemäß an der Börse operiren konnte. Durch solcherlei Mittel häufte der glückliche Speculant täglich immer größere Summen in seinen Koffern auf.

Als Napoleon im Jahre 1815 von Elba zurückkehrte, kannte Rothschilds Angst keine Grenzen. Während jener denkwürdigen „hundert Tage" vor der Entscheidungsschlacht von Waterloo war er in beständiger fieberischer Aufregung. Er ritt persönlich auf das Schlachtfeld und hielt am 18. Juni auf dem Hügel von Houguemont, um den Fortschritt des Kampfes zu beobachten. Dort blieb er bis Sonnenuntergang. Als er die Franzosen in vollem Rückzuge erblickte, sah er, daß die Schlacht von Waterloo für England, — für ihn selbst aber unermeßlicher Reichthum gewonnen sei. Er galoppirte nach Brüssel und von dort nach Ostende. Am nächsten Morgen stand er an der Meeresküste. Die Wellen schlugen hoch; es war als sänge die See ein Todtenlied für all' die Tausende, die geopfert worden waren, um Napoleons Ehrgeiz zu befriedigen und auf Frankreichs Thron einen Bourbonen zurückzuführen.

Der große Finanzmann gewann für 80 Pfund einen armen Fischer, der ihn von Ostende durch die empörte See glücklich nach Dover führte. Die schnellsten Pferde harrten seiner an allen Poststationen und brachten ihn in einem Tage nach London, wo er durch eine erkünstelte Verzagtheit, die er geflissentlich zur Schau trug, die auf den Börsenbesuchern

*) Das Pfund = 11 fl. 40 kr.

lastende Düsterkeit noch vermehrte. „Blücher,“ flüsterte er einigen seiner Freunde zu, ist bei Ligny geschlagen worden, und der Himmel weiß, was aus Wellington wird!“ Die Kurse fielen fürchterlich.

Rothschilds wohlbekannte Agenten waren nun officiell beeifert, alle Staatspapiere zu veräußern, seine geheimen Agenten dagegen kauften für ihn auf, so lange noch ein Fetzen Papier auf dem Markte war. Die Panik dauerte bis die Siegesnachricht eintraf und die Wahrheit ans Licht kam; und da stiegen natürlich die Papiere weit höher, als sie vorher gefallen waren. Diese Spekulation bereicherte das Haus Rothschild in drei bis vier Tagen um eine Million Pfund Sterling (sechs bis sieben Millionen Thaler).

Die Moral für den Leser liegt auf der Hand. Er wird erkennen, daß für kleine Betrügereien und Schwindeleien in unseren Strafgesetzbüchern zur Genüge Vorsorge getroffen ist. Der große Schwindler, Wucherer und Betrüger wird von dem Glanze der Millionen gedeckt, an denen vielleicht das Elend und die Thränen von tausend ruinirten Familien kleben. Was man im gewöhnlichen Leben schlechtweg Spitzbüberei nennt, heißt häufig genug, auf den großen Kapitalisten angewandt, „geniale Finanzoperation“, für die man den Glücklichen, statt mit Pranger und Zuchthaus, mit allen Ehren seines Landes zu belohnen pflegt.

Feuilleton.

* (Aus dem Wiener Operntheater) wird ein treffendes Wort erzählt. In den letzten Tagen lief in Bezug auf die Aufführung der „Afrikanerin“ eine Doppelklage ein. Die Choristinnen sangen zu schwach und dann wollten sich mehrere derselben das Gesicht nicht färben. „Wissen Sie was“, erhielt der Beschwerdeführer zur Antwort, „lassen Sie die Leute Probe singen bis sie schwarz werden, dann haben Sie beide Uebel mit einem Schlage gehoben.“

* (Monolog eines Berliner Cigarrenkenners.) „Wenn ick mir eine Cijarre koofe, denn seh ick erst nach das Aeußere; ist das dem Auge jefällig, denn hat die Cijarre bei mir schon zur Hälfte jewonnen. Ein anständig gekleideter Mensch wird Jedem anjenehmer sind, als ein fadenscheiniger. Beim Abbeißen erkenne ick, ob die Cijarre jelagert hat, wie ick den Lojenbruder erkenne am Händedruck.

Danach prüfe ick ihr Temparament: Spricht sie beim Schwebelholz leicht an, aber sie jeht bald wieder aus, dann isse sanjuinisch, man kann sich uf ihr Versprechen nich verlassen; erregt sie in mir stürmische Jemüths-Bewegungen, dann isse cholerisch; roocht sie sich ohne Leidenschaft, dann isse phlegmatisch und will sie jar nich brennen, denn isse melancholisch. Jetzt jehts an die Prüfung der Einlage. Beim Abjeordneten fragt man: wie spricht er; bei der Primadonna: wie singt sie, und bei der Cijarre: wie riecht sie. Ick blase nu eine Ringelwolke und steche die Nase mitten rin. Dust Nummer Eins is Adel, Nummer Zwei Mittelstand, un Nummer Drei Proletariat, ooch jleich zur Vertiljung von Unjeziefer. Beim Menschen sagt man; er mag sind wie er will, wenn's Herz nur jut is, und eine Cijarre mag noch so schlecht sind, wenn sie man Havannah Einlage und Cuba Deckblatt hat. — Un nu werd' ick weiter roochen.“

* (Ein Todfeind.) In dem Hause eines wohlhabenden Kaufmanns war eine glänzende Gesellschaft versammelt. Der liebenswürdige Wirth ließ es nicht an Unterhaltung fehlen und gab sich die größte Mühe, seine Gäste zu amüsiren. Um so mehr befremdete ihn die Unterhaltung zweier Herren, die mit verdrießlichen Gesichtern Rücken gegen Rücken gekehrt dasaßen, ohne sich nur anzusehen, oder gar ein Wort zu sprechen. Der Wirth, welcher annehmen zu müssen glaubte, daß die Beiden einander nicht vorgestellt seien, holte dies nach. Zu seinem größten Erstaunen fand er sie jedoch schon nach einigen Augenblicken in derselben Lage.

„Sie haben,“ fragte er den einen dieser Herren,“ mit Ihrem Nachbar einen Streit gehabt, weil Sie ihn nicht ansehen wollen.“

„Das nicht, aber ich hasse diesen Menschen.“

„Hat er Sie denn so schwer beleidigt oder ist er ein Concurrent von Ihnen?“

„Keineswegs!“

„Aber um Himmelswillen, was hat Ihnen denn der Mann gethan?“

„Denken Sie sich nur, der Mensch war mit meiner Frau verlobt und —“

„Nun?“ fragte der Wirth mit der höchsten Spannung.

„Er war mit meiner Frau verlobt und hat die Partie — zurückgehen lassen.“

„Ja, da finde ich Ihre Wuth ganz begreiflich!“

Dreisilbiges Räthsel.

Wo von Zucker und Thee,
Tabak und Kaffee,
Von unterjährigen Mädchen und Buben
Und sonstiger Waare die Rede mag sein, —
Auf Märkten, auf Zöllen, in Kinderstuben, —
Ist die Red' auch gewiß von den ersten Zwei'n.
Wo auf Tuch und den Vorsatz, dies Räthsel zu rathen,
Auf Constitutionen von Menschen und Staaten,
Auf Kitt, Charaktere und Aktienstände,
Zwirn, Stellungen, Liebes- und Wund-Verbände
Und den ewigen Frieden die Rede verfällt' —
O träf' all' die werthvollen Gegenstände
Das Lob dann stets, was die Letzte enthält!
Wo aber vom Ganzen die Rede, da sei
Die Rede von jeglichem Guten und Schönen,
Von trefflichen Wünschen, die, fröhlich und frei,
Dem trefflichen Freunde von Freunden ertönen,
Von hoher Begeisterung erhabenster Stufe,
Von Gläsergeklinge und Vivatgerufe! —

Redaktion, Druck und Verlag von Ph. Rohr in Kaiserslautern.

Pfälzisches Sonntags-Blatt.

Belletristisches Beiblatt der „Pfälzischen Volkszeitung."

Nr. 45. Sonntag, den 8. November 1868.

Neue Völkerwanderung.*)

Dichtung von Müller von der Werra.

Ueber die Meere, ja über die Meere
Leitet uns Gott!
Mächtige Schiffe umsegeln die Riffe;
Schauet! das Steuer mit sicherem Griffe
Führt der Pilot.
So wandern die Völker im regen Verkehre
Hinüber, herüber im Dienste der Ehre,
Triumph o Welt!

Glockensignale, die Anker gelichtet,
Heimath, ade!
Schwellende Segel, die Flagge gehisset,
Stärkere Brise, die erst noch vermisset,
Tosende See!
Und rings um den Mond schon bräunliche Höfe,
Das deutet auf Sturm, und es schrillet die Möve, —
Gott schütze uns!

Zuckende Blitze und grollender Donner;
Grausige Nacht!
Brausende Wellen und heulende Wogen
Kommen wildschäumend als Windsbraut geflogen,
Haltet nun Wacht!
Und muthig im Kampfe, so dämmert der Morgen,
Es legt der Orkan sich, wir sind nun geborgen,
Lobsingt dem Herrn!

Horcht, es verkündet am Borde die Menge
Jubelnd das Land!
Seht, wie die Blicke in's Weite nun schweifen,
Dort an dem Himmel der seltsame Streifen,
Das ist der Strand!
Die Spitze des Mastes ersteigt der Matrose,
Ihm winkt der Geliebten süßduftende Rose:
Hojo! Hojo!

Werfet im Hafen den wuchtigen Anker,
Werfet ihn aus!
Löschet die Räume und leert die Kajüten!
Daß dich der Himmel mag fürder behüten,
Schwimmendes Haus!
Nun aber zu Lande nach langer Beschwerde,
Grüß' Gott dich, du neue, gesegnete Erde,
Grüß' Gott! Grüß' Gott!

Ueber die Meere, ja über die Meere
Leitet uns Gott!
Mächtige Schiffe umsegeln die Riffe;
Schauet! das Steuer mit sicherem Griffe
Führt der Pilot!
So wandern die Völker im regen Verkehre
Hinüber, herüber im Dienste der Ehre,
Victoria!

*) Dem Nordamerikanischen Sängerbund vom Dichter gewidmet. — Großes Tongemälde für Männerchor mit Begleitung des Orchesters von Ph. Tietz.

Das Kind der Sclavin.

Einige Jahre vor dem amerikanischen Rebellions-Kriege sah man in New-York in einem der Schaufenster am Broadway zwei prachtvolle Oelgemälde von Claude Melnotte, und bald darauf erschienen dieselben in Stahlstich mit den Unterschriften „Die schöne Sclavin" und „Der Verkauf der Sclavin." Täglich wurden diese Gemälde bewundert, doch Niemand wußte anzugeben, ob die Darstellung auf Thatsachen beruhe, oder nur eine Inspiration des Künstlers sei; Niemand ahnte, daß jenes wundervolle Bild der schönen Sclavin seine ganze Seele erfüllte, und daß deren Name mit flammender Schrift in seinem Herzen verzeichnet war, den weder Zeit noch Umstände zu verwischen vermochten.

* * *

Auf einer der schönsten Plantagen im Süden residirte Stephan Graham mit seiner einzigen Tochter Margarethe. Die Nachbarn wußten nicht mehr von Mr. Graham zu erzählen, als daß er vor einiger Zeit als Fremder dort hin kam, die Plantage kaufte und seitdem sich als friedlicher Nachbar bewährte, der besonders die Sclaven in humanster Weise behandele. Er sprach nie von seinem Weibe, so daß man nur aus seinem Verhältnisse — als Vater zu seiner Tochter Margarethe — schließen konnte, er müsse früher verheirathet gewesen sein. Einige meinten, seine Frau habe ihn verlassen; wieder Andere, sie sei todt und er Wittwer und dergl. mehr. Doch Mr. Graham beachtete all diese Redensarten nicht im Geringsten, bis endlich die neugierigen Nachbarn in ihren resultatlosen Muthmaßungen ermüdeten.

Währenddem schenkte der Vater seine ganze Aufmerksamkeit der Erziehung seiner Tochter; was Zeit und Geld vermochten, wurde gethan, so daß aus dem kleinen Margarethchen eine gebildete und blühende Jungfrau heranwuchs. Ihr langes, schwarzes Lockenhaar, die dunklen, hellglänzenden Augen und der reine, zarte Teint harmonirten so mit einander, daß die ganze Erscheinung einen tiefen Eindruck auf manchen der benachbarten Jünglinge machte und das Haus des Mr. Graham jetzt mehr mit Besuchen beehrt wurde, als je zuvor; doch weder Vater noch Tochter schienen ihrer benöthigt zu sein — die eigene Gesellschaft genügte ihnen.

Als Mr. Graham einst zur nächsten Stadt reiste, um einige Geschäfte zu erledigen, machte er daselbst die Bekanntschaft eines jungen Mannes — des jüngeren Bruders eines seiner früheren intimsten Freunde. Dieser war ein Maler aus den nördlichen Staaten,

und der Plantagenbesitzer fühlte sich so angezogen durch dessen Gesellschaft und sein freundliches, offenes und männliches Wesen, daß er ihn dringend einlud, mit ihm zur Plantage zu reisen. Der junge Mann hatte keinen Grund zur Ablehnung der Einladung und nahm dieselbe an. — Vor der Ankunft auf der Plantage hatte Mr. Graham zu dem jungen Maler mit keiner Silbe von seiner Tochter gesprochen, so daß dieser erst die Anwesenheit einer solchen gewahr wurde, als Margarethe ihrem Vater entgeg n eilte und ihn herzlich küßte, worauf Letzterer sie beiderseits mit den Worten vorstellte:

„Meine Tochter Margarethe und mein Freund Claude Melnotte."

Margarethe reichte dem Fremden die Hand und bewillkommte ihn in ihrer Heimath. — Das war der Beginn ihrer Bekanntschaft und aus der bloßen Freundschaft entsproß gar bald die wärmste Zuneigung und nach und nach die innigste Liebe. — Endlich hielt Claude bei Mr. Graham um die Hand seiner Tochter an, und dieser gab dazu seine herzliche Einwilligung, jedoch nur unter der Bedingung, daß er mit Margarethe in die nördlichen Staaten gehe und dort seinen bleibenden Wohnsitz aufschlage.

„Außerdem wünsche ich," sagte er zu dem jungen Manne, „daß Eure Verbindung sobald als möglich stattfinde. Obwohl ich keine besonderen Gründe dafür anzugeben vermag, so ängstigt mich doch ein beunruhigendes Gefühl — eine bange Ahnung, als ob Eurem Bündnisse eine Gefahr, oder irgendwie ein Unglück drohe. Und nach der Hochzeit geht Ihr gen Norden, während ich die Plantage verkaufe und Euch alsdann folge: denn eine Trennung von meiner Tochter auf die Länge der Zeit könnte ich nicht ertragen."

Der junge Mann willigte gern in die Bedingungen und die Vorbereitungen zur Hochzeit wurden getroffen.

Der Abend der Trauung rückte heran und das Haus war schon mit Gästen gefüllt. Unter diesen befand sich auch Robert Graham, ein Bruder des Plantagen-Besitzers, der zuletzt ebenfalls als Gast erschienen war, ohne daß man eine Ahnung davon hatte. Die Brüder hatten sich Jahre lang nicht gesehen und die Ueberraschung war also um so größer, als der Diener ihn unangemeldet in's Bibliothek-Zimmer treten ließ, wo der Hausherr sich gerade befand. Der Geistliche war unterdessen ebenfalls erschienen und der Bräutigam stand schon im Begriff, die Braut zum Altare zu führen, als aus dem Bibliothek-Zimmer ein greller Aufschrei ertönte, der wie eine bange Todtenklage durch's Haus dröhnte.

Der Schrei kam von Mr. Stephan Graham, und als Margarethe dessen Stimme erkannte, eilte sie sogleich nach dem Bibliothek-Zimmer und fand ihren Vater am Boden liegen — als Leiche. Ein zweiter Blick überzeugte sie von der traurigen Wirklichkeit, worauf sie bewußtlos an die Seite ihres geliebten Vaters sank. Schrecken verbreitete sich über die ganze Gesellschaft; der Todte und die Ohnmächtige wurden indessen vom Boden gehoben, während ein Diener zum Arzte eilte, und anstatt Glück und Freudenjubel der Vermählungsfeier herrschte nun Jammer und laute Todtenklage im Hause.

Es schien, als ob Mr. Graham das Herzübel seiner Mutter ererbt hatte, und daß er, wie er früher selbst sagte, von beängstigenden Gefühlen geplagt wurde, die sein Nerven-System in gereizter Spannung erhielten, so daß das plötzliche Erscheinen seines Bruders nach langer Trennung auf ihn eine zu starke Erschütterung hervorrief, der er unterlag. Doch war es Freude oder Schreck gewesen? Darüber wußte Niemand Auskunft zu geben.

Stundenlang verfiel Margarethe aus einer Ohnmacht in die andere, so daß der Bräutigam sogar für ihr eigenes Leben fürchtete: und als sie sich endlich wieder erholt hatte, nahte sich ihr Robert Graham und sagte in kaltem, strengem Tone:

„Nachdem mein Bruder todt ist, wirst Du diesen jungen Mann nicht heirathen!"

„Augenblicklich nicht!" entgegnete sie, durch den Klang seiner Worte unangenehm berührt, mit matter Stimme, „denn so schnell könnte mein Herz nicht vergessen, den Tod meines geliebten Vaters zu beklagen."

Er sah sie darauf einen Augenblick scharf an, machte jedoch keine weitere Erwiederung.

Nach Verlauf von drei Tagen wurde Mr. Graham in die Gruft gesenkt und sein Bruder Robert trat als Erbe in dessen Stelle. Advokaten waren seit dem Unglückstag stets in seiner Gesellschaft, doch glaubte man, daß dieselben nur Nachlaß-Regulirung für die Tochter besorgten, und um so größer war nun das Staunen der Nachbarn, als der Bruder selbst als Erbe eintrat.

Claude Melnotte hielt sich seit dem Todestage im nächsten Orte auf, von wo er täglich hinaus zur Plantage kam, um seine geliebte, trauernde Margarethe zu sehen. Bei einem dieser Besuche wurde er gleich nach seiner Ankunft von dem Diener nach dem Bibliothekzimmer beschieden, woselbst er Mr. Robert Graham erwarten möchte, der ihn dringend zu sprechen wünsche.

Mit bangem Herzen zählte er die Augenblicke bis zur Ankunft des neuen Plantagen-Besitzers. Dieser erschien endlich, begrüßte den jungen Mann in ziemlich kalter Weise und nahm ihm gegenüber mit den Worten Platz:

„Ich möchte Ihre Aufmerksamkeit für einige Augenblicke in Anspruch nehmen, denn ich habe Ihnen eine kurze Geschichte zu erzählen, wobei ich jedoch nicht unterbrochen zu werden wünsche."

Melnotte nickte zustimmend mit dem Kopfe und Graham begann:

„Mein Vater, Rupert Graham, war ein reicher Pflanzer. Ich war der Erstgeborene — also der Erbe eines Vermögens. Stephan wurde 12 Jahre später,

geboren — als der Jüngste — gehätschelt und verzogen. Er wuchs zu einem zügellosen, doch immerhin gutherzigen Jünglinge heran, der häufig Ausflüge von Hause machte, wohin ihn seine sonderbaren Einfälle und oftmals auch nur der bloße Zufall führten.

So war er einst — im Alter von 18 Jahren — über ein Jahr lang von Hause fort, und während seiner Abwesenheit kaufte mein Vater eine der schönsten Sclavinnen — eine junge Quadrone — zur Bedienung meines Bruders nach seiner Rückkehr, um ihn mehr zu Hause zu fesseln. Stephan kam endlich und war betroffen über die Liebenswürdigkeit der jungen Sclavin; wir beachteten dies indessen weniger. Nach längerer Zeit bemerkte meine Mutter jedoch eine gewisse Veränderung in der Erscheinung der jungen Quadrone, und als sie dieselbe darüber zur Rede stellte, verweigerte diese jeden Aufschluß, so daß die erzürnte Mutter daraus nur Verdacht auf meinen Vater schöpfen konnte. Als dieser nun ebenfalls die Sclavin ausfragte und nicht herausbekam was er wünschte, ließ er sie — erzürnt über ihre hartnäckige Weigerung — entkleiden und am Pfahl peitschen.

„Bald darauf kam Stephan, der von Hause abwesend war, zurück; und als er von dem Vorfalle hörte, gestand er seine Liebe zu der schönen Sclavin — er, ein Graham — und begehrte deren Freilassung. Er bat und flehte; er wollte sie sogar selbst kaufen; er drohte endlich, doch Alles vergebens, denn durch die Leidenschaft seines Sohnes für eine Sclavin war mein Vater an seinem Ehrgefühle gekränkt; er beauftragte nun den Aufseher dem Frauenzimmer hundert Hiebe aufzählen zu lassen, was mein Bruder unmöglich verhüten konnte.

„Als sie — blutend und dem Anscheine nach schon sterbend — vom Pfahle gebunden wurde, legte man sie auf ein Bündel ausgebreitetes Stroh, worauf sie während der Nacht, nachdem sie ein Kind zur Welt gebracht hatte, verschied."

„Das waren fünf Tausend Dollars aus meines Vaters Tasche; er war fast außer sich vor Zorn, und als er nun selbst hinaus ging, um zu sehen, ob es wohl möglich wäre, das Kind aufzuziehen zum Ersatze der Mutter, da war auch dieses verloren — spurlos verschwunden. Der Verdacht fiel sogleich auf meinen Bruder; kein Anderer konnte der Dieb sein. Man verfolgte ihn augenblicklich, und so wurde er — ohne einen Cent in der Tasche — von Hause getrieben.

„Sechs Jahre verflossen darauf und meine Mutter starb. Bald nachdem starb ihr Bruder, ein alter Junggeselle, der sein ganzes Vermögen dem Stephan vermachte. Dieser kam, verkaufte die Plantage des Onkels; nahm das Geld und verschwand wieder. Vor Kurzem erst fand ich aus, daß er hier wohne, und außerdem erfuhr ich, — doch seid Ihr auch vorbereitet auf den Schluß?" unterbrach sich Graham in seiner Rede, indem er einen Blick auf Melnotte's blasses Gesicht warf, worauf er nach dessen Zustimmung fortfuhr; „außerdem erfuhr ich, daß ein junges Mädchen im Hause sei — seine Tochter — das Kind der Sclavin! — Armer Narr: Das war der Grund seines Wunsches, daß Ihr gleich nach der Hochzeit gen Norden geh'n solltet; doch ich machte ihm einen Strich durch die Rechnung. Glücklicher Weise verhütete mein plötzliches Erscheinen die Hochzeit, und, indem mein Vater ebenfalls todt ist, bin ich der alleinige Erbe seines und meines Bruders Vermögens. Margarethe war die werthvollste Sclavin von der Plantage meines Vaters, denn ich erhielt zehn Tausend Dollars in Baar für sie."

„Elender!" rief der Maler, mit den Zähnen knirschend und von seinem Sitze aufspringend.

„Wo ist sie jetzt?"

„Dort, wo sie vor Euch Einfaltspinsel wenigstens sicher ist. Ich verkaufte sie privatim, und in diesem Augenblicke ist sie vielleicht schon einige Hundert Meilen entfernt von hier, so daß Ihr bis zum jüngsten Tage vergebens nach ihr suchen könntet."

„Nichtswürdiger Schuft!" rief Melnotte, vom Zorne überwältigt, und, ehe er noch wußte, was er that, hatte er seinen Revolver gezogen und feuerte ihn auf den schadenfroh lächelnden Schurken ab."

Die Kugel that ihre Wirkung — Robert Graham fiel zu Boden. Jetzt schien der junge Mann sich erst seiner That bewußt zu werden. Er schlich aus dem Hause, eilte zur Stadt und, nachdem er seine Sachen schnell eingepackt hatte, ging er mit der nächsten Gelegenheit nach den nördlichen Staaten. Bald darauf kehrte er jedoch wieder zurück, um nach seiner geliebten Margarethe zu spähen; doch Alles vergebens — sie war und blieb für ihn spurlos verschwunden. — Er sah an verschiedenen Orten Plakate angeschlagen, worin für seine Verhaftung eine Belohnung ausgeboten wurde, und mit knapper Noth entkam er einigen seiner Verfolger, die schon auf seiner Spur waren, bis er endlich wieder den Norden erreichte, traurig, niedergeschlagen und fast verzweifelnd mit seinem Geschicke.

* * *

Jahre vergingen. Claude Melnotte litt doppelt unter dem trostlosen Gefühle, daß er seine Margarethe vielleicht auf ewig verloren habe, und unter dem peinigenden Gedanken, ein Mörder zu sein. Er wurde sozusagen Menschenfeind, scheute fast jeden Umgang und lag nur seiner Kunst ob. In dieser Zeit war es, als die obenerwähnten Gemälde erschienen, die besonders Effekt machten.

Die einzige Erholung, die er sich gönnte, war die Oper. Eines Abends, als eine neue Sängerin auftreten sollte und der Vorhang aufgezogen war, da — doch war es nur Täuschung, Schein und Trug seiner erregten Phantasie? — da sah er das geliebte Bild seiner Seele, das unverlöschlich in seinem Herzen thronte, und in demselben Augenblicke hörte er den Ruf „Feuer! Feuer!" ertönen, der Alles in Aufruhr brachte. Die hellen Flammen schlugen hinter

den Coulissen hervor, und im nächsten Augenblicke war er auf der Bühne, umfaßte die ohnmächtige Sängerin und eilte mit ihr dem Ausgange zu. Doch er entkam nicht so schnell; Jeder wollte der Gefahr entrinnen. Das Gedränge wurde immer größer; die Flammen umringten die Fliehenden immer enger und enger, und Claude — Einer der Letzten — kam in die größte Gefahr und hatte mit den Flammen zu kämpfen, wobei ihm seine theure Last um so hinderlicher war; doch nimmer hätte er dieselbe aus seinen Armen gelassen. Endlich war der Ausgang erreicht — sie war gerettet und er fiel bewußtlos zu Boden. —

Wochen vergingen nun. Melnotte lag noch immer an seinen Brandwunden darnieder und phantasirte im Fieber; doch als er wieder zum Bewußtsein kam, da war seine erste Frage, ob sie auch gerettet sei.

„Sicher! Gerettet und wohl auf!" war die Antwort des Arztes. „Doch müssen Sie sich noch ruhig verhalten und sich nicht im Geringsten aufregen."

„Ist sie es? Ist sie es auch?" rief er alsdann. „O, bringet sie zu mir!"

„Nicht jetzt! — Sie schläft; sie wachte bisher an Ihrem Bette."

Endlich kam auch der Augenblick, wo ihm der Arzt erlaubte, seine Geliebte wiederzusehen. Doch, ach! — armer Claude! — er konnte sie ja nicht wiedersehen. Der Glanz seiner Augen war in jener für ihn unglücklichen Stunde des glücklichen Wiederfindens seines teuersten Wesens erloschen — seine Augen waren durch die glühenden Flammen erblindet. Er wußte nicht, daß sie bis zu diesem Augenblicke an seinem Bette verweilt hatte, und der Klang ihrer Stimme überzeugte ihn erst von ihrer Anwesenheit.

Nun hatte er sie wiedergefunden, die er verloren und nach der sein Herz sich so lange sehnte. Zwar sah er nicht ihre schöne Gestalt und die reizenden Gesichtszüge, aber er hörte ja ihre sanfte süße Stimme und sein Herz schlug lauter in ihren Armen.

„Mein armer Claude!" rief sie in schmerzlichem Tone. „Mein armer, lieber Claude! Jener Schurke sagte mir einst, nachdem er mich verkauft und darauf zum ersten Male wiedersah, Du hättest mich nicht mehr sehen wollen, als Du erfahren, daß ich eine Sclavin sei. — Ist Deine jetzige Blindheit vielleicht der Fluch des Himmels? — Doch nein, nein! Unmöglich! Sprich, Lieber! Erlöse mich von dem schrecklichen Gedanken."

„Nimmer, theures Wesen, kann's ein Fluch des Himmels sein, sondern nur ein harter Schicksalsschlag," antwortete der unglückliche junge Mann, „denn jene Worte waren die frechste Lüge! — Doch was ist der Verlust des Augenlichtes gegen die Glückseligkeit Dich wieder zu haben. Und außerdem erfahre ich durch Deine Worte, daß jener Schuft noch lebt: ich bin also kein Mörder? Mein Herz ist frei von dieser Selbstanklage, deren peinigendes Gefühl lange genug darauf lastete. Ich bin kein Mörder, habe Dich wieder und werde niemals klagen."

Sie erzählte ihm dann von ihrer Flucht, zu der ihr die Frau des Sclavenhalters, der sie gekauft, aus Mitleid und Eifersucht behilflich gewesen und wodurch sie den bis dahin vergeblichen Nachstellungen jenes Wüstlings gänzlich entflohen sei.

Nach kurzer Zeit wurden die Hände der Liebenden am Altare auf ewig ineinander gelegt, und sie reisten alsdann nach Paris, der Vaterstadt Claude Melnotte's, woselbst er durch die geschickteste ärztliche Hilfe sein Augenlicht wieder erlangte. Sein erstes Gemälde stellte alsdann die „Befreiung und Flucht der Sclavin" dar, und die zerbrochenen Ketten und der Glanz der Freude aus den Augen der Entflohenen sagen mehr noch als alle weiteren Worte über die Treuliebenden: Claude Melnotte und seine Gattin — „das Kind der Sclavin."

---

* (Aecht amerikanisch.) — Ein Brautpaar läßt sich zu Pferd copuliren. — Vor der Office des Friedensrichters Scott in Sedalia, Mo., erschien im Monat August d. J. eine Cavalcade von 10 berittenen Herren und Damen, welche den ehrwürdigen Richter herausrufen ließen und ihm auf der Straße mittheilten, daß ein in ihrer Mitte haltendes Paar von ihm getraut zu werden wünschte. Der Squire nahm sofort seine Amtsmiene an und fragte den Bräutigam:

„Wie alt sind Sie?"

Er antwortete: „Einundzwanzig."

Zur Braut: „Und Sie?"

Antwort: „Achtzehn, Sir."

Squire: „Wollen Sie dieses Frauenzimmer gesetzlich heirathen?"

Bräutigam: „Na, darauf können Sie wetten!"

Squire zur Dame: „Und wollen Sie sich diesem Manne antrauen lassen?"

Braut: „Versteht sich, will ich. Fragen Sie doch nicht so neugierig."

Squire: „Dann erkläre ich Euch kraft der mir verliehenen gesetzlichen Gewalt als Mann und Frau. Was Gott zusammengefügt, soll der Mensch nicht scheiden."

Der Bräutigam händigte dem Richter die Gebühren ein, die Parthie gab ihren Pferden die Sporen und verschwand in einer aufgewirbelten Staubwolke.

* (Theilung der Arbeit.) Ein Yankee fiel, als von der immensen Höhe einzelner Thürme gesprochen wurde, mit der Versicherung ein: „Das ist noch gar nichts. Bei uns zu Hause steht ein Thurm, an dessen ganzer Höhe ein einzelner Mann unmöglich hinaufsehen kann. Um die Spitze zu erschauen, thun sich immer zwei zusammen, und der Zweite fängt da an, wo dem Ersten das Gesicht ausgeht."

Redaktion, Druck und Verlag von Ph. Rohr in Kaiserslautern.

Pfälzisches Sonntags-Blatt.

Belletristisches Beiblatt der „Pfälzischen Volkszeitung."

Nr. 46. Sonntag, den 15. November 1868.

Ein Tag im Redactions-Bureau und ein Abend im Theater.

„Herr Doctor, Herr Doctor! Wachen Sie doch endlich auf. Der Herr Hofschauspieler Müller ist im Zimmer und will Sie sprechen."

„Wenn der Herr Hofschauspieler doch wäre, wo der Pfeffer wächst! Er soll sich niedersetzen und warten, ich komme gleich!" tönte es aus dem Bette zurück. Dr. Weiler erhob sich schleunigst, machte in aller Geschwindigkeit nöthige Toilette und trat in sein Wohnzimmer, um den wartenden Künstler zu empfangen.

„Was treibt denn Sie schon in aller Früh zu mir, Verehrtester? Die Nacht ist keines Menschen Freund."

„Die Nacht? Was fällt Ihnen ein. Es ist ja gleich neun Uhr und jetzt im Hochsommer schon seit drei Uhr der schönste Sommertag. Stehen Sie allemal so spät auf, dann bedauere ich Sie um die herrlichen Stunden, die Sie so nutzlos vergeuden! Morgenstund hat Gold im Mund, Sie wissen!"

„Ihr Herren habt gut reden. Wenn Sie, wie ich, erst um zwölf Uhr, oft um ein Uhr Nachts vom Bureau kämen, so würden Sie gewiß auch gern das Gold der Morgenstunden anderen Leuten überlassen. Was verschafft mir jedoch die Ehre Ihres wenn auch frühen, so doch immer angenehmen Besuches?"

„Sehen Sie, Herr Doctor, wie Sie wissen, gebe ich am Freitag den Wallenstein und da möchte ich gern Ihnen meine Auffassung dieser Rolle entwickeln, um Ihre Ansicht darüber zu hören."

„O, weh, also darum Räuber und Mörder," seufzte der arme Journalist, setzt sich aber geduldig hin und läßt sich während des Kaffeetrinkens den Wallenstein vormimen.

Der Schlag der neunten Stunde befreit das Opfer jedoch aus den Händen der Kunst; die Entschuldigung: „ich muß auf's Bureau" ist eine so stichhaltige, daß selbst die Liebenswürdigkeit eines Schauspielers nichts dagegen vermag. Die Kunst begleitet ihn indeß bis zu den der Presse geweihten Hallen und macht noch an der Thür einen jedoch glücklich parirten Versuch, die Literatur am Rockknopf festzuhalten.

Dr. **Weiler** tritt in die Redaction der „Ostzeitung" ein. An der Thüre befindet sich ein riesiges Placat: „Sprechstunde nur von drei bis vier Uhr Nachmittags. Besuche außer dieser Zeit werden nicht angenommen."

Noch waltet nur der Redactionsdiener im großen Zimmer, bemüht, eine Unzahl von Zeitungen zu sortiren und aufzuschneiden und die aufgeschnittenen an drei Tischen zu vertheilen.

Dr. Weiler setzt sich an seinen Tisch nieder, steckt eine Cigarre an und fängt an, eine Anzahl vor ihm liegender Briefe zu erbrechen und zu lesen. Der Berg von Zeitungen wächst immer höher an.

Viele von den Briefen wandern in den Papierkorb, einige auf den Tisch des Redacteurs, andere in die eigene Brieftasche. Dann geht's tüchtig über die Zeitungen. Da füllt sich der Papierkorb rasch, namentlich mit Provinzialzeitungen, bei denen nur hie und da eine Localnachricht roth angestrichen und bei Seite gelegt wird. Die größeren deutschen Journale bleiben vorläufig ruhig liegen und kommen erst an die Reihe, wenn das kleine Journalzeug vollständig aufgearbeitet worden ist.

Da brüllt auf einmal eine Stimme durchs Zimmer: „Können wir schon Manuscript haben?" Dr. Weiler erhebt sich und antwortet durch das in die Druckerei hinunterführende Sprachrohr: „Der Herr Factor möge gefälligst heraufkommen."

Der Herr Factor erscheint. Ein behaglicher, dicker Herr in den besten Jahren, seine Cigarre rauchend und sich sichtlich dieses Privilegiums, das außer den Redactionsmitgliedern nur ihm, dem vielfach geschätzten und gebrauchten Verbindungsmitgliede zwischen den beiden feindlichen Lagern, Verlag und Redaktion zusteht, erfreuend.

„Ich kann Ihnen einstweilen nur Feuilleton für's Morgenblatt und etwas Locales und Inneres geben, lieber Herr Factor, setzen Sie sich einen Augenblick!"

„Noch nichts England, noch nichts Frankreich, noch nichts Deutschland? Himmel, wie wird es da mit dem Abendblatt ausschauen, ich gebrauche noch viel."

„Ja sehen Sie," sagte Weiler, „Hillerbach ist noch nicht da und der Alte scheint auch noch nicht aufgestanden und ich allein kann doch nicht — "

„Der Alte ist längst aufgestanden, wahrscheinlich viel früher als Sie, Gelbschnabel," brummte eine tiefe Stimme aus der Thüre, die zum Innersten der Redaction führte. „Warten Sie ein Bissel, Herr Factor, sollen gleich noch Manuscript haben," setzte Dr. Hessenauer, der Redacteur en chef der „Ostzeitung," hinzu und begab sich majestätisch an seinen Schreibtisch.

Weiler steckte seinen Gelbschnabel lachend ein, begrüßte den alten Herrn, der offenbar schlechter Laune war, mit einem höchst fidelen „Guten Morgen" und las seine Zeitungen ruhig fortrauchend weiter.

Abermals öffnete sich die Thür und ein kleiner quecksilberner Herr schoß wie außer Athem herein und

nach kurzem „Guten Morgen" sofort an seinen Schreibtisch wo er hinter den Falten seiner „Times" verschwand. Das war Dr. Hillerbach, der Vater von England und Frankreich, soweit diese Staaten in das Bereich der Besprechungen der „Ostzeitung" fielen. Die Erde war sehr schön vertheilt. Amerika, England und Frankreich und was drunter war auf der Landkarte gehörte Dr. Hillerbach; Deutschland, die nordischen Staaten und die andern Welttheile, sowie die leitende Politik dem Haupt der Redaction. Inland, Lokales, Feuilleton, Theater, Kunst und Literatur dem Dr. Weiler. Man sieht, jeder der Herren konnte sich nach Belieben ausdehnen.

Der Factor entfernte sich bald beladen mit Manuscript und jeder der drei Herren arbeitete schweigend eine geraume Zeit weiter.

Da erscholl vom Sprachrohr her die Nachricht: „Genug für's Abendblatt, bitte um den Leitartikel für's Morgenblatt."

„Ja, was kochen wir heute, meine Herren, was kochen wir heute, das ist die Frage!" fur Dr. Hillerbach, von seinem Stuhl in die Höhe, die Redaction mit großen Schritten messend.

„Könnten Sie morgen nicht einmal zur Abwechslung sagen, was braten wir heute, was braten wir heute, das ist die Frage?" meinte Dr. Weiler, von seinen Zeitungen aufblickend, „das ewige Kochen wird nachgerade langweilig."

„Da sehe mir einmal einer die junge Literatur an," kam der Redacteur en chef dem ergrimmten Vater Englands und Frankreichs zur Hilfe. Dr. Weiler wird von Tag zu Tag üppiger, wenn wir ihm nicht die Flügel stutzen. Dafür soll er aber auch heute den Leitartikel schreiben, da hat er Raum für den Flügelschlag seiner freien Seele. Kommen Sie mal, Herr Dr. Weiler."

„Da möchte ich denn doch bitten, meine Herren, das ist ja mehr als Thierquälerei, ich habe bereits diese Woche vier Leitartikel geschrieben, einen schöner als den andern, und heute haben wir Freitag, wozu sind denn Sie da?"

„Nicht raisonuirt, junges Unkraut, freuen Sie sich, wenn man Sie über den Strich hinausläßt. Da haben Sie die „Presse," da den „Osservatore Triestino," in beiden habe ich denselben Gedanken angestrichen, gehen Sie weiter darauf ein und käuen Sie den Unsinn zum dritten Mal wieder."

Resignirt nahm der Jüngste der Redaction die Blätter entgegen und machte sich über das Studium der bezeichneten Artikel. Der Redacteur en chef verschwand bald in seine Privatwohnung; er hatte die Eigenheit, nicht anhaltend arbeiten zu können, wenn Jemand im Zimmer war, und arbeitete deßhalb am liebsten in der Einsamkeit seines eignen Studierzimmers.

Die beiden zurückgebliebenen Herren waren ungeheuer fleißig, das Kratzen der Federn und das Picken der Uhr unterbrach allein die Stille, die Zeitungsberge vor ihnen wurden immer kleiner, der Haufen von Zeitungen und Zetteln auf dem Tische des Dr. Hessenauer immer größer, bis auf einmal nach geraumer Zeit Dr. Hillerbach mit dem Schreckensruf: „Weiler" von seinem Stuhle aufsprang. Fast ebenso erschrocken sprang dieser in die Höhe, „was soll's?"

„Unten kommt der Professor Schleier wegen seines langweiligen „Friedhof's in Venedig." Pariren Sie mir den ab, ich werde den Menschen sonst stundenlang nicht los und mein Artikel „Handelsvertrag" brennt mir auf der Seele."

„So, und mein Leitartikel?"

„Hol' Sie Dieser und Jener mit sammt Ihrem Leitartikel, schaffen Sie mir den fatalen Philologen vom Halse, hören Sie!" und damit war der kleine Doctor mit seiner Arbeit im Nebenzimmer verschwunden.

Es klopft. Der unglückselige Feuilletonist, der fürchtet, daß ihm seine besten Gedanken für den Leitartikel entgehen, ruft mit einer Vehemenz „Herein!" vor der er selber erschrickt.

Noch mehr erschrocken ist aber der eintretende Professor, ein langer, hagerer Herr mit einer merkwürdig feinen Fistelstimme, so daß man, wenn er spricht, sich immer umschaut, um das Kind zu suchen, dem allein dies feine Stimmchen gehören könnte.

Nach vielen Höflichkeitsphrasen geht dann der Philologe schüchtern auf den eigentlichen Gegenstand seines Kommens über und erlaubt sich ganz ergebenst anzufragen, ob sein „Friedhof in Venedig" nicht vielleicht schon im Friedhofe des Papierkorbes der Redaction begraben liege?

Herr Weiler bedauert, über diesen Gegenstand in keiner Weise unterrichtet zu sein, schiebt alle Schuld etwaiger Verzögerung auf Dr. Hillerbach und ergeht sich, da er weiß, daß dieser Alles hören kann, was gesprochen wird, in zarten Andeutungen über denselben, die ihn jedenfalls sehr ärgern müssen.

Philologus begnügt sich aber nicht mit dieser Erklärung des „Nichtunterrichtetseins", sondern geht nun erst recht darauf hinaus, den armen Dr. Weiler über alle Eigenthümlichkeiten und Vorzüge seines „Friedhof's in Venedig" zu unterrichten und dies mit einer solchen Breite und Weitschweifigkeit, daß der auf Kohlen stehende Journalist — er hat dem Professor, in der wohlüberlegten Absicht, den Besuch wo möglich abzukürzen, nicht einmal einen Stuhl angeboten — ingrimmig wünscht, der Philologe läge auf dem von ihm so sehr bewunderten Friedhof in Venedig mit sammt seinem Manuscript begraben.

Ein Donnerruf aus dem Sprachrohre: „Wo bleibt der Leitartikel?" der so in der Nähe des Professors ertönt, daß dieser, mit derartigen Institutionen noch nicht vertraut, bei Seite springt, meinend, es habe ihm Jemand direct in's Ohr geschrieen, gibt dem Opfer des „Friedhofs von Venedig" die heißersehnte Gelegenheit, dem Professor mit dürren Worten zu sagen: in der Sprechstunde von drei bis vier Uhr

werde er jedenfalls Dr. Hillerbach treffen können, er (Dr. Weiler) müsse aber jetzt den Leitartikel schreiben und bedauere, daß seine Augenblicke gezählt seien."

Dieser zarte Wink ward doch endlich verstanden, und der Professor findet nach langen Abschiedscomplimenten den Weg zur Thüre hinaus, begleitet von den allerdings nur gedachten, nicht gesprochenen Segenswünschen des Journalisten, der sich unmuthig an seinen Tisch setzt, um den zerrissenen Gedankenfaden mühsam wieder anzuknüpfen. Inzwischen erscheint auch Dr. Hessenauer wieder. Dr. Hillerbach taucht auch aus seinem Versteck auf und die Redactionsarbeit geht eine geraume Weile ungestört fort. Der Chef der Redaction citirt einen Druckerjungen und expedirt durch denselben ganze Stöße von Manuscript in die Druckerei.

Da bringt ein Dienstmädchen aus der Privatwohnung des Dr. Hessenauer eine Karte herüber, mit der Bemerkung, die Dame warte bei der Frau Doctorin d'rüben.

„Laß' sie warten, bis sie schwarz wird," brummt der ergrimmte Redacteur, der nichts weniger leiden kann, als in seiner Arbeit gestört zu werden, und der doch nachgerade an diese Störungen schon gewöhnt sein sollte. Er wirft aber doch einen Blick auf die Karte:

„Comtessa Aldini" das ist die famose Tänzerin. Dr. Weiler, das geht Sie an, empfangen Sie die springende Gräfin."

„Ja aber mein Leitartikel — —"

„Ihr Leitartikel läuft Ihnen nicht davon."

„Wenn Sie indeß durchaus keine Zeit haben, so will ich die Dame ausnahmsweise empfangen, sie soll sehr schön sein."

„Ich könnte ja auch," — meinte Dr. Hillerbach von seinem Tische herüber.

„Bleiben Sie gefälligst bei England und Frankreich, und pfuschen Sie mir nicht in mein Bereich. Was würde eine italienische Gräfin für einen Begriff von unserer Redaktion bekommen, wenn sie einen von Euch, Ihr Herren, sähe, wir würden in ganz Italien verschrieen werden."

Vor dem Spiegel noch einen kühnen Griff in die Haare, ein kurzes Arrangiren der Halsbinde, dann wandte er sich zu dem erstaunten Dienstmädchen und sagte mit großartiger Handbewegung:

„Die Gräfin möge kommen."

Lautes Lachen der beiden Kollegen scholl hinter ihm her, als er in das Empfangszimmer der Redaction eintrat; dann rauschten schwere seidene Gewänder, und die Tänzerin, ein schönes, stolzes Weib, erschien, von der Frau des Redacteurs bis zur Thüre geleitet.

In der nun folgenden Unterhaltung war Dr. Weiler weniger pressirt als bei dem Philologen, aber etwas verlegener der schönen Dame gegenüber, die eine Gräfin und eine Tänzerin war. Die Unterhaltung wurde deßhalb, obwohl in gebrochenem Deutsch, hauptsächlich von ihr geführt; sie empfahl sich seiner Nachsicht 2c. 2c. Man weiß ja, was die Damen der Kunst den Herren der Presse gewöhnlich zu sagen haben.

Nach einer vollen halben Stunde erhob sich die Dame und rauschte von dannen und jetzt behauptete auch wieder die Sorge um den Leitartikel ihr Recht. Mit brennendem Kopf stürzt er zurück an seinen Schreibtisch, um seine Gedanken von Neuem auf die noch unvollendete Arbeit zu concentriren. Im Interesse derselben und der drängenden Zeit unterlassen auch die beiden Herren alle schlechten Witze, welche ihnen sonst wohl auf der Zunge gelegen. Es wird spät heute. Die Uhr schlägt zwei, da geht Dr. Hillerbach zum Mittagstisch, Dr. Weiler leitartikelt weiter. Eben ist auch Dr. Hessenauer vom Dienstmädchen zu Tisch citirt worden. Dr. Weiler ist allein, die Arbeit haftet dem Ende zu. Da klopft's.

Es erscheint einer der Beamten der Expedition und bringt eine Karte von einem Herrn, der unten in der Expedition warte. Weiler sieht gar nicht auf, sondern brummt nur, hastig weiter schreibend:

„Sprechstunde von **drei** bis **vier** Uhr, steht an der Thüre!"

„Aber Herr Doctor, der Herr Verleger läßt Sie bitten, den Herrn ausnahmsweise jetzt zu empfangen. Es ist der berühmte Jude, der so ausgezeichnet Violine spielt. Einen solchen Mann darf man denn doch nicht abweisen," fleht der Expeditions-Beamte, der selbst die Geige spielt und Sympathien für den Virtuosen empfindet.

„Israel soll dem Herrn Verleger was vorgeigen, mich aber in Frieden lassen. Sie schreiben mir alle Beide den Leitartikel nicht fertig," donnert jetzt, vollständig wild geworden, der abermals aus seinem Gedankengange gerissene Journalist.

„Kann ich das wörtlich unten melden?" fragt der pikirte, in seinem Chef verletzte Expeditionsbeamte, sich zur Thüre wendend.

„Hase, liebster Hase, Häschen, seien Sie doch vernünftig. Expediren Sie das geigende Israel, wie Sie wollen, aber nur anständig, ich kann mich jetzt nicht stören lassen, beim besten Willen, ich kann nicht. Aber warten Sie, ich habe eine Idee, Dr. Hessenauer spielt leidenschaftlich Violine, er hat oft selbst über Geigenvirtuosen referirt, die Bekanntschaft wird ihm im höchsten Grade erwünscht sein, — besonders jetzt bei Tische," setzt der perfide Journalist leise hinzu, „führen Sie den berühmten Herrn direct in die Wohnung von Dr. Hessenauer, ich nehm's auf mich."

Der Hase ging hinunter in die Expedition, um Israel zu dem just bei Tische sitzenden Dr. Hessenauer zu führen, und im Bewußtsein, eine gute That gethan zu haben, vollendet jetzt Dr. Weiler seinen Leitartikel, wirft ihn auf den Tisch des Redacteurs und stürzt schleunigst fort, um jetzt endlich auch zu essen.

(Schluß folgt.)

Feuilleton.

* (Zwei Wünsche.)

Ach, zwei Wünsche wünscht ich immer,
Leider immer noch vergebens!
Und doch sind's die innig-frommsten
Schönsten meines ganzen Lebens.

Daß ich alle, alle Menschen
Könnt' mit gleicher Lieb umfassen.
Und daß Ein'ge ich von ihnen
Morgen dürfte hängen lassen.

* (König und Bischof.) Karl XII. von England fragte einst einen Bischof, der nebenbei wegen seines guten Gedächtnisses bekannt war:

„Warum lesen Sie Ihre Predigten stets ab?"

„Majestät", antwortete der Mann Gottes, „Ihre Gegenwart macht immer einen so lebhaften Eindruck auf mich, daß ich nicht wage, mich meinem Gedächtniß zu überlassen."

Der König löchelte geschmeichelt, und der Bischof fuhr fort:

„Erlauben Majestät mir dagegen die Frage: Warum lesen Sie Ihre Thronreden ab? Sie müssen doch andere Gründe haben?"

„Allerdings, Herr Bischof, ich lese meine Reden; denn ich scheue mich, den Zuhörern in's Gesicht zu sehen, weil ich so oft und so viel Geld von ihnen verlange."

Und sie lachten alle Beide.

(Diese Art Scham ist jedoch längst außer Mode gekommen.)

* (Auch eine Rede.) Vor dem Wiener Landgerichte fand neulich eine Schlußverhandlung gegen eine Diebesbande statt, welche ihre Zusammenkunft in der „Mistgrube" im tiefen Graben hielt, einem Wirthshaus, in welches, nach der Aussage des Besitzers selbst, „kein anständiger Mensch kommt". Nach dem Schlusse des Beweisverfahrens richtete der Vorsitzende die Frage an die Angeklagten, ob sie noch eine Bemerkung zu machen hätten. — Angeklagter A. Woltipka: O ja freili hab' i was z'sagen, 's Donnerwetter soll glei den ganzen Gerichtshof niederschmeißen. — Vorsitzender: Führen Sie den Angeklagten ab.

* Hoffmann von Fallersleben singt:

„Warum hat Gott der Herr geschmückt
Mit Sternen ohne Maß und Zahl
Den weiten hohen Himmelssaal? —
Das wissen wir, wir Menschen, nicht.
Warum hat mancher Fürst geschmückt
Mit Ordensstern und Ordensband
So manche Brust in Stadt und Land? —
Das weiß selbst Gott im Himmel nicht."

* (Pariser Leben.) Eine Mama à la Benoiton, also nicht gerade das Muster der Häuslichkeit, suchte in einem öffentlichen Garten, wo sie sich mit einer gleichgesinnten Freundin erging, ihr Kind aus einer größeren Gruppe spielender Kinder herauszufinden. „Sehen Sie es schon?" fragte die Freundin. — „Ich suche seine Amme," entgegnete Madame Benoiton. — „Seine Amme?" — „Freilich, denn diese kleinen Kinder gleichen sich ja alle, wie ein Ei dem andern; ich erkenne das meinige am leichtesten an seiner Amme." — „Und ich", versetzte die Freundin, „ich finde wieder, daß alle Bonnen einander ähnlich sehen." — „Woran erkennen Sie also die Ihrige?" — „An ihrem Zuaven."

(Curiosa.)

Um sich annähernd einen Begriff von der über alle Maßen abgeschmackten und armseligen Mönchs-Theologie des Mittelalters machen zu können, führen wir dem Leser eine Anzahl damaliger theologischer, sogen. scholastischer Streitfragen vor, die in allem Ernste und mit der größten Gravität discutirt wurden:

Was hatte der Erzengel Gabriel für Federn?

Ob Pilatus sich mit Seife gewaschen, als er seine Hände in Unschuld wusch?

Ob David vor Saul im Allegro oder Adagio spielte?

Wie hoch die Weinconsumtion auf der Hochzeit zu Kanaan zu taxiren sei?

Ob Gott wie ein Hund bellen könne?

Ob er sitze oder stehe?

Ob er einen Berg oder ein Thal oder Kind ohne Vater hervorbringen könne?

Ob die Engel Menuet oder Walzer tanzten?

Ob dieselben lauter Discant- oder auch Baßstimmen hätten?

Bis zu welchem Thermometergrade die Hitze in der Hölle wohl steigen könne?

Ob sich Christus wohl auch in einen Teufel, in ein Thier oder in einen Kürbis habe verwandeln können?

Ob, wenn ein Priester während der Taufe unterbrochen, z. B. durch einen herabfallenden Stein erschreckt werde, und ausrufe: „Sapperment, was ist das?" der Getaufte dann sein Lebtag ein „Sapermentskerl" und überhaupt ein Christ sei?

Ob eine Taufe mit Wein, Bier, Most und Fleischbrühe auch gültig sei? Ebenso die Taufe durch einen betrunkenen Priester?

Dreisilbiges Räthsel.

„Jedwede Letzte sei frei, sei frei!"
Rief Mancher — doch hatte er jemals dabei
Als der letzten Art das Ganze im Sinn,
Setzt nicht mehr den Fuß auf den Nacken ihm hin?
Und doch ward Befreiung Erlösung und Heil
Ihm selbst wohl schon oft durch das Ganze zu Theil,
Befreiung von drückendem Zwange und Bann,
Mit welchem die Ersten beengen den Mann.

Auflösung des Silbenräthsels in Nr. 44:
Das Wiegenfest.

Redaktion, Druck und Verlag von Ph. Rohr in Kaiserslautern

Pfälzisches Sonntags-Blatt.

Belletristisches Beiblatt der „Pfälzischen Volkszeitung."

Nr. 47. Sonntag, den 22. November. 1868.

Ein Tag im Redactions-Bureau und ein Abend im Theater.

(Schluß.)

Im Gasthause zur „Pastete" wartete bereits der gewohnte Kreis von Freunden und Bekannten, zumeist alle der Presse angehörend.

Weiler aß geschwind, dann ging man in corpore, um in einem schönen, und seiner Aussicht halber berühmten Garten der Vorstadt den Kaffee einzunehmen.

Gegen fünf Uhr erst fand sich der junge Journalist auf der Redaction wieder ein und traf die beiden Collegen, emsig rauchend und disputirend.

„Hören Sie 'mal, Dr. Weiler, die schlechten Witze möchte ich mir aber doch gründlich verbeten haben. Wie kommen Sie denn dazu, mir den Menschen in meine Wohnung zu schicken, noch dazu, wo ich bei Tische bin?"

„So, saßen Sie gerade bei Tische, na, da wissen Sie ja selbst recht gut, wie's einem zu Muthe ist, wenn man gestört wird. Es steht geschrieben: Du sollst dem Ochsen, der da drischet nicht das Maul verbinden: wenn ich also Ihre Leitartikel schreiben soll, so verlange ich auch zu essen. Ueberdies war der Herr vom Verleger empfohlen und mußte wohl empfangen werden, was blieb mir da Anderes übrig?"

„Na, Ihre Selbsterkenntniß ist eine schöne Tugend, und für das offene Bekenntniß der Selbsterkenntniß soll Ihnen diesmal verziehen sein. Die Sprechstunde haben Sie übrigens auch geschwänzt und es waren verschiedene Leute da, die Verschiedenes auf dem Herzen hatten."

„Wenn ich um halb drei Uhr aus dem Bureau gehe, kann ich nicht um drei Uhr schon wieder da sein," brummte Dr. Weiler, die Visitenkarten auf seinem Tische musternd.

Dr. Hessenauer hatte ein Blatt auf dem im Empfangszimmer stehenden Schreibtische zu suchen und kramte deßhalb dort herum. Auf einmal erschien er, hochroth im Gesicht vor Entrüstung, und warf ein kleines Päckchen auf den Redactionstisch:

„Nein, so was ist mir doch noch nicht vorgekommen!"

„Was ist Ihnen noch nicht vorgekommen?" fragte Dr. Hillerbach.

„Eine solche Gemeinheit. Finde ich das Geld da auf dem Tisch, ohne allen Zweifel von der italienischen Tänzerin. Wissen Sie etwas davon, Dr. Weiler?"

„Ich, nicht im Geringsten, ich werde wahrhaft keine Dukaten auf Ihren Tisch legen."

Dabei hatte er das Packet geöffnet und schaute mit großer Verwunderung auf fünf nagelneue Kremnitzer, die herrlich blitzten und funkelten.

„Ohne allen Zweifel ist's von der Tänzerin, kein Mensch außer ihr war heute im Zimmer. Es thut mir leid um die Dame, daß sie über unsere Journalistik nicht besser orientirt ist," setzte Weiler hinzu.

„Das ist doch eine Infamie sondergleichen!" rief Dr. Hessenauer.

„Nehmen Sie die Sache doch kaltblütig und schicken Sie das Geld einfach der Dame wieder zurück," meinte Dr. Hillerbach.

„Nichts davon, Ihr Herren, ich hab's jetzt, was wir thun," sagte Weiler, sprang zum Schreibtische, kritzelte ein paar Worte und las dann:

„In unserm Bureau ist heute, wahrscheinlich irrthümlich, ein Päckchen, mit fünf Dukaten beschwert, zurückgelassen worden. Sollte der Eigenthümer des Geldes binnen drei Tagen nicht darüber disponiren, so werden wir diese fünf Dukaten dem Schullehrer-Wittwen- und Waisenfonds übergeben. Die Redaction der „Ostzeitung."

„Bravo, fort damit in die Druckerei; gleich unten quer durch in's Morgenblatt," sagte Dr. Hessenauer.

Dieses kleine Intermezzo störte die eifrig fortgehende Arbeit nicht weiter. Etwas vor sieben Uhr empfahl sich Dr. Weiler, um in's Theater zu gehen.

„Sagen Sie der italienischen Luftspringerin, der Schullehrer-Wittwen- und Waisenfonds lasse sich bedanken," brummte Dr. Hessenauer ihm nach.

Das Theater war sehr gefüllt. Es hatte sich namentlich eine große Zahl italienischer Studenten eingefunden, um die berühmte Landsmännin tanzen zu sehen. Das kleine Lustspiel ging rasch vorüber und das Ballet begann.

Donnerndes Evviva-Geschrei empfing die schöne Tänzerin, die im bekannten Balletcostüme und in der grellen Beleuchtung dem Journalisten noch viel schöner erschien als am Morgen.

Nach ihrem ersten Pas ging indeß ein beunruhigendes Gemurmel durch's Publikum, welches, sich fort und fort steigernd, einen Ausbruch der schlimmsten Art befürchten ließ.

Und der blieb wirklich nicht aus. Auf einmal erhob sich wie auf Verabredung die gesammte Damenwelt im Zuschauerraum und verließ das Theater, ein furchtbares Gedränge entstand. Evviva und Eljen-Rufe, Schreien, Zischen, Pfeifen und Klatschen tönte durcheinander und der Scandal wurde so arg, daß

der Vorhang fallen mußte, und die Theaterwache im Saal erschien. Der Vorhang ging wieder hinauf, statt der Grazien des Ballets erschien jedoch der Regisseur im schwarzen Frack und verkündete, daß wegen plötzlich eingetretenen Unwohlseins der Signora Albini nicht fortgespielt werden könne und als darauf der furchtbarste Scandal, namentlich von den Studenten ausgehend, auf's Neue ausbrach, erschien ein Polizeicommissär auf der Bühne und forderte das Publikum auf, den Saal ruhig zu verlassen.

Und was war der Grund dieses argen Scandals? Die edle Gräfin, im Lande der Citronen und Pomeranzen wahrscheinlich an höhere Temperaturgrade gewöhnt und sich in der Kleidung darnach einrichtend, hatte sich dem Publikum in ihrer Toilette präsentirt, die vielleicht den naiven Anschauungen Hesperiens gegenüber zu rechtfertigen, jedoch mit den Begriffen unserer deutschen Damen über Anstand und Sitte selbst im Rahmen eines Ballets in keiner Weise zu vereinbaren war.

Ganz betäubt von dem Scandal ging Dr Weiler in die „Pastete," um zu soupiren, und fand daselbst eine große Versammlung von aus dem Theater gekommenen jungen Leuten, die den oben erzählten Vorfall sehr lebhaft besprachen.

Der Journalist hielt nicht lange aus, steckte sich eine Cigarre an und ging, um die tobenden Nerven zu beruhigen, hinaus in den milden, schönen Sommerabend. Wie wohl that ihm die Ruhe, wie milde schauten die Sterne herunter auf die stiller gewordene Stadt. Wohl dachte er an die schöne, stolze Frau, die so frech die Indignation des Publikums heraufbeschworen; Mitleid für sie überkam ihn, es war eben doch eine Frau.

Die eilfte Stunde schlug. Wo andere Leute den erquickenden Schlaf suchen und oft schon gefunden, da muß der geplagte Journalist noch seine Tagesarbeit erst vollenden. Die Revision des Morgenblattes mußte noch gemacht, etwaige wichtige Depeschen dem Blatte noch einverleibt werden, oft schon hatte die erste Stunde des neuen Tages dem armen Journalisten noch in der Redaction geschlagen. Heute war seine Arbeit rascher gethan. Er durchflog die langen Spalten, die naß aus der Druckerei ihm dargereicht wurden, ob kein Unsinn passirt, ob nicht irgendwo der metteur-en-pages, (derjenige, der die einzelnen Theile der Zeitung nach einem ihm vom Redacteur übergebenen Verzeichniß zum Ganzen zusammensetzt,) gefehlt und England unter Rußland, oder wie das neulich geschehen und der Redaction als böswillige Ironie ausgelegt worden war, Italien unter Inland gesetzt habe, als die Thüre zur Wohnung des Dr. Hessenauer aufging und dieser im Schlafrock mit langer Pfeife erschien.

„Fürchten Sie sich nicht, mein Sohn, ich habe keine Depeschen mehr, wollte blos hören, wie unsere italienische Dukatenspenderin getanzt hat, es soll ja eine förmliche Rebellion gegeben haben."

Dr. Weiler erzählte ihm nun den ganzen Vorfall und fragte, ob er Notiz davon nehmen soll oder nicht.

„De mortuis nil nisi bene, wir schweigen ganz darüber."

Am andern Tag reiste die Gräfin in aller Frühe mit dem ersten Zug ab, ihre Dukaten dem Wittwen- und Waisenfonde zurücklassend.

Auf der Redaction geht die Danaiden-Arbeit in gewohnter Weise fort, andere Figuren drängen sich über die Schwelle; im Grunde dieselben Menschen, dieselben Zwecke, nur verschiedene Rollen. Dr Weiler schreibt Leitartikel und Feuilletons und Dr. Hillerbach frägt jeden Morgen: „Was kochen wir heute, das ist die Frage!"

---

* Deutsche Eisenbahn-Leiden.

Zu den größten Unbegreiflichkeiten in unserem Volkscharakter zähle ich seit Jahren die fabelhafte Gleichgültigkeit, mit welcher sich der Deutsche den unzähligen und unbeschreiblichen Quälereien unterwirft, welche unsere Eisenbahn-Einrichtungen und Verwaltungen ihm zugedacht haben. Es ist, als ob unsere Landsleute alles Gefühl und alles Denken verloren hätten gegenüber den barbarischen Zuständen, in welchen sich in Deutschland die Eisenbahnwagen und die Behandlung des auf Eisenbahnen reisenden Publikums befindet. Oder wäre diese meine Anschauung unbegründet oder übertrieben? Ich glaube es nicht, wie ich durch nachfolgende, unbedingt als treu anzuerkennende Schilderung zu bewähren gedenke.

Man kommt auf den Bahnhof. Der Billetverkauf ist geschlossen und wird erst wenige Minuten vor Abgang der Züge geöffnet. Die Gesammtmasse der Reisenden stürzt dann hin. Man läßt sich drücken, stoßen, treten, um ein Billet zu erhaschen, und ist glücklich, wenn die Reisesachen, während man bezahlt, nicht abhanden kommen. Dann wird das Gepäck gewogen, man hat einen andern Schein zu zahlen — und wie geht man mit dem Gepäck um, wenn die betreffenden Packer nicht ein gehöriges Trinkgeld erhielten! — Doch endlich braust der Zug heran; abermals entsteht ein Drängen und Stoßen an den verschiedenen Coupés; die besten Reisegefährten werden unbarmherzig von einander getrennt und glücklich kann der sich preisen, den der Zufall in anständige Gesellschaft führt. Da läutet es endlich zum letzten Male; „Einsteigen!" ertönt es von allen Seiten und mit Vehemenz werfen die Schaffner die Coupéthüren zu. — Nun sitzt man wie ein Gefangener eingeschlossen im engen Kasten und ist erst recht hilflos. z. B.: Es wird Jemand krank, wie Hülfe verlangen? — Es ist ein plötzliches Bedürfniß zu befriedigen, — es ist ein Schlaganfall erfolgt; — aber es ist kein Mittel, den Zug zum Stehen zu bringen. — Wer auf eine wüste Insel verschlagen wird, wo es an jedem Apparat fehlt, Hülfe zu erhalten, kann eher Hülfe als auf einem deutschen Bahnzuge finden.

Deutschland ist das Land der Ordnung, und es kann nicht, selbst auch Damen nicht gestattet werden, an jedem beliebigen Orte in Ohnmacht zu fallen; es muß dies an dem Orte geschehen, wo der Zug hält. Klingelzüge anzubringen, die den Schaffner ꝛc. von einem Nothfall in Kenntniß setzen, würde deutschen Erfindungsgeist übersteigen und den Dienst stören. In den Wagen der zweiten und ersten Classe finden sich manche Unbequemlichkeiten der dritten und vierten Classe natürlich nicht, aber die Hauptübelstände sind dort eben so, ja es gibt da weit schlimmere. Man kann in jenen stillen, wenig besetzten Wagen bestohlen, beraubt, ermordet und stückweis zum Wagen hinausgeworfen werden, ohne daß die Beamten des Zuges dies bemerken, ohne daß der Unglückliche die geringste Hülfe erhalten kann. So wird das Publikum auf deutschen Eisenbahnen behandelt.

Wie anders, um wie viel besser und würdiger steht dagegen in Nordamerika das Publikum den Eisenbahnen gegenüber da! Der Reisende löst sich am Schalter ein Billet (Ticket) oder steigt, wenn er daran verhindert ist, ohne Fahrschein in den stets offenen Wagen. Die Wagen hängen so aneinander, daß man aus einem in den andern gelangen kann. Sobald man eingetreten ist, sucht man nun die Wagenreihe hindurchgehend, einen zusagenden Platz. In der Mitte ist der Weg frei, rechts und links sind je zwei Sitze, die übrigens schwenkbar sind, so daß man sich augenblicklich den rückwärts sitzenden Personen, wenn dieselben mehr zusagen, durch Umdrehung der beiden Sitze, zuwenden kann. Der Condukteur geht während des Zuges auf und ab und läßt sich die Fahrscheine zeigen. Wer einen solchen nicht besitzt, unterliegt nicht den inhumanen Proceduren, welche man in Deutschland anzuwenden pflegt, sondern er bezahlt den Betrag und damit ist die Sache erledigt. Auf einem solchen Zuge kann man sich seine Umgebung suchen; man geht dahin, wo man Bekannte und Freunde und damit angenehme Unterhaltung findet; der Kaufmann macht seine Geschäfte während der Fahrt ab; man hat nicht nothwendig, Härings- und Käse-Arom einzuathmen; denn man kann jederzeit seinen Platz wechseln und die Füße in Bewegung bringen. Man hat nicht nöthig als Reise-Erquickung die Ohren mit Kindergeschrei erfüllen zu lassen, abgesehen von den anderen Unannehmlichkeiten welche kleine Kinder als Passagiere gewähren; denn es befindet sich in jedem Zuge ein Kinderwagen, in welchen solche Personen sich begeben, welche kleine Kinder bei sich haben. Man ist nicht gezwungen, den Rauch von importirtem Kartoffelkraut und Runkelblättern einzuschlucken; denn es ist in jedem Zuge ein Wagen für Raucher. Man ist nicht gezwungen, vielleicht in finsterer Nacht an unbekannter Stelle einen Zufluchtsort zu suchen; denn es findet sich in jedem Zuge ein Wagen für dergleichen geheime Zwecke. In den heißen Monaten geht eine Person hin und her, um den Passagieren frisches Wasser zu reichen; im Winter sind die Wagen geheizt. Im Sommer sind auch Leute, die andere Erfrischungen, Obst, Apfelsinen, Backwerk ꝛc., verkaufen, auf dem Zuge, und das ganze Jahr ist ausreichend für gute und — schlechte Lectüre gesorgt, da es nirgends an Colporteuren dieser Art fehlt. Alle diese Einrichtungen auf den nordamerikanischen Bahnen dienen zum Besten des reisenden Publikums, während bei uns das Publikum als Fahrgepäck gilt, das blos insofern einen Werth hat, als es einen gewissen Ertrag für die Bahnen gewährt. Wie lange wird es dauern, bis die Deutschen sich erinnern werden, daß sie keine Häringe sind? Wie lange, bis sie Einrichtungen auf den Eisenbahnen treffen, die ihnen zu jeder Zeit Hülfe, die ihnen Freiheit, Bewegung, Unterhaltung, geselligen Verkehr, die ihnen, mit einem Wort, eine menschliche Behandlung gewähren und sie von der Schmach befreien, als bloßer Frachtstoff zu gelten?

Aus dem Theaterleben.

* Honorine und Juliette sind beide — Schauspielerinnen. Honorine spielte Anfangs „Travestien" und ging dann zum Fache der „Mütter" über. Eines Abends hatte sie Juliette auf der Scene in der üblichen „mütterlichen" Weise unter dem jauchzenden Rufe: „meine Tochter, meine Tochter!" an's Herz zu drücken, als ein Bouquet auf die Scene flog. Honorine hebt es auf. „Es ist für mich!" ruft Juliette. „Nein für mich, denn ich habe geweint", replicirt Honorine. „Ich bin es, die eingetreten ist, also gehört es mir," rief Juliette auf den Anspruch der Partnerin zurück. „Willst Du wohl loslassen." „Nein", — und die beiden Freundinnen beginnen bei offener Gardine durch regelrechten Faustkampf zu entscheiden, wem das Bouquet zukomme. Mitten im Gefecht geräth Honorine auf den glücklichen Einfall, das Publikum zum Richter aufzurufen, sie wendet sich daher plötzlich mit der Apostrophe an dasselbe: „Es ist ganz gewiß mein, meine Mutter hat es ja geworfen." So ist es in Frankreich. Die Naturgeschichte der Schauspielerinnen weis't indeß nach, daß es nicht immer Mütter sind, welche Töchtern diese kleinen Gefälligkeiten erzeigen. Mit diesen Liebesdiensten wird häufig ein intersexueller Tauschhandel getrieben. In einer kleinen deutschen Residenz erzählt man sich die ergötzliche Mähr, daß der Entrepreneur eines solchen Geschäftes die betreffende Dame, welche früher in einer europäischen Hauptstadt Lorbeeren gesammelt hatte, darauf aufmerksam machen mußte, die höchst auffallenden Bänder an den Wurfkränzen zu entfernen, da in der ganzen Stadt X. derartige nicht aufzutreiben seien!

Der Mensch ist der lebendig fühlende,
Der leichte Raub des mächt'gen Augenblicks.

Feuilleton.

Aus dem Regierungsbezirk Erfurt.

Die hier zu lebenslänglichem Durst verurtheilten Schullehrer haben folgende Erklärung erlassen: Allen unangenehmen Consequenzen auszuweichen, erklären wir hiermit, daß wir wenn wir singen:

1. „Ich und mein Fläschchen sind immer beisammen" nur unser Dintenfläschchen,
2. „Ich trinke Dich" nur heilige Frühlingsluft,
3. „Ich nehm mein Gläschen in die Hand" nur unsere Brille,
4. „Lasset die feurigen Bomben erschallen," nur unsern Herrn Collegen Lasson,
5. „Im Herbst da muß man trinken" nur Leberthran,
6. „Grad' aus dem Wirthshaus komm' ich heraus" nur den überwachenden Schutzmann und
7. „Sind wir nicht zur Herrlichkeit geboren?" nur die Dienstlichkeit meinen, mit der wir leider sind

Die Schullehrer von — Königgräz.

*(Auch ein Trost.) Ein Pechvogel fährt mit der Bahn durch eine kleine Station. Der Zug fuhr gerade in den Perron, als Jemand fortwährend Meyer! Mayer! brüllte. Unser Herr steckte den Kopf zum Fenster heraus und — erhält eine furchtbare Ohrfeige. Jammernd erzählt er sein Leid dem Bahnhof-Inspector. Dieser fragt ganz gelassen: „Heißen Sie denn Mayer?" „Nein." — „Nun dann geht die Sache Sie ja gar nichts an!"

*(Ein Landmädchen) verkaufte einem Herrn eine hübsche fette Gans unter der Versicherung sie sei jung. Als sie aber gebraten wurde, fand es sich, daß das Fleisch so zähe war, daß man es nicht essen konnte. Den folgenden Tag sagt der Herr zu dem Mädchen: „Die Gans, die Du mir als jung verkauftest, war aber doch sehr alt."

„Gewiß nicht," erwiederte das Mädchen, „bin ich nicht jung?"

„Das wohl!"

„Nun, ich bin neunzehn Jahre alt und die Mutter hat oft gesagt, die Gans wäre sechs Jahre jünger als ich."

*(O unglückseliges Flötenspiel!) Macready, der berühmte englische Tragöde, war eben von New-York zurückgekehrt, wo ihm sein liebenswürdiger College Forrest jenen weltberühmten scandalösen Empfang bereitet hatte, als ihn eine längere Gastspielreise nach dem Norden Englands führte. In Bradford verkündeten große Placate sein erstes Auftreten in der Rolle des Hamlet. Da unser Gast erst am Tage der Vorstellung in Bradford eintreffen konnte, so hielt der Director des dortigen Musentempels die Proben selbst ab, und als es sich bei der Vertheilung der Rollen herausstellte, daß ein Repräsentant für die Partie des Güldenstern fehle, so nahm man rasch entschlossen einen Flötisten heraus und bläute diesem neugebackenen Mimen in aller Eile die wenigen Stichworte ein, welche jene unglückliche Figur dem edlen Hamlet zu bringen hat. Macready kam und spielte vor überfülltem Hause. Schon im ersten Acte brach sich das gewaltige Genie des großen Tragöden Bahn, und das Haus dröhnte vom Beifall des erregten Publikums. Der Monolog Hamlet's, welcher den zweiten Act schließt, errang dem trefflichen Darsteller einen Hervorruf, bei welchem die Cheers kaum enden wollten, und nun kam der dritte Act, in welchem für Macready der Culminationspunkt der Rolle lag. — „Sein oder nicht sein" war gesprochen. Ophelie hatte den weisen Rath erhalten, sich in ein Kloster zurückzuziehen. Der König war durch die Macht des Schauspiels glücklich entlarvt und Künstler und Publikum befanden sich auf der Höhe der Extase. — Da treten Rosenkranz und Güldenstern auf und die Lieblingsscene unseres Künstlers rückt heran: Die Scene mit der Flöte. „Wollt Ihr auf der Flöte spielen?" fragt Hamlet. „Gnädiger Herr, ich kann nicht," erwiedert Güldenstern mit süßsaurer Miene; der arme Teufel hätte gern gespielt, denn er war ja ein Flötist. — „Ich bitt' Euch," dringt Hamlet weiter in ihn, und zwar so natürlich bittend, daß der gute Güldenstern anfängt, verwirrt zu werden; trotzdem lehnt er auch dies Gesuch standhaft ab. Da bitet Hamlet nochmals und spricht sein — „Ich ersuche Euch d'rum" — so eindringlich und dabei so natürlich ernst, daß Güldenstern sich unmöglich zur dritten Lüge entschließen kann. Ruhig setzt er die Flöte an die Lippen und die klaren Töne der englischen Nationalhymne, das God save the Queen schlägt an das Ohr des überraschten Auditoriums. Wie angedonnert steht Macready da. Erst beim Ausbruche eines schallenden Gelächters, das plötzlich vom Parterre herauftönt, kommt er zu sich. — „Down with the rag!" (Nieder mit dem Vorhang!) schreit er verzweiflungsvoll. — Der Vorhang fällt. Ein in der Eile herbeigerufener Hamlet der Bradforder Truppe spielt die Rolle zu Ende. Macready verließ in derselben Nacht die Stadt, und nie wieder betrat sein Fuß jene Bretter, auf welchem ihm der Flötist Güldenstern etwas vorgeblasen.

Räthsel.

Es fließt — doch tränkst du's, das wäre zum Lachen! —
Der Aufklärung dient es, so dunkel es ist;
Es hat nicht Zähne noch Schnabel noch Rachen,
Und dennoch lobst du's, wenn es nicht frißt.

Auflösung des Silbenräthsels in Nr. 46:

Der Stiefelknecht.

Redaktion, Druck und Verlag von Ph. Rohr in Kaiserslautern.

Pfälzisches Sonntags-Blatt.

Belletristisches Beiblatt der „Pfälzischen Volkszeitung.“

Nr. 48. Sonntag, den 29. November **1868.**

Die Riego-Hymne,

welche Riego 1820 auf seinen einsamen Märschen durch die Sierra Morena dichtete und componirte, und welche jetzt durch ganz Spanien ertönt, lautet in deutscher Uebersetzung von Dr. Fastenrath:

Chor: Soldaten, das Vaterland
Ruft uns zum Streit,
Und Sieg oder Tod nur
Sei jetzt unser Eid!

Solo: Die Hymne zum Kampfe
Laßt uns singen, Soldaten,
In tapferen Thaten,
Mit fröhlichem Schritt!
Und das Weltall soll staunen
Beim Schall uns'rer Lieder
Und schau'n in uns wieder
Die Söhne des Cid!

Chor: Soldaten, das Vaterland u. s. w.

Solo: Laßt uns schwingen das Eisen;
Nicht wagen die Sclaven
Das Antlitz des Braven,
Des Freien zu schau'n.
Schnell wird wie der Rauch sich
Zerstreu'n ihre Heerde:
Vor unserem Schwerte
Seht fliehn sie voll Grau'n

Chor: Soldaten, das Vaterland u. s. w.

Solo: Die Welt sah ein Wagen,
Ein edleres nimmer,
In lichterem Schimmer
Nie strahlte der Muth
Als am Tag, da entflammt wir
Von heil'gem Brande,
Wie zum Vaterlande
Riego voll Gluth.

Chor: Soldaten, das Vaterland u. s. w.

Solo: Dem Führer sei Ehre,
Den lasset uns preisen,
Der zuerst schwang das Eisen,
Den Bürgerstahl.
Das Vaterland hörte
Sein Donnern im Leide,
Und verwandelt in Freude
Wird Jammer und Qual!

Chor: Soldaten, das Vaterland u. s. w:

Solo: Befolgt wird sein Mahnen,
Erhört seine Stimme,
Soldaten, am grimmen,
Tod uns nichts lag:
Wir wollten als Männer
Die Ketten zerreißen,
Denn Leben konnt' heißen
Dem Braven nur Schmach!

Chor: Soldaten, das Vaterland u. s. w.

Solo: Schon ruft's zu den Waffen,
Nur Waffen noch richten,
Nur Waffen vernichten
Verbrechen und Trug.
Ja zittert ja zittert,
Es zittre der Schlechte,
Sieht den Speer im Gefechte
Er sausen im Flug!

Chor: Soldaten, das Vaterland u. s. w.

Solo: Trompeten des Kampfes
Das Echo schon wecken,
Und dürstend nach Schrecken
Die Kanone brüllt schon.
Der Kriegsgott, der grimme,
Ruft laut uns zur Rache:
Der Genius erwache
Der span'schen Nation!

Das Verbrechen einer Stiftsdame.

Geschichtliche Skizze von Dr. —u—.

„Jetzo aber habe ich genug der Klagerei über den Buben, den Joseph, den kein Mensch am Hof leiden mag, er ist zwar leider Gottes ein Thunichtgut, dem der Vater die Stange hält, aber daß alle Welt auf ihn klagen thut, das ist mir doch nicht recht. Ja der Pold, der ist freilich besser, aber der Joseph ist doch mein Kind, Sie klagt also über den Erzherzog, was thut er nicht recht, der Bub' kommt ja leider Gottes aus der Strafe nicht heraus.“

„Majestät“, versetzte die Gräfin Dietrichstein, „ich ward schwer beleidigt von dem Prinzen. Seine kaiserliche Hohheit spielte Ball auf dem Hofe der Favorita mit seiner Schwester der Erzherzogin Karoline. Ich trat an das Fenster, da streifte mir der Ballen um Kopfe. Die kleine Erzherzogin that erschrocken und blickte reuerfüllt zu mir empor, doch der Prinz sprach, daß ich es hören konnte: „Die Betschwester soll drei Vaterunser beten, damit der Schmerz ihr vergehen soll, das Gebet heilt ja alle Uebel.“ Kaum gesagt, hüpfte der Prinz mit dem Schwesterchen lachend davon.“

„Hat er das wirklich im Ernste gesagt, hat Sie es gehört, liebe Dietrichstein, sag' Sie es mir offen, denn Sie weiß ja, ich bin die Mutter zu dem Kinde und solche Red' zeigt von Bosheit, und das thut weh.“

„Majestät belieben die Erzherzogin Karoline zu befragen.“

„Ein schöner Zeuge das, warum sagt Sie nicht lieber gleich, ich soll meinen Franzel fragen ob's wahr ist. Ich will Ihr Satisfaction geben, weil ich es thun muß, weil der Bub sich gegen Gott verläßtert hat, aber Ihr sage ich, laß' Sie das Klagen, thu' Sie meinem Herzen nicht wehe. Der Bub soll fasten, 24 Stunden bei Wasser und Brod und auf Erbsen knieen, daß er sich bessert. Und Sie, Dietrichsteinin, Sie soll sich schämen,“ sagte die Kaiserin, eine Thräne trocknend, „allemeil den Buben zu ver-

klagen, das ist schon zum drittenmale, daß mein Sohn durch Sie in Strafe kommt."

Da half kein Leugnen, der Erzherzog zur Rede gestellt, leugnete auch nicht, solche üble Rede, wie ihm vorgehalten wurde geführt zu haben. Denn sein Religionslehrer habe ihm wiederholt gesagt, das Gebet heile alle Uebel.

„Also er hat's nicht bös gemeint," versetzte die Kaiserin, „habe es nicht im Ernste vorgebracht, habe nicht dabei gelacht."

„Kaiserin, Frau Mutter! ich kann mich mit keiner Unwahrheit beflecken, ich habe gelacht."

„So soll ihm das Lachen vergehen und er soll fasten und auf Erbsen knieen, in der Kammer die ganze Nacht, bei der Gräfin Spiegelberg, der Stiftsdame, daß ihm das Lachen vergehen soll, er Thunichtgut."

Gräfin Spiegelberg, die Stiftsdame, war eine strenge, finster blickende Matrone, sie hatte 6 Kindern das Leben gegeben und alle hatte ihr der Tod entrissen, sie stand allein im Leben, sie liebte Niemanden und ward auch von keinem Menschen geliebt, stolz auf ihren alten Adel, blickte sie mit Verachtung auf die Niedriggeborenen herab, das Einzige, was ihr wohl that, war die Gnade der Majestät und das Sternkreuz, das ihre Brust zierte. Der Obhut dieser unerbittlich strengen Wächterin, hatte die Kaiserin ihre Kinder auf Empfehlung ihres Beichtvaters anvertraut. wenn sie genöthigt war, dieselben zu strafen, denn die Gräfin Spiegelberg war unbeugsam wie ein Eichenstamm.

Als das Gesinde am Hofe erfuhr, welcher harten Strafe der Erzherzog entgegenging, war es sehr betrübt und manche Thräne leuchtete in den Augen, als der kleine Joseph in die Kammer der Spiegelberg geführt wurde.

„Thu' Sie dem Buben nicht weh," sagte die Kaiserin zur Spiegelberg, „es ist ja doch mein Fleisch und Blut und Sie war ja selber Mutter und weiß, was ein Kind einem am Herzen gewachsen ist. Laß' Sie ihn nicht allzu lange knien, und steck' Sie ihm was zu, hinter dem Rücken, eine Apfelsine hat er gerne, versteht Sie mich."

Gräfin Spielberg nickte mit dem Kopfe und als ihr der kleine Delinquent vorgeführt wurde, sprach sie in strengem Tone: „So jung und schon so gottlos."

„So alt und noch so herzlos," lautete die schlagende Antwort des Knaben.

Gräfin Spiegelberg erblaßte, Alles konnte sie leichter hinnehmen, als den Vorwurf des Alters.

„Vergessen Sie nicht, Prinz, daß Sie mein Gefangener sind."

„Vergessen Sie nicht, daß ich der Sohn der Kaiserin bin."

„Die Kaiserin übergab Sie mir, um Ihre Strafe zu überwachen."

„Meine Mutter ist bös auf mich, darum übergiebt sie mich dem Teufel."

Die Stiftsdame gerieth über diese Worte außer sich vor Wuth, sie erhob sich, ihre Augen flammten, sie ballte die Faust.

Der kleine Joseph stand wie eine Felsenmauer. „Ich bin zwar nur ein Kind noch, doch fürchte ich kein altes Weib. Ich verlange in die Kammer geführt zu werden und seien Sie überzeugt, ich werde, wenn ich groß geworden bin, die Schmähung zu rächen wissen, die Sie mir heute angethan haben."

Die Matrone beruhigte sich, der kleine Joseph schlüpfte in die Schlafkammer und legte sich nieder. Doch ehe er einschlief, kniete er nieder und betete mit lauter Stimme: „Vergib' o Gott mir meine Sünden, sowie ich vergebe Jenen, die mich beleidigt haben, Amen."

Die alte Stiftsdame hatte die letzten Worte des kindlichen Gebetes gehört, die spitzigen Pfeilen gleich ihr Herz durchbohrten. „Ich habe das Kind beleidigt und es betet für mich, Gott erhört das kindliche Gebet; es fiel wie eine starre Kruste von ihrem Herzen, ein namenloses Weh durchzuckte ihre Brust, Thränen füllten ihre Augen, die Schatten der Todten traten vor ihre Seele, ein neuer Geist war über sie gekommen, sie erinnerte sich der Worte der Kaiserin. „Seien Sie nicht so hart mit meinem Kinde," hatte die Kaiserin weich gesprochen, es duldete sie nicht länger auf ihrem Bette, es drängte sie hin an des Lager des zarten Kindes, das mit dem Gebete auf den Lippen eingeschlummert war, sie riß die Thüre auf, da lag der Prinz wie ein schlummernder Engel, ein süßes Lächeln schwebte auf seinen Lippen, sie senkte sich nieder über den Schlummernden, umschlang ihn mit beiden Armen, hob ihn empor und trug ihn in ihr Schlafgemach. Als das Kind in ihrem Bette lag, kniete die Matrone nieder, um ein Gebet zu verrichten.

Die Kaiserin konnte in jener Nacht keinen Schlaf finden, sie grollte der Fürstin Dietrichstein, welche ihr Kind verklagt hatte und doch that es ihr weh, ihren Erstgeborenen leiden zu wissen. Sollte sie ihren Befehl jetzt rückgängig machen, ihren Erziehungsmaximen zuwider, das Kind zu sich berufen. Lange erwog sie hin und her, endlich entschloß sich die Kaiserin, noch ihr Kind selbst zu sehen, sie schlüpfte in einen weiten spanischen Nachtmantel, nahm die Nachtlampe in die Hand und bald befand sie sich vor der Pforte, hinter welcher sie ihr Kind wußte. Die Thür war nicht verschlossen. Die Kaiserin drückte an einem Riegel, die Thür that sich auf und Entsetzen erfaßte sie, ein gellender Angstschrei entwand sich ihrer Brust, das Lager ihres Sohnes war leer, er war verschwunden, ein Mann im Kleide des Mönches stand mitten im Zimmer, ein Dolch blitzte in seiner Hand.

„Wo ist mein Kind, wo ist mein Sohn," rief Maria Theresia mit gellender Stimme.

Der Mann antwortet nicht, von Entsetzen erfaßt ließ er den Dolch klirrend zur Erde fallen.

Die Angst der Mutter flößte der Kaiserin Löwenmuth ein, sie hob den Dolch auf und ihn auf die Brust des Schwarzen zückend, rief sie nochmals: „Du bist des Todes, sprich wo ist mein Kind, mein Joseph."

Statt aller Antwort zog der Mann eine Phiole, die er unter seinem Kleide verborgen gehalten hatte, hervor, führte sie an seinen Mund und sprach: „Kaiserliche Majestät, ich ward ausgesendet von den Feinden der Stiftsdame, um das Kind zu tödten, ich fand es nicht da, Gott allein weiß, wo es hingekommen ist, aber es ist in guten Händen, die Engel des Herrn haben es beschützt."

Der Mann brach in sich zusammen, er hatte sich vergiftet.

Gräfin Spiegelberg, die herbeigeeilt war, fand ihn als Leiche. Als die Kaiserin ihren Sohn schlummernd in dem Bette der Gräfin antraf, schloß sie denselben schluchzend in ihre Arme, keines Wortes des Dankes fähig.

„Die Engel des Himmels haben meinen Joseph beschützt," rief sie ein über das andere Mal. Der Prinz wurde in sein Schlafgemach gebracht und als er aus dem Schlummer erwachte, kam ihm Alles wie ein Traum vor.

Maria Theresia und Gräfin Spiegelberg gelobten sich wechselseitig unverbrüchliches Stillschweigen über jenen nächtlichen Vorfall, das sie um so heiliger wahrten als eine geheim geführte Untersuchung ergab, daß jenes Attentat keinen andern Zweck hatte, als um die Stiftsdame der Kaiserin mit einem Verbrechen zu belasten, damit ihr Vermögen auf die Anwärter frühzeitig falle. Die Chronisten der Zeit verschwiegen jenen Vorfall, der geheim gehalten wurde; erst in neuerer Zeit hat man aus Handschriften, deren Echtheit keine Zweifel an der Wahrheit aufkommen lassen, Näheres darüber erfahren.

Ein Großvater entführt seine Enkelin.

Die „Amerikanische Post" erzählt aus New-York folgende Pikanterie: „Die Wittwe des Generals Eaton, Kriegsministers während General Jackson's Präsidentschaft, war beim Tode ihres Gatten eine noch jugendliche, bildschöne Frau, welche sich im Besitze eines Vermögens von etwa 90,000 Doll. befand. Lange Jahre trauerte die junge Wittwe um ihren dahingeschiedenen Gatten, bis sich im Herbst des Jahres 1857 ein italienischer Tanzmeister, Namens Antonio Buchignani, bei ihr einen Saal miethete, um den jungen Washingtoner Schönen die Elemente des Tanzens beizubringen. Antonio war erst 21 Jahre alt, schön und im Besitze aller Eigenschaften, denen überreife Damen — Mrs. General Eaton hatte mittlerweile das ehrwürdige Alter von 67 Jahren erreicht — noch weniger widerstehen können, als heranreifende. Da aber auch Mrs. Eaton, oder vielmehr ihr nicht zu verachtendes Vermögen, den Jüngling reizte, so belagerte er ihr Herz mit solchem Feuer, daß das Andenken des verstorbenen Kriegsministers, welches bisher darin geherrscht, vollständig daraus verschwand und Antonio triumphirend darin einzog; — Mrs. General Eaton wurde die Gattin des Tanzmeisters Antonio Buchignani. Zwar brachen in Folge dieser Verbindung Mrs. Buchignani's bisherige Bekanntschaften den Verkehr mit ihr ab, da aber das anständige und bescheidene Auftreten des jungen Gemahls allgemein gefiel, fanden sie sich nach und nach wieder bei ihr ein. Durch einflußreiche Freunde gelang es Mrs. Buchignani, ihrem Gatten die Ernennung zum Secretär bei dem Consulat in Rom und später eine Capitänstelle in der Armee zu verschaffen; beides lehnte er jedoch ab, bis er sich endlich dazu verstand, eine gut besoldete Stelle als Bibliothekar des Congresses anzunehmen, welche er auch volle 2 Jahre bekleidete. Mittlerweile gewann er ihr Vertrauen in so hohem Grade, daß sie ihm ihr ganzes Vermögen anvertraute. Diesen Zeitpunkt scheint der junge Italiener nur abgewartet zu haben, um das ihm unerträglich gewordene Joch der unglücklichen Ehe abzuwerfen und sich für seine bisherigen Leiden bezahlt zu machen, denn bald darauf wurde Mrs. Buchignani eines schönen Morgens durch die Schreckensnachricht überrascht, ihr leichtfüßiger Gemahl sei mit ihrem Gelde spurlos geworden, habe aber, um nicht ganz allein reisen zu müssen, ihre siebzehnjährige und bildschöne Enkelin mitgenommen. Mehrere Jahre lebten Großvater und Enkelin in dem Lande, wo „im dunklen Laub die Gold-Orangen glüh'n" herrlich und in Freuden, bis das Geld des todten Kriegsministers derartig zusammengeschmolzen war, daß er die schönen Reste des einstigen Vermögens zusammenraffte, um damit in Canada eine Restauration anzufangen. Neulich kam Mr. Buchignani nach New-York, um 1500 Dollars, welche er hier ausstehen hatte, zu erheben, und da seine rechtmäßige Gattin, die niemals seine Spur verloren hatte, davon wußte, verschaffte sie sich einen Haftbefehl wegen böswilligen Verlassens und ließ den Ex-Tanzmeister im Girardhause wo er abgestiegen war, verhaften. Auf dem Wege nach dem Stationshause bot er dem Polizisten 500 Dollars an, wenn er ihn freiließe; vergebens. Vor dem Richter räumte er die Wahrheit der gegen ihn erhobenen Beschuldigungen allerdings ein, behauptete aber, kein Geld zu haben, mithin seiner Gattin das vom Richter festgesetzte Wochengeld im Betrage von zehn Doll. nicht zahlen zu können; er wurde deßhalb den Commissären für öffentliche Wohlthätigkeits- und Besserungsanstalten überwiesen. Während er mit der Enkelin seiner Frau lebte, gebar im dieselbe zwei Kinder, von denen das eine noch lebt, — es ist Mrs. Buchignani's Stiefsohn und Urenkel. Mrs. Buchignani, verwittwete Eaton, ist eine noch stattliche Frau von 78 Jahren, die ihren Tanzmeister noch immer liebt und unter Thränen gesteht, ihr ungetreuer Gatte

habe ihr durch Zerrüttung ihrer verwandtschaftlichen Verhältnisse viel mehr Kummer bereitet, als durch die Vergeudung ihres Vermögens; ihr Herz habe aber nicht an ihrem Gelde, sondern an ihrem jungen und schönen Gemahl gehangen. Das bekannte Sprichwort: „Alter schützt vor Thorheit nicht" hat sich wieder einmal glänzend bewährt.

Feuilleton.

Correctur!]

Wir stehen nicht auf dem Standpunkt von Kaiser und Reich, auch nicht auf dem vom 70-Millionenreich, wie das nachstehende Gedicht, das soeben der Münchener Punsch mittheilt. Aber gegenüber der einseitigen und blos äußerlichen Größe, welche die Geibel besingen, ist selbst die des 70-Millionenreichs berechtigt. Also lauten die Verse:

Vom Fels zum Meer? — wahrhaft infame Phrase,
Die Deutschlands Paradies verschenkt,
Des Winterfrühlings wonnige Oase,
Die sich hinab zum Adria senkt.

Vom nord'schen Strand nur bis zur Alpenkette —
Mehr, Deutschland, trägst du nicht davon?
Das And're wirft Borussia, die Kokette,
Dem Welschen hin, als Buhlerlon?

Das ist ein Habicht nur, ein Raubverüber,
Der müd' am Fels schon niedersinkt.
Der ächte deutsche Aar schwingt sich hinüber,
Dem Meere zu, das südlich blinkt.

Wenn Reich und Kaiser wiederum erstehen,
Dann, Geibel, geht's wohl höher her!
Dann, über alle Klüfte, alle Höhen
Zieht unser Aar — von Meer zu Meer!

Es spukt in Potsdam.

Eine Gespenstergeschichte.

Erstes Kapitel.

Es war nach Mitternacht! Schauderhaft!

Vor der Garnisonkirche hielt eine vierspännige Equipage. Entsetzlich!

Da öffnete sich die Thür der Kirche, eine Dame und zwei Herren — wenn mich nicht Alles täuscht, so erkannte ich die Königin Isabella mit zwei Marforis! — eilten hervor und in den Wagen. Alle Lichter erloschen. Mein Blut erstarrte.

Die Rappen zogen an, und fort ging es in die Nacht! O Gott! O Gott!

Zweites Kapitel.

Da kehrte eine junge Dame am Arm eines Potsdamers heim.

In der Nähe der Kirche entließ sie ihn und eilte in die Arme ihres Vaters

„Wo hast Du so lange gesteckt?" zürnte der alte Mann und wollte sein Kind wegen heimlichen Hausschlüssels enterben.

„Fluche mir nicht!" rief das schöne Mädchen. „Ich war bei einer Freundin und wollte um neun Uhr nach Hause gehen. Aber an der Garnisonkirche wurde ich von einer Gespenster-Erscheinung überrascht und konnte vier Stunden lang nicht von der Stelle!"

Und sie erzählte das erste Kapitel.

Bereits am andern Morgen konnte der Alte nicht schweigen, und ganz Potsdam schmeichelt sich heute, es sei von Geistern bewohnt. Dies ist aber Uebertreibung.

* An Gewisse.

Warum seid Ihr in solcher Noth,
Weil man mich feiern will? Ich bin ja todt!
Schleiermacher.

* (Auf einen groben Klotz gehört ein grober Keil.) Der Magistrat einer preußischen Stadt schrieb an einen Bürger „Herrn Tischlermeister N." — Dieses „Herrn" war auf dem Couvert ausgestrichen und darüber geschrieben „Dem". Der Tischlermeister fand dies mit Recht beleidigend und beschwerte sich bei dem Magistrat. „Ach was", erwiederte ihm der Herr Bürgermeister, „was ausgestrichen ist, das ist so gut, als ob es nicht dasteht. Es heißt einfach „Dem Tischlermeister N., und damit beruhigen Sie sich."

Gut, sagte der Tischlermeister und ging. Am andern Tage richtete er an den Magistrat ein Schreiben mit der Aufschrift: An den naseweisen Magistrat zu X. Dieses „nase" hatte er ausgestrichen und darüber ganz klein „hoch" geschrieben.

Der Herr Bürgermeister ließ ihn vor sich kommen und fuhr ihn mit barschen Worten an, wie er sich eine solche Frechheit herausnehmen könne.

„Was wollen Sie denn", antwortete gelassen der Bürger. „Sie haben mir ja gestern selbst gesagt, was ausgestrichen ist, ist so gut, als ob es nicht dasteht. Ich habe „nase" ausgestrichen; es heißt also einfach: An den hochweisen Magistrat zu X."

Räthsel.

Sie geht vorüber, froh ergriffen blickt
Der Jüngling auf das Mädchen, das im Glanze
Der frischen Jugend ihm so schüchtern nickt.
O! lispelt er — und was er lispelt klingt wie's Ganze.
Die Holde sieht er oft, und täglich mehr
Fühlt er sein Herz zu ihrem hingezogen.
Es wogt im Innern wie ein Zaubermeer,
Und seine Sinne tanzen auf den Wogen.
Sein Fühlen wird Gesang, er wagt's er dichtet
Das Ganze: „Huldigung", an Sie gerichtet.

Auflösung des Räthsels in Nr. 47:
Die Dinte.

Redaktion, Druck und Verlag v. Philipp Rohr in Kaiserslautern.

Pfälzisches Sonntags-Blatt.

Belletristisches Beiblatt der „Pfälzischen Volkszeitung."

Nr. 49. Sonntag, den 6. Dezember. **1868.**

An Emanuel Geibel.

Und flög Dein Lied auch himmelan,
Bei Gott. Du bist kein echter Dichter!
O Schmach und Schimpf, was Du gethan,
Dein eignes Volk wird Dir zum Richter!

Und seines Urtheils strenge Macht
Wirst Du aus eh'rnem Munde hören:
„Er hat die Mädchen weich gemacht,
Die Männer konnt er nicht bethören."

Ein Dichter, der im stolzen März
Aufsliegen sah der Freiheit Phönix,
Er legt sein Lied dem **Volk** an's Herz,
Nicht auf den Teller eines Königs!

Die Republik, die Dich gebar,
Die Deiner Kindheit treu gewartet,
Die Dir die beste Mutter war,
Wie sieht sie ihren Sohn entartet!

Wie er, der einst so jugendfrisch,
Geträumt von seines Volkes Größe,
Nun schleicht um eines Fürsten Tisch, —
O Gott, verhülle diese Blöße!

Ein Hohn des Geistes, der Dich schuf,
Kniest nieder Du vor Bajonneten,
Das Volk wird folgen anderm Ruf
Und sprengen wird es seine Ketten!

Und Du wirst einst des Spottes Preis,
Wenn der Tyrannen Burgen fielen,
Ein schwacher, kindgeword'ner Greis
Mit Deinen Ordensbändern spielen!

Und strahlen wird das Heldenthum
Der goldnen Freiheit Sieg auf Erden,
Doch welken wird des Dichters Ruhm,
Der nicht verstand, ein Mann zu werden.

Balthasar Hunold, Bürger von Glarus.

Wie die Kärnthner Bauern einst ihre Herzoge in Pflicht nahmen.

In K. A. Mayer's „Geschichte Kaiser Heinrich's IV.," die der Ferdinand Schmidt'schen „Deutschen Nationalbibliothek" einverleibt ist, finden wir eine Episode aus dem deutschen Culturleben im Mittelalter, der wir gerne hier ein Plätzchen gönnen. — Es wird uns erzählt, wie seit dem 8. Jahrhundert die Kärnthner ihre neueintretenden Herzoge in Pflicht nahmen, um dann von diesen selber in Pflicht genommen zu werden.

Auf einem Stein bei Kernberg, welcher der „Fürstenstein" genannt wurde, saß ein freier Bauer auf offenem Felde in der Landestracht, umgeben von dicht gedrängten Schaaren des aus Deutschen und Slaven gemischten Volkes. Plötzlich thut sich die Menge auseinander, um einem glänzenden Zuge Platz zu machen, den ein Herold, mit dem Landeswappen auf der Brust, den drei schwarzen Löwen im goldenen und dem silbernen Querbalken im rothen Feld eröffnete. Dem Herold folgte die hohe Geistlichkeit und die Ritterschaft und zuletzt inmitten seiner Hofherren und Edelknaben, der Herzog in prächtiger Ausrüstung, in dem purpursammtenen, mit Hermelin verbrämten Mantel. Zur Rechten und zur Linken des Fürsten aber wurden, seltsamer Weise, ein mageres Ackerpferd und ein elendes Rind geführt.

„Wer ist der Mann, der so hoffärtig daherpranget?" rief der Bauer auf dem Steine dem Herzog entgegen.

„Es ist der Landesfürst!" gab der Herold zur Antwort.

„Ist er auch ein gerechter Richter, ein eifriger Förderer der Landeswohlfahrt?"

„Ja, er ist es und wird es auch künftig sein."

„Verspricht er lieber mit so schlechtem Vieh, wie das Pferd und das Rind hier, zu ackern, als Recht und Gerechtigkeit zu verletzen?"

„Er verspricht es."

Darauf stellte der Bauer die Frage: „Wer will mich von diesem Stein wegbringen?" worauf der Herold erwiederte:

„Man wird dich mit 60 Pfennigen wegkaufen: das Pferd, das Rind und das Kleid des Fürsten sollen dir gehören und dein Haus soll frei und unverzinsbar sein!"

Alsdann erhob sich der Bauer und gab dem Herzog einen sanften Backenstreich, dieser aber wechselte mit ihm die Kleider und beschwor im Bauernanzug die seinen Unterthanen zustehenden Rechte. Erst dann empfing er, auf einem rauhen Steinsessel sitzend, — welcher der „Fürstenstuhl" hieß, die Huldigung seiner Großen und seines Volkes und vergab, nachdem er sein Land gewissermaßen als Lehen aus Bauernhand empfangen, seinerseits die Lehen an seine Vasallen.

Nachtheile gußeiserner Oefen.

Die Porosität des Gußeisens ist eine wohlbekannte Thatsache. Man hat Wasser durch dicke Platten von Gußeisen getrieben; daß Gase das Gußeisen durchdringen, kann daher nicht befremden. Vor einigen Jahren fiel einem Arzte in Chambiry der Umstand auf, daß in Savoyen in jedem Winter ein epidemisches Fieber wiederkehrte. Er kam auf die Idee, daß die Ursache in dem Gebrauche der gußeisernen Oefen in den Wohnungen zu finden sei, welche den Eintritt der Verbrennungsgase in die Atmosphäre der Räume gestatten. Die Sache ist laut dem „Scientific American" von den Herren Deville und Troost gründlich untersucht worden und haben dieselben gefunden, daß Wasserstoff, Kohlensäure und

Kohlenoxidgas in der That durch die Wände eines gußeisernen Ofens dringen und zwar sowohl bei dunkler als bei heller Rothglühhitze. Diese Thatsache ist beachtungswerth, wenn auch das Quantum der durchdringenden Gase nicht groß sein mag, so ist doch das Kohlenoxidgas in hohem Grade giftig. Bei den jetzt so häufig angewandten Luftheizungen, wo die Heizapparate nur aus gußeisernen Oefen bestehen, welche wenigstens die Rothglühhitze erhalten, kommt also immerhin Kohlenoxidgas in die zu erwärmenden Räume, und ist es daher unverantwortlich, daß, besonders in Schulen, wo die Jugend den größten Theil des Tages in solchen Räumen zubringen muß, derartige Heizungen geduldet werden; noch unverzeihlicher ist es aber, wenn ganz neue Schulgebäude, wie das Polytechnikum und mehrere Bürgerschulen in München, mit solchen offenbar ungesunden Heizungseinrichtungen versehen werden. Die anderen Nachtheile sind nicht minder beachtenswerth, zum Beispiel ungleiche Erwärmung in den Räumen, Mehrverbrauch an Brennmaterial und Feuersgefahr, indem der Weg dem Feuer vom Ofen aus in allen Räumen zu gleicher Zeit angewiesen ist. Als Bestätigung der Wahrheit des eben Gesagten seien beispielweise nur die kolossalen Brände im Regierungsgebäude zu Schwerin und im herzogl. Schlosse zu Braunschweig angeführt. Jede Luftheizung wird nach Ablauf von einigen Jahren feuergefährlich dadurch, daß die Masse Kanäle, die im ganzen Hause herumgeleitet sind, mehr oder weniger durch die Erhitzung und zuweilen durch das Setzen der Mauern ꝛc. größere oder kleinere Risse erhalten, welche, weil manchmal verdeckt, unbeachtet bleiben; kommen nun leicht entzündbare Stoffe in deren Nähe, so gerathen sie in Brand. Auch in der kgl. Residenz in München sind derartige Brände schon öfters durch die dort befindliche Luftheizung, wahrscheinlich aus den eben angegebenen Ursachen, entstanden. Gleich unverantwortlich ist die Etablirung von solchen Luftheizungen oder gußeisernen Oefen in Krankenzimmern. Möchten daher obige Mittheilungen als ein Fingerzeig betrachtet werden, wie schädlich und gefährlich Luftheizung mit gußeisernen Oefen, und gußeiserne Oefen überhaupt mit der Zeit wirken werden.

Ein Hundertjähriger.

Zu Greenwich starb vor wenigen Tagen im berühmten Invalidenhause ein Mann, der fast ein Jahrhundert lang Großbritanniens Stolz und Bewunderung war. Thomas Culliforth hieß dieser Brave und war seit zwanzig Jahren Insasse des Marine-Invaliden-Hospitals in erwähnter Stadt. Es war ein epischer Greis von hundert Jahren, der ohne Brille las, das heißt hätte lesen können, wenn man es ihm in seiner Jugend beigebracht hätte, der stolz und schlank wie eine Tanne einherschritt, trotz seines hölzernen Beines und seiner vielen Wunden, die er in neunundvierzig Schlachten zu Wasser und zu Lande empfangen hatte und sogar hübschen Misses mit Schlangenlocken ganz kokette Blicke zuwarf, die ordentlich gefährlich aussahen. Greenwich und England waren, wie gesagt, stolz auf ihren hundertjährigen Krieger. Man räumte ihm ein eigenes Häuschen als Wohnung ein, alle Besucher fütterten ihn fast todt mit allen möglichen Delikatessen, er trank den ältesten Portwein und das schäumendste Glas Ale und Porter. Jeder riß sich darum, aus seinem beredten Munde zu hören, wie er 1789 an Bord der „Flower of Mary" kämpfte, mit diesem Schiff in die Luft sprang und — Gottlob! — wohlbehalten, wenn auch ein Bischen geschunden" nieder in das Salzwasser hineinstürzte, wobei ihm aber später ein Holzsplitter das Bein zerschmetterte. Nachdem er sechs Stunden tapfer geschwommen hatte, nahm ihn ein französisches Schiff auf, und so ward er gerettet. Auch dem berühmten Kampf des „Vengeur" hatte er beigewohnt, und die französischen Touristen hörten mit tiefer Rührung, wie ihre Landsleute untergingen, indem sie „Vive la République" riefen. Die Königin lud unseren Biedermann jährlich Weihnachten zu sich nach Windsor ein, speis'te mit ihm an einem Tische und schenkte ihm Pulswärmer und andere nette Kleinigkeiten außer noch netteren güldenen Guineen mit ihrem eigenen huldreich lächelnden Porträt, und der Magistrat von Greenwich verehrte ihm an jedem Neujahrstage ein neues, elegantes Stelzbein von Jakarandaholz, schön mit Kupfer ausgelegt, das gar herrlich im Sonnenschein flimmerte. Nie wurde ein Greis mehr in „Baumwolle" gewickelt, als unser alter Held. Er machte täglich zwei Stunden zu Fuß, trank seine 10 Pinten Ale und sein halbes Quart Gin und kitzelte schelmisch die Kindermädchen, die ihm begegneten, in den Nacken. Kein Mensch konnte begreifen, wie ein Mensch, der über hundert Jahre zählte, noch so mobil sein konnte. Es war das ein Gottes Wunder und John Bull sagte stolz: „So was kommt nur in Old England vor." Ach, alles ändert sich oft, si hora mortis, ruit . . ., wie's im alten Lied heißt, d. h. wenn „Hans Klapperbein" anklopft und seine Karte unwiderstehlich uns aufdringt. Als Thomas Culliforth todt war, wühlte man neugierig in seinen Papieren und entdeckte, daß der famose Hundertjährige nur — 67 Jahre alt war. Seit 20 Jahren ließ er sich unter dem Namen seines Großvaters caressiren, dessen Papiere der schlaue Bursche für die seinigen ausgegeben hatte. Ganz England ist außer sich. Der Humbug nistet sich selbst im Invalidenhospital ein, und es gibt keinen „frommen Glauben" mehr, selbst wo „Jubelgreise" mit „unzähligen Wunden" erscheinen, in die jetzt jeder ungläubige Thomas seine Hand legen wird. Aber hat nicht so mancher „Held" der Weltgeschichte auf falsche Papiere Nachruhm erschwindelt? Master Culliforth war nicht der erste Schelm dieser Art und wird auch gewiß nicht der letzte sein!

‡ **Eine Versammlung der Oeconomisten in Paris.**

Ich war zu spät gekommen, der kleine schmucklose Redoutensaal in der Straße J. J. Rousseau war bereits überfüllt. Am oberen Ende auf einer mäßig erhöhten Tribüne hatte das Comité Platz genommen, etwa 20 Personen, darunter einige Damen. Die schmale Gallerie auf plumpen Säulen von Holz rings um den Saal herum, von welcher herab unsere genügsamen Altvorderen dem wüsten Maskentreiben zuschauten, war eben so Kopf an Kopf gedrängt voll wie der Saal selbst. Das Publikum gehörte durchweg dem höheren Arbeiterstande an, Buchhalter, Commis, Künstler, vielleicht auch einige Handwerker, — keine Blousen. Ich war glücklich bis an die Thür gelangt, hatte aber wenig Hoffnung, dieselbe zu passiren. Von Zeit zu Zeit war das Drängen der Nachkommenden unerträglich, — einzelne Damen und Herren traten bereits den Rückzug an, — es galt die von ihnen geräumten Plätze erobern. In der allgemeinen Unruhe hörte ich nur wie der Redner mit erhobener Stimme sagte: „Man hat gesagt das Eigenthum ist Diebstahl! was folgt daraus?! die Eigenthümer sind Diebe!!" (Beifall, Zischen, das ist stark! — Aber Sie drängen ja auf eine ganz brutale Weise! — Selbst brutal! — Was wollen Sie?! —) Eine Prügelei schien unvermeidlich, glücklicher Weise hatten die Betreffenden die Hände nicht frei genug, um auszuholen, (Ruhe! Stille! Hinaus!! Hinaus mit ihnen!! — Ein Anderer: Lassen Sie mich hinaus! — Ach was, ich kann nicht, Sie hätten gar nicht kommen sollen, wenn Sie schon wieder hinauswollen! — Gehören Sie vielleicht zum Comité, daß Sie sich so breit machen?! — Stille! Ruhe! Hinaus!!) — Endlich brachte eine neue Woge mich in den Saal hinein, — aber auch hier verstand ich weniger die Redner, als daß ich das Gesagte aus den Glossen und Zurufen meiner nächsten Nachbarn errieth, welche entschiedene Gegner des „Systems" zu sein schienen, während die Beifall spendenden Anhänger mehr vorn auf den Stühlen Platz gefunden hatten. Redner: „Das bisherige System erzog die Menschen zum Egoismus. (Ach was, der entspringt aus der menschlichen Natur) das neue System wird den Egoismus beseitigen . . . (Ja wohl im Paradiese) . . . Man hat gesagt der Zins setze sich aus drei Factoren zusammen: dem Profit, das Risico . . . (Ich ersticke! Lassen Sie das Drängen! Stille hinaus!) — In dem neuen System wird der ganze Ertrag des Kapitals Profit sein! (Bravo! Zischen) . . Denken wir uns, daß bisher in Paris nur X. Millionen im Gewerbe angelegt waren, so wurden deren jährlich 6 Millionen verloren, wo sind die geblieben?! (Eine Stimme: in Mexico) . . . Alle Welt soll arbeiten (Gewiß) Männer und Frauen (Genug, das versteht sich von selbst, — der Schwätzer) Geben Sie uns 100 Millionen (Eine Stimme: das ist eine hübsche runde Summe! Genug! Stille! Hinaus!) Der Rest der Rede entging mir in der allgemeinen Unruhe. — Jetzt trat ein anderer Redner auf: M. H. Nur eine persönliche Bemerkung . . (Was soll uns das?! Tagesordnung!) . . . Man hat uns vorgeworfen . . . (Ach kehren Sie sich nicht daran! Ruhe! Stille! Tagesordnung) . . . so wird dies weiter keiner Rechtfertigung bedürfen!" (Bravo! Zischen) Herr N. N. bittet gleichfalls ums Wort zu einer persönlichen Bemerkung, will die Versammlung ihn hören?!" — Ja! Nein nein!! Ja! — Was geht das uns an? Tagesordnung! Nein Anhören! Abstimmung! Handaufheben! — Herr X. mit einer dünnen Stimme erhält das Wort. „M. H. Ich bin in der Lage . . . (Lauter! Man hört nichts! Ruhe! Stille) Ohne daß ich auch nur eine Ahnung davon hatte, um was es sich handelte, tritt der Redner bald ab. — Jetzt schien der Matador aufzutreten, ein Herr mit blondem Vollbart, — für einen Augenblick war Alles still. „M. H. Von Voltaire bis auf Bastiat den Schulmeister . . . (Oh! Oh! Bravo! Selbst Schulmeister! große Unruhe) „Das Kapital ist das Handwerkszeug des Arbeiters (sehr wahr), es ihm entziehen oder vertheuern, heißt ihn dem Hunger Preis geben (Bravo Zischen) . . . die Millionäre mästen sich vom Schweiß der Arbeiter (Zischen, Hurrah! der Kerl ist gelungen! — wir haben in Paris 300 Millionäre; Nein 302! — Nun da wollen wir die beiden überzähligen opfern! Heiterkeit! Lange Unterbrechung) Die Zinsen des Kapitals werden jetzt in Ueppigkeit verzehrt! — Die Bahn N. N. gibt 40% Zinsen (Nein 42%! desto besser! Stille!) Geben wir der Arbeit zurück was ihr gehört! Unser Wahlspruch sei fortan: Fraternité, Egalité, Solidarité!! (Bravo! Zischen. Wo bleibt die Freiheit? — Der Bursche escamotirt uns die Liberté! Ruhe!) . . . „Die Solidarité (Ich danke! Wir sind alle Brüder aber nicht Vettern! — Aber so schweigen Sie doch! Lassen Sie uns doch die Freiheit den Mann zu hören! — Pardon ich bin ganz beschämt) „Die Solidarité will gleiches Glück für Alle! (Bravo! Zischen, Es ist ein agent provocateur Stille! Ruhe!) Der Rest der Rede geht mir im Tumult verloren, doch benutze ich einen Augenblick, um meinen Nachbar zu fragen, ob das Alles nur gesagt ist, um widerlegt zu werden, oder ernsthaft gemeint ist? — Gewiß! lautet die ironische Antwort: lauter Vierecke von kleinen Häusern, aber ich hoffe es wird noch ein Redner im entgegengesetzten Sinne sprechen. Aber ich hatte genug an dem Schwitzbade und da gerade das Drängen etwas nachließ, so gelang es mir, den Ausgang zu erreichen. An demselben hatten sich jetzt zwei junge Leute mit Bändern am Arme postirt, welche auf Tellern die freiwilligen Gaben zur Bestreitung der Kosten in Empfang nahmen; — wenig Silber unter vielem Kupfer. Hier erfuhr ich, daß diese Versammlungen regelmäßig an den drei ersten Sonntagabenden jedes Monats stattfinden und nahm mir vor am nächsten Abend zeitig zu kommen, um womöglich einen Sitzplatz in der Nähe der Tribüne zu erhaschen.

Einstweilen begreife ich, daß man die Leute schwatzen läßt, — die Gesellschaft kommt durch sie nicht in Gefahr! —

Später las ich in den Journalen, daß Herr Cernuschi, ein Römer, der schon im Jahre 1849 in Rom für die Republik gekämpft hatte, die Widerlegung der Vorredner übernommen und den Satz durchgeführt habe: Eigenthum und Zins sind unzertrennlich, — das Eine besteht nicht ohne das Andere. W. N.

Das Schaffot des heiligen Vaters.

Die Hinrichtung der im Prozesse wegen Sprengung der Kaserne Serristori zum Tode verurtheilten Maurer Monti und Tognetti hat am 24. November Morgens in Rom stattgefunden. Monti war 23, Tognetti 33 Jahre alt. Die Liberté veröffentlicht über diese Doppelhinrichtung einen Bericht, dem wir wörtlich folgende Einzelnheiten entnehmen:

„Wenn es bis zur gänzlichen Aufhebung der Todesstrafe in allen civilisirten Ländern eine Stadt gibt, aus der sie gänzlich verbannt sein sollte, so ist dies ganz gewiß die Stadt, wo der Stellvertreter Christi, der oberste Hirte wohnt, der, indem er den Stuhl Petri besteigt, mit dem Buche der Psalmen ausruft: „Ewig werde ich die Barmherzigkeit Gottes verkündigen!“ Doch es kam anders. Die heutige Doppelhinrichtung hat die Bevölkerung hauptsächlich deßhalb in Aufregung versetzt, weil man bis zu ihrer öffentlichen Ankündigung der Meinung war, der Papst habe das Todesurtheil der Sacra consulta in lebenslängliche Zwangsarbeit verwandelt. . . .

Um Mitternacht war die Guillotine gerichtet; um 4 Uhr Morgens stellte sich ein Bataillon Zuaven um dieselbe auf: ein Piquet Linientruppen, 20 Dragoner und ebensoviele berittene Gendarmen bewachten die Zugänge des Platzes und sperrten auf hundert Schritte weit die hier mündenden Straßen ab. Als ich um 6 Uhr Morgens ankam, war es noch ganz finster; Patrouillen von Gendarmen, den Säbel aufs Gewehr gesteckt, zogen umher und beobachteten mit drohender Miene die Passanten. Die Menschenmenge war ziemlich dicht, allein da sie auf den von Zuaven und anderen Truppen besetzten Platz nicht vorzudringen vermochte, schien sie sehr enttäuscht. Es war eine gemischte Menge, viele Gassenjungen, viele Weiber, junge wie alte, einige mit einem Kinde auf dem Arme, viel Volk, einige Priester und einige Fremde. Ich stellte mich auf, so gut es ging, um vordringen zu können, und wartete. Die Gruppen waren ruhig; zeitweilig machte ein Gamin einen Witz und man stellte sich auf die Fußspitzen, um das Schaffot zu sehen, dessen rothe Arme der anbrechende Tag beleuchtete.

Die Verurtheilten waren eingetroffen. Um fünf Uhr hatten sie die Scharfrichter und ihre Beichtiger aus den Kerkern geholt und sie an den Ort der Hinrichtung, zur sogenannten Conforteria, geführt, d. h. in jene Kapelle, wo sie dem Gebrauche gemäß den letzten religiösen Trost vor dem Besteigen des Schaffots empfangen sollten. Punkt sieben Uhr verließ die Brüderschaft der Barmherzigen die Kirche des hl. Johannes des Enthaupteten, die ungefähr hundert Schritte von dem Platze der Hinrichtung entfernt liegt. Mit einem großen, in Krepp gehüllten Kreuze betrat sie die Conforteria. Als sie dieselbe nach Ablauf von zehn Minuten wieder verließ, führte sie den Aelteren der Verurtheilten in ihrer Mitte. Der Henker schritt voran. Er war sehr bleich. Ein „Bruder der Barmherzigkeit“ trug das Kreuz vor dem Delinquenten her, welcher die Hände hinter dem Rücken gebunden hatte und von seinem Beichtiger am Arme gehalten wurde.

Der Scharfrichter bestieg zuerst das Schaffot, noch mit einem Blicke die Halsriemen und das über denselben aufgehängte Todeswerkzeug prüfend; der Delinquent, von seinem Beichtiger vorwärts geschoben, folgte ihm schwankenden Schrittes, mit dem Ausrufe: „Barmherzigkeit!“ und zehn Secunden später war Alles vorüber. Der Henker hob das Haupt bei den Haaren in die Höhe, zeigte es den Truppen, tauchte es in die Sägespäne und legte es dann zu dem Rumpf, welchen seine Gehülfen weggeschoben hatten. Er reinigte hierauf das Beil mit einem Schwamme und zog es wieder in die Höhe, während seine Gehülfen Sägespäne auf die Blutlache streuten, welche hinter dem Blocke am Gerüste langsam hinabträufelte.

Nun war die Reihe an dem Jüngeren. Die Genossenschaft der barmherzigen Brüder kehrte in die Conforteria zurück. Der Unglückliche weinte, flehte um Gnade, indem er an allen Gliedern zitterte. Der Beichtvater und die Mönche versuchten ihn zu beschwichtigen und hielten ihn zu diesem Behufe etwa 20 Minuten in ihrer Mitte. Sodann bedeckten sie ihm das Gesicht mit einem weißen Leinen, damit er den Leichnam seines Gefährten nicht erblicke, und brachten ihn außer die Kapelle. Seine Thränen, seine Schmerzensrufe drangen nur mehr als halberstickte Stöhnen aus seiner Kehle, er vermochte sich kaum zu halten, und am ganzen Leibe bebend, wiederholte er die Worte: „Erbarmen! Erbarmen!“ Der Priester half ihm nun die Stufen des Schaffots hinaufsteigen und gab ihm die Absolution, während die Henker ihre Vorbereitungen trafen. „Barmherzigkeit!“ ließ der Unglückliche nochmals seinen Schmerzensruf erschallen. Hierauf hörte man jenen kurzen trockenen Schlag und gewahrte, wie einer der Büttel das Beil zog. Mit Blitzesschnelle war das erste Haupt gefallen, das zweite jedoch blieb am Fleische des Rumpfes hängen. Der Henker zeigte, nachdem er das Haupt gänzlich abgetrennt hatte, dasselbe dem Volkshaufen und legte es dann auf eine Tragbahre, auf welcher in diesem Augenblicke die barmherzigen Brüder die Leichname der Hingerichteten unterbrachten, welche sie sodann als ihr Eigenthum in die benachbarte Kirche des hl. Johannes des Enthaupteten übertrugen.“

Redaktion, Druck und Verlag v. Philipp Rohr in Kaiserslautern.

Pfälzisches Sonntags-Blatt.

Belletristisches Beiblatt der „Pfälzischen Volkszeitung.“

Nr. 50. Sonntag, den 13. Dezember. 1868.

Letzter Zug an Gott.

von E. M. Arndt.

Komm, Gott! komm Gott vom Himmel!
Und sieh in Gnaden drein,
Durchleuchte das Gewimmel
Der Nacht mit Sonnenschein,
Entwirre die Verwirrung,
Die ohne Licht und Rath
Stets tiefer in Verwirrung
Verfahren hat den Pfad.

Komm Gott! komm Gott der Gnaden!
Und hilft nicht Sonnenschein,
So komm mit Blitz geladen
Und blitz' und donn're drein,
Daß wieder inne werden,
Erbebend Herr und Knecht,
Daß Gott regiert auf Erden
Und pflegt das höchste Recht.

Es war der Tag gekommen,
Der Tag der bittern Schmach,
Den Tapfern, Weisen, Frommen,
Das deutsche Herz zerbrach,
Es lag von düstern Schanden,
Befleckt das Vaterland,
In Ketten und in Banden
Durch wälschen Trug und Tand

Gefesselt in Verstrickung,
Der freie deutsche Mann,
Da wehte mir Erquickung,
Der Geist von Dir ihn an,
Da schlug Dein hehres Mahnen,
Wie Blitz ihm durch die Brust,
Glück brausten seine Fahnen,
Sein Athem Siegeslust.

Ach! von den schönen Tagen,
Von jener Wonnezeit,
Tönt's heut nur wie von Sagen
Aus längst verklungener Zeit,
Verworren und beklommen,
Weiß Keiner kaum wohin,
Den Weisen selbst und Frommen
Steht still der kluge Sinn.

Denn ach! die Einen rufen:
„Nichts, nichts als Frei und Gleich!“
Die Andern aber fluchen:
„Sie wollen uns an's Reich!“
Und böser Geister Schwirrung,
Umschwirrt dies Nachtgeheul,
Verwirrung auf Verwirrung,
Stets dichter wird der Knäul.

So wirrt sich durcheinander,
So tobt und schreit es laut,
Wo ist der Alexander,
Der diesen Zank durchhaut?
Wo lebt der hohe Meister,
Wo dräudt der mächt'ge Bann,
Der diesen Krieg der Geister
Zum Frieden zwingen kann?

Das bist Du, Gott der Gnaden,
Du einzig gleich und frei
Komm von den Sonnenpfaden,
Komm, still uns das Geschrei,
Laß hell den Degen klirren,
Von Deiner Sternenburg,
Hau uns die wüsten Wirren,
Den ganzen Jammer durch!

Sag uns was recht in Norden!
Zeig uns was recht in Süd!
Aus diesem Menschenmorden,
Kein Segen uns erblüht;
Drum Oestreich oder Preußen,
Zeig's uns mit mächt'ger Hand,
Wie soll der Gründer heißen,
Vom ganzen Vaterland?

Das Volksschulwesen in den Ver. Staaten von Nordamerika.

Dem officiellen Ausstellungsberichte des österreichischen Comite's über die social-öconomische Abtheilung der Weltausstellung in Paris im Jahre 1867 entnehmen wir folgende interessante Darstellung des nordamerikanischen Volksschulwesens:

Die Volksschule ist in den Vereinigten Staaten eine reine Communalangelegenheit; die Communen sind gesetzlich verpflichtet, dafür zu sorgen, daß alle schulpflichtigen Kinder den Schulunterricht genießen. Jede Gemeinde (township), ein Bezirk von 2000 bis 3000 Seelen, ist in mehrere Schuldistricte eingetheilt, deren jeder mit einer Bevölkerung von 150 bis 300 Einwohnern eine Schule zu unterhalten hat. Die Zahl der Schulen ist sehr beträchtlich, so z. B. kam im Jahre 1861 im Staate New-York eine Schule auf 300 Einwohner, in Massachusetts eine Schule auf 270 Einwohner. Noch günstiger ist das Verhältniß in den westlichen Staaten, wo, wie in Wisconsin, schon eine Schule auf 130 Einwohner trifft, während in Oesterreich sowie auch in Frankreich eine solche erst auf beinahe 900 Einwohner kommt.

Die Organisation der Schulbehörden ist natürlich wesentlich verschieden von der auf dem europäischen Continent bestehenden. In den Vereinigten Staaten findet man nur gewählte Schulausschüsse, die von einander völlig unabhängig sind und auch Niemandem Rechenschaft zu geben haben, außer der öffentlichen Meinung oder im äußersten Falle dem Richter wegen einer offenbaren Gesetzesverletzung. Die erste Instanz, so zu sagen, bildet der Schuldistrictsausschuß, prudential com.ttee oder comittee of trustees genannt. Dieser leitet den Bau und die Unterhaltung der Schulhäuser, bestellt den Lehrer, beaufsichtigt die Schulen

und hält die Disciplin aufrecht. Der Ausschuß besteht aus drei Mitgliedern und wird in der Regel nur auf ein Jahr gewählt. Er hat alljährlich die Wähler des Bezirks zu einer Generalversammlung einzuberufen und hierbei über seine Geschäftsführung Rechenschaft abzulegen und Rede und Antwort zu stehen. Schließlich erstattet der Ausschuß über den Stand des Unterrichts Bericht an die Central-Direction für das Schulwesen.

Neben und über dem Schuldistricts-Ausschuß steht der Gemeinde-Ausschuß, der mit Corporationsrechten ausgestattete Vertreter der politischen Gemeinde. Diesem fließen die Zuschüsse aus den Staatsfonds und die Localumlagen für Schulzwecke zu, die sodann je nach Bedürfniß an die einzelnen Schuldistricte vertheilt werden. Der Gemeindeausschuß nimmt die Prüfungen der Schuldienst-Aspiranten vor und stellt ihnen die Befähigungszeugnisse aus, auf Grund deren sie erst vom Local-Schulausschusse (Schuldistricts-Ausschusse) angestellt werden können. Der Gemeinde-Ausschuß bestimmt auch über die Lehrmethode und die Lehrbücher und visitirt die in seinem Bezirk befindlichen Schulen.

Die Oberleitung des Schulwesens in jedem Staate führt das Unterrichtsamt (board of education), an dessen Spitze der Generaldirektor steht. Dieser wird in einigen Staaten, wie z. B. in New-York, vom gesetzgebenden Körper, anderwärts von sämmtlichen Wählern des Einzelstaates eigens ernannt. Derselbe bezieht in der Regel denselben Gehalt wie der Gouverneur, ein Beweis, welche Wichtigkeit man in den Vereinigten Staaten dem Schulwesen beimißt. Eine Zwangsbefugniß gegenüber den Schuldistricts-Ausschüssen besitzt derselbe nicht, und sein Amt besteht lediglich darin, die Legislatur und das Publicum über das Schulwesen zu informiren, statistische Materialien darüber zu sammeln, die Schulen zu visitiren und in öffentlichen Conferenzen und Meetings das Interesse für dieselben beständig wach zu erhalten. Alle Jahre legt er der Legislatur einen ausführlichen Bericht über das Schulwesen vor, worin die bestehenden Gebrechen rücksichtslos dargelegt und die Mittel der Abhülfe bezeichnet werden. Diese Berichte werden in Tausenden von Exemplaren gedruckt und massenhaft vertheilt.

Eine jedenfalls interessante Erscheinung bleibt es, daß in den meisten Schulen der Vereinigten Staaten, besonders aber in denen der Städte, der Unterricht statt von männlichen zumeist von weiblichen Lehrindividuen ertheilt wird. So zählt man im Staate New-York an 8000 Lehrer und 19,400 Lehrerinnen. Knaben und Mädchen gehen in ein und dieselbe Volksschule bis zum 15., auch bis zum 16. Lebensjahre und es macht einen gewaltigen Eindruck, wenn man sieht, mit welchem Ernste und welcher Würde die junge Lehrerin die Disciplin unter einer Schaar von Zöglingen aufrecht erhält, von denen manche ihr im Alter nicht weit nachstehen.

In allen Schulen der Vereinigten Staaten Nord-amerika's wird der Unterricht für Reiche und Arme unentgeltlich ertheilt, ein Schulgeld (fee) wird nicht gezahlt. Diese Einrichtung, welche erst in den letzten Jahren allgemein durchgeführt wurde, erfreut sich auch der allseitigen Anerkennung. Zum Belege dessen sei hier eine Stelle angeführt, die einem Berichte an die Legislatur entnommen ist; sie lautet: „In einem Staate, wie der unserige ist, müssen alle Kinder ohne Ausnahme den Unterricht und die Aufklärung einathmen, wie man die Luft und das Sonnenlicht einathmet, frei und ohne Entgelt. Ihnen dazu die Mittel zu verschaffen, ist die erste Pflicht der Nation, weil es ihr höchstes Interesse ist."

Eine Lebensfrage für das Gedeihen des öffentlichen Unterrichts ist das dafür ausgesetzte Budget. Im Allgemeinen kann man den für die Volksschulen gemachten Aufwand auf 6 Fr. per Kopf berechnen. So z. B. beträgt das Budget für die Volksschulen in Massachusetts bei einer Bevölkerung von 1,234,000 Seelen 7,600,000 Frcs., ungerechnet den Bau und den Unterhalt der Schulhäuser; im Staate New-York bei einer Bevölkerung von 3,900,000 Seelen 24,560,000 Francs. in Californien über 2,500,000 Francs. Noch auffallender erscheint der Aufwand für die Volksschulen namentlich in den großen Städten, so z. B. hat die Stadt New-York im Jahre 1861 bei einer Bevölkerung von 900,000 Seelen für ihre Volksschulen allein 8 Mill. Fr. (beinahe 9 Frcs. per Kopf) ausgegeben.

Jede Volksschule in den Vereinigten Staaten bildet eine juristische Person (school-fond, Schulfond) mit dem Rechte des Eigenthumerwerbes u. s. w.

Faßt man die Grundzüge der amerikanischen Schulorganisation in einige Hauptsätze zusammen, so findet man, a) anstatt solcher Lehrer, die in ihrem Berufe nach und nach alt geworden sind, fast überall junge Lehrer und Lehrerinnen im Alter von 18 bis 25 Jahren; b) eine fortwährende Erneuerung des Lehrpersonals im Durchschnitte von fünf zu fünf Jahren; c) anstatt der nach Geschlechtern ausgeschiedenen Schulen ein gleichzeitiges Beisammensein der Knaben und Mädchen in denselben Klassen; d) statt der Beamten-Abstufung und Centralisation als einzige Triebkraft die öffentliche Discussion und das Gewicht der öffentlichen Meinung; e) eine freie, ganz spezielle und directe Bewilligung der Schulumlagen durch die Steuerzahler selbst; f) die Bezahlung des Lehrpersonals in der liberalsten und anständigsten Weise von allen öffentlichen Gewalten regulirt; g) statt der confessionellen Volksschulen confessionslose, daher erklärlich, daß der Religionsunterricht aus dem Lehrbereiche der Volksschule systematisch ausgeschlossen bleibt, und endlich h) die Mittel- und höheren Schulen ganz der Privatthätigkeit überlassen.

Wenn auch von den oben erwähnten Grundsätzen, die wenigsten geeignet erscheinen, auf das Volksschul-

wesen in Europa unvermittelt übertragen zu werden, so ist doch eines der Beachtung werth: es ist dies der dort herrschende Geist, aus welchem die oben geschilderten Institutionen hervorgegangen sind. Die meisten Staaten haben von ihrer Gründung an die Erziehung der Jugend als eine Rechtsverpflichtung des Gemeindewesens gegenüber den Gemeindeangehörigen aufgefaßt. Die Verbreitung der Volksaufklärung und der Volksbildung ist dort als die Hauptaufgabe der Staatsgewalten betrachtet worden, daher leicht zu erklären, wie es oft möglich, daß im Verlaufe eines kurzen Zeitraumes das Volksschulwesen in den einzelnen Staaten sich nicht allein einer raschen Verbreitung, sondern auch des besten Gedeihens erfreut.

Das Volksschulwesen der Vereinigten Staaten Nordamerika's war bei der Pariser Weltausstellung in würdiger Weise vertreten. Man hatte zum Behufe der Ausstellung von Unterrichtsgegenständen ein eigenes Local bestimmt, welches von den Besuchern irrthümlich als amerikanische Schule bezeichnet wurde. In diesem Locale fanden sich viele interessante Lehrmittel und Lehrbehelfe vor, sowie auch mehrere zweckmäßige Schuleinrichtungsstücke, die ein besonderes Interesse erweckten.

Assisen zu Chalons sur Marne.

François Linotte, gegen welchen am 20. Nov. die todtbringende Anklage des vorbedachten Mordes vorliegt, ist ein in seiner Heimathsgemeinde Pressigny wegen seiner Arbeitsamkeit, Ehrlichkeit, Ordnungsliebe und Verträglichkeit allgemein geachteter Arbeiter von 32 Jahren, und der dichtgefüllte Assisenhof behandelte ihn mit allen Zeichen der Sympathie und wärmster Theilnahme. Was hat wohl diesen so gutmüthigen, friedliebenden Menschen der Guillotine so nahe gebracht? Hören wir den Fall, wie ihn die von dem General-Procurator vorgetragene Anklage entwickelt und das Beweisverfahren, in allen Daten mit dem Geständnisse des Angeklagten übereinstimmend, bestätigt hat.

Im Jahre 1863 heirathete Linotte gegen die Abmahnungen seiner Angehörigen ein junges, reizendes, leichtblütiges Mädchen, das er unaussprechlich liebte. Bis vor fünfviertel Jahren war die Ehe eine ungetrübte. Da machte die junge, zur Coketterie geneigte Frau die Bekanntschaft eines als Lebemann bekannten Herrn Bergeret, welcher auch in Pressigny wohnte, und das Gerücht vo dessen intimsten Beziehungen zu ihr gelangte auch zur Kenntniß ihres Ehegatten. Ziemlich lange Zeit wollte er diesem Gerüchte keinen Glauben schenken, so zärtlich liebte er seine Frau, und so schlau wußte sie ihm jeden Argwohn zu benehmen. Endlich compromittirte sie sich durch eine mit Bergeret heimlich unternommene Reise, eine chiffrirte Correspondenz der Liebenden gerieth in Linotte's Hände, und eine Rendezvous enthüllte ihm Alles; er konnte nicht länger mehr zweifeln an der Untreue des so zärtlich geliebten Weibes, und da er sich zu einem Ehestandsprocesse nicht entschließen konnte, beschloß er, die Ehrenschänder auf frischer That zu ertappen und sich dann zu rächen. Der sonst so heitere Mann verfiel in Trübsinn und tiefste Schweigsamkeit, seine Arbeitslust verminderte sich, und nur die eine Idee beherrschte ihn, einen Beweis der Schuld wider sein treuloses Weib zu erbringen.

Am 22. August, nach mehrtägiger Abwesenheit von Pressigny Abends dahin zurückgekehrt, findet er das Thor seines Wohnhauses geschlossen und das in den Garten gehende Fenster seines parterre gelegenen Schlafzimmers mit einem Tuche verhängt; gleichwohl erblickte er durch eine kleine unverhängt gebliebene Stelle des Fensters Bergeret in vertrautester Unterhaltung mit seiner Gattin ... Während Linotte in das Haus zu dringen sich bemühte, war Bergeret durch einen andern Ausgang entflohen.

Von diesem Tage an hatte Linotte den bestimmten Entschluß gefaßt, den Nebenbuhler zu ermorden, der Rachegedanke hatte ihn seither keine Stunde verlassen. Das gestand er ausdrücklich vor den Geschwornen.

Am 21. August, so fuhr er in seinem Geständnisse fort, sah er Bergeret auf seinen Garten zukommen und hörte ihn pfeifen. Er hielt dies für ein Signal an das treulose Weib.

Tags darauf holte er sich von seinem Vater ein Jagdgewehr, lud es, steckte außerdem noch eine Ladung, sorgfältig in Papier gewickelt, zu sich in die Tasche, verbarg sich sodann bald hinter der Hecke eines nachbarlichen Gartens, bald hinter einem starken Baume desselben, und wartete bis gegen 8¼ Uhr Abends auf das Wiederkommen Bergeret's.

In der That schritt Bergeret auf Linotte's Hausgarten zu, und sobald er auf die Distance von einigen Schritten in die Nähe von Linotte gekommen war, legte Letzterer das Gewehr an das Gesicht, es fiel ein Schuß, Bergeret sank ohne Laut todt zu Boden. Linotte trug den Leichnam hinter eine Hecke, und begab sich sofort zu dem Maire von Pressigny, um sich als den Mörder Bergeret's anzuzeigen.

Die Organe der Justiz fanden die Leiche auf dem Rücken liegend, im Hausgarten des Mörders. Der Zustand der Kleider und des Leichnams schloß jede Idee auf einen Kampf zwischen den Nebenbuhlern aus.

Im Innern des Kopfes vom Leichname fand man zerschmetterte Knochen und 16 Stückchen Hackeisen; der Rest der Ladung war bei der rückwärtigen Wunde durchgeflogen. Eine große Blutlache zeigte den Ort, wo Bergeret gefallen, und reichliche Blutspuren führten zu der Hecke, wohin er nach dem unheilvollen Schusse getragen worden war. In einem Winkel des Hausgartens von Linotte fand man noch Bergeret's Pantoffeln symmetrisch gestellt; er muß sie dort ausgezogen haben, ehe er seinen letzten Lebensgang zum Liebchen angetreten hatte.

Die Verhandlung ließ keinen Zweifel darüber auf-

kommen, daß Linotte die Ermordung seines Ehrenschänders aus Rachsucht schon einige Monate vorbereitet, und in dieser Absicht auf ihn wohlbedacht gezielt hatte. Bergeret muß keine Ahnung von der Gefahr gehabt haben, die ihn bedroht hatte, er war gerade auf Linotte zugeschritten.

Unter diesen Umständen war die Verurtheilung wegen lange vorbedachten Mordes so sicher, daß der Vertheidiger dem Antrage des General-Procurators auf Schuldigsprechung nicht entgegenzutreten wagte und sich nur auf Hervorhebung der Milderungsumstände beschränkte, um seinen Clienten nur von dem Todesurtheile zu retten, wonach Linotte doch mit lebenslänglicher Zwangsarbeit davongekommen wäre.

Die Geschwornen verlassen den Sitzungssaal, und wer beschreibt das freudige Erstaunen des auf ihren Ausspruch athemlos harrenden Auditoriums, als der Obmann der Geschworenen das Verdikt verkündet: Auf Ehre und Gewissen: Nichtschuldig!

Der Präsident des Gerichtshofes verfügt hierauf unter dem freudigsten Beifall der theilnahmsvollen Geschwornen die sofortige Entlassung des Angeklagten aus dem Kerker, und dieser entfernt sich mit den Zeichen tiefsten Schmerzes aus dem Saale.

So wahren französische Geschwornen die Hausehre eines schuldlosen Ehegatten.

Aus Rochefort's Laterne (Nro. 27.)

Kann man sich eine blutigere Anklage gegen die französische Beamtenwelt denken, als das Entsetzen, welches uns Alle bei der Nachricht von der Freisprechung des der Baudin-Subskription angeklagten „Courrier du Centre" durch das Tribunal zu Clermont überkam?

„Was?" schrie man in allen Kaffeehäusern, „unter dem kaiserlichen Regime haben sich drei Richter gefunden, die im Stande waren, ihre Pflicht zu thun und nach ihrer Ueberzeugung zu urtheilen? So was ist noch gar nicht dagewesen, die Wunderkuren des Zuaven Jakob sind nichts dagegen!"

* * *

Ein ganzer Haufen von Touristen ist sofort nach Clermont gereist, um sich zu vergewissern, was für ein Ding solch ein ehrenwerther Richter sei. Sehr betroffen sind sie zurückgekehrt, da sie gefunden, daß ein solcher Richter sich von den andern eigentlich nur durch die Abwesenheit aller Orden unterscheide.

Das Echo von Compiegne hat den Unfall erzählt, der dem Prinzen von Wales passirt ist. Für seinen Eigensinn, sich durchaus in schlechte Gesellschaft zu begeben, ist der Prinz sofort durch ein Jagdabenteuer bestraft worden, dessen Folgen sehr ernst sein konnten. Dasselbe Echo hat auch von dem Heroismus des Kaisers berichtet, der, als er den Prinzen durch die Geweihe von 5 oder 6 Hirschen bedroht sah, zur Hilfe herbeistürzte und den Gast mit seinen kaiserlichen Armen aus der Gefahr befreite. Was aber das Echo nicht zu erzählen gewagt hat, das ist, daß der Prinz von Wales das Opfer eines wohlerdachten Planes geworden ist und daß die Hirsche — zur kaiserlichen Polizei gehörten.

Die beiden Studenten der Medizin, welche nach Compiegne geladen waren, haben es abgelehnt, den Wünschen ihrer edlen Majestäten zu Willen zu sein.

Da sehe ich eine neue Serie, auf die man nicht gefaßt war: die Serie der Blamagen.

Man bezeichnet als Termin der Eröffnung der Kammern den 20. Januar, der als Jahrtag zugleich der Tag nach dem famosen Brief des Kaisers und der Tag vor der Hinrichtung Ludwigs XVI. ist.

Ich wünschte wohl, warum, weiß ich selbst nicht recht, daß die Personenbezeichnung in diesen beiden Daten umgekehrt wäre.

Gut unterrichtete Leute behaupten daß Prim entschlossen ist, sich zum Kaiser ausrufen zu lassen. Wenn die Spanier eben solche Dummköpfe sind, wie die Franzosen waren, woran ich noch zweifle, so haben die Pläne Prims alle Aussicht auf Gelingen. Doch möge dieser Pseudo-Befreier nur einmal die Nase in unser napoleonisches Frankreich hineinstecken, und wenn die Odeurs des Kaiserreichs ihn nicht für immer von seinem Vorhaben abbringen, so muß er an einem Stockschnupfen leiden, von dessen Stärke ich mir keinen Begriff machen kann.

Der „Gaulois" erklärt, daß er es bei der jetzigen Stimmung der Gemüther für ungeziemend halten müßte, seine Berichte über die Bälle zu Compiegne fortzusetzen.

* * *

Ich weiß nicht, ob der „Gaulois" damit einen Act der Opposition beabsichtigt hat, aber er erweist dem Leiter unseres Staatswesens (oder richtiger unseres Staatsunwesens) einen enormen Dienst durch sein Schweigen über diese verschwenderischen Feste, in denen man die Kunst vervollkommnet, Hasen zu tödten und uns vierhundert Millionen Steuern aufzulegen.

* * *

Mein Traum ist stets die Chefredaktion eines offiziösen Blattes gewesen, in dem jede Zeile unter dem Schein der vollsten Befriedigung dieses lästige Regiment mehr und mehr entwerthete. An Stelle des „Gaulois" z. B. würde ich warten, bis die durch die jüngsten Verurtheilungen hervorgebrachte Erbitterung ihren Gipfel erreicht hätte und dann drei Seiten nur den täglichen fünf Toiletten der Kaiserin widmen. Ich würde bei jeder den Preis angeben, und mich bemühen, ihre Eleganz zu schildern, würde hinzufügen, wie glücklich doch Frankreich ist, eine Souveränin zu unterhalten, die mit gleicher Geistesgegenwart den Conseils der Minister u. Damenschneider präsidirt.

Redaktion, Druck und Verlag v. Philipp Rohr in Kaiserslautern.

Pfälzisches Sonntags-Blatt.

Belletristisches Beiblatt der „Pfälzischen Volkszeitung."

Nr. 51. Sonntag, den 20. Dezember. **1868.**

Gesang und Krieg.

von L. Uhland.

I.

Wühlt jener schauervolle Sturm aus Norden
Zerstörend auch im frischen Liederkranze?
Ist der Gesang ein feiges Spiel geworden?
Wiegt fürder nur der Degen und die Lanze?
Muß schamroth abwärts flieh'n der Sängerorden,
Wann Kriegerschaaren zieh'n im Waffenglanze?
Darf nicht der Harfner, wie in vor'gen Zeiten,
Willkommen — selbst durch Feindeslager schreiten?

Bleibt Poesie aus Wald und Kluft verdrungen,
Bis nirgends Kampf — der Völker Ruhe stört,
Bis das vulkan'sche Feuer ausgerungen,
Das stets sich neu im Erdenschooß empört?
Dann ist bis heute noch kein Lied geklungen
Und wird auch kein's in künft'ger Zeit gehört.
Nein! über ew'gen Kämpfen schwebt im Liede,
Gleichwie im Goldgewölk, der ew'ge Friede.

Ein jedes weltlich Ding hat seine Zeit,
Die Dichtung — lebet ewig im Gemüthe,
Gleich ewig in erhabner Herrlichkeit,
Wie in der tiefen Lieb' und stillen Güte,
Gleich ewig in des Ernstes Düsterheit,
Wie in dem Spiel und in des Scherzes Blüthe.
Ob Donner rollen, ob Orkane wühlen,
Die Sonne wankt nicht und die Sterne spielen.

Schon rüsten sich die Heere zum Verderben,
Der Frühling rüstet sich zu Spiel und Reigen;
Die Trommeln wirbeln, die Trompeten werben,
Indeß die wilden Winterstürme schweigen;
Mit Blut will roth der Krieg die Erde färben,
Die sich mit Blumen schmückt und Blüthenzweigen:
Darf so der ird'sche Lenz sich frei erschließen,
So mög' auch unser Liederfrühling sprießen!

Schul- und Gemeindebibliotheken.

„Die Natur enthüllet die Kräfte der Menschheit durch Uebung und ihr Wachsthum gründet sich auf Gebrauch."

∞ **Kaiserstraße.** Handelte es sich blos darum, den Kindern eine gewisse Summe von Kenntnissen und Fertigkeiten auf rein mechanischem Wege beizubringen, dann brauchten wir uns nur die Schulen des vorigen Jahrhunderts zurückzuwünschen. Es wäre nun wirklich schlecht bestellt, wenn unsere jetzige Schulbildung keinen weitern Zweck im Auge hätte und jene Zeit soll sein: „versunken und vergessen." Mit Freuden können wir berichten, daß es nun sehr Vieles besser geworden ist und mit Entschiedenheit müssen wir den von einem Geistlichen vor nicht langer Zeit gemachten Vorwurf: „es habe die Schule bisher nichts gethan, als den Kindern Bibel und Katechismus verleidet," zurückweisen. Die Fähigkeiten des Kindes nach den in seiner Natur liegenden Gesetzen zu entwickeln und zu entfalten, das Kind für's praktische Leben in der Familie, der Gemeinde und dem Staate möglichst gründlich zu befähigen und auszurüsten und es zum Erkennen und Wissen und auf freie Selbstständigkeit zu bringen, das sind die hohen Ziele, welche die Schule sich gesteckt hat. Die Wichtigkeit dieser großen Aufgabe erkennend, entfaltet sich allenthalben eine rege Thätigkeit und eifriges Bestreben, unserm (immer noch „im Argen" liegenden) Schulwesen aufzuhelfen. Allein die Schule vermag nicht Alles zu thun und trägt oft am wenigsten Schuld, daß alljährlich zehn und noch mehr Proc. Rekruten zum Theil gar nicht od. nur mangelhaft lesen und schreiben können. Immer und wieder muß man die betrübende Wahrnehmung machen, daß das, was in der Schule mit vieler Mühe erlernt, von den Meisten fast ganz wieder vergessen wird. Anstatt durch Uebung und Gebrauch das Erlernte zu erhalten und zu kräftigen und mit dem erhaltenen Pfunde zu wuchern, stehen die Meisten müßig am Markte. „Wer aber Weisheit zu erwerben unterläßt, der beraubt die Welt aller Früchte, die sein besser angebauter Verstand hätte tragen können."

Auf welcher Weise kann nun in diesem Stücke etwas Namhaftes geleistet werden, und wie können wir unsere Jugend dazu bringen, daß sie das in der Schule Erlernte behält und eifrig bestrebt ist, den Verstand mit nützlichen Einsichten zu bereichern und zuzunehmen an der unentbehrlichen Gott und Menschen wohlgefälligen Lebensweisheit? — Wir brauchen nur gute Schul- und Gemeindebibliotheken zu gründen und die Jugend zur fleißigen Benützung derselben anzuhalten und es wird Vieles und Schönes erzielt werden. Denn gerade das Lesen mit Herz und Verstand ist die Schule, in welcher die Menschen gebildet werden. Dieser Schule haben die Griechen und Römer ihre Kultur zu verdanken. Es klingt nun freilich für unsere Zeit wie ein Märchen, wenn erzählt wird, daß Alcibiades jenem Schulmeister in Athen eine Maulschelle gab, weil er den ersten klassischen Dichter seiner Zeit, Homer, nicht in der Schule hatte und daß die edelsten Römer die besten griechischen Schriften lasen, sie abschrieben und auswendig lernten. — Soll aber unsere Jugend vor rohen Genüssen und somit vor dem Laster, wozu sie doch nichts anderes, als das Nichtsthun an Winterabenden, Sonn- u. Feiertagen bringt, da ja „Müßiggang aller Laster Anfang ist", bewahrt bleiben, soll ihre oft mangelhafte Bildung ergänzt und der geistigen Fortentwicklung die rechte Richtung gegeben

werden, so muß ihr Gelegenheit geboten werden, um dem Gemüthe Freude, der Phantasie Nahrung und dem Herzen einen Vorgeschmack großer Gefühle zuzuführen. Das kann aber am Besten dadurch geschehen, wenn ihr, wie auf der Tenne das Korn von der Spreu gesichtet, das Edelste und Beste was unsere so überaus reiche Literatur besitzt, in die Hand gegeben wird. „Denn in der Jugend, ist die Seele der Biene gleich, die an den schönen Frühlingstagen an jedem Kelch der jungen Blumen hängt und ihren ambrosischen Honig saugt.“

Wir wenden uns darum an die Vorstände und Vertreter der Gemeinden und fordern sie auf, Schul- und Gemeindebibliotheken zu gründen, damit Jung und Alt, Arm und Reich gleichen Schritt halten können, mit dem fortschreitenden Ganzen. Wer zurück bleibt, dem gereicht's zum Schaden und zur Schande. Wir fordern sie auf, Schul- und Gemeindebibliotheken zu gründen, damit uns nicht mehr der Vorwurf gemacht werden kann: „die Pfalz sei nach dem Maßstabe des Bücherabsatzes das ärmste Land Deutschlands und diese Gleichgültigkeit, dem geistigen Leben des großen Vaterlandes gegenüber, sei ein häßlicher Fleck in dem Wappenschild der Pfalz.“

Wir werden nicht versäumen in einer weitern Arbeit über die Einrichtung solcher Bibliotheken zu reden. —

Metternich und Napoleon I.

Der soeben erschienene 25. Band der „Correspondenz Napoleon's I.“ enthält folgenden Bericht über die berühmte Unterredung, welche der Kaiser am 23. Juni 1813 in Dresden mit Metternich gehabt hat:

„Da wären Sie endlich, Metternich,“ rief Napoleon, als der österreichische Abgesandte eintrat, „seien Sie willkommen! Aber wenn Sie den Frieden wollen, warum kommen Sie dann so spät? Wir haben schon einen Monat verloren, und vor lauter Unthätigkeit wird Ihre Vermittlung beinahe eine feindliche. Wie es scheint, beliebt es Ihnen nicht mehr, die Integrität des französischen Kaiserreichs verbürgen zu wollen; nun denn, es sei! Aber warum haben Sie es mir nicht früher erklärt? Warum ließen Sie es mir nicht bei meiner Rückkunft aus Rußland durch Bubna oder noch später durch Schwarzenberg offen sagen? Vielleicht hätte ich noch Zeit gehabt, meine Pläne zu ändern, vielleicht wäre ich gar nicht wieder in's Feld gerückt.

Indem Sie in neuen Anstrengungen mich erschöpfen ließen, rechneten Sie ohne Zweifel auf minder rasche Ereignisse. Diese kühnen Anstrengungen hat aber der Sieg gekrönt. Ich gewinne zwei Schlachten; meine Feinde sind geschwächt und auf dem Punkte, von ihren Illusionen zurückzukommen: auf einmal schleichen Sie zwischen uns, Sie sprechen mir von Waffenstillstand und Vermittlung, die Andern von Allianz, und Alles verwirrt sich. Ohne ihre unglückliche Dazwischenkunft wäre der Friede zwischen den Alliirten und mir heute geschlossen.

Wozu hat der Waffenstillstand bis jetzt geführt? Ich kenne kein anderes Resultat, als die beiden Verträge von Reichenbach, welche England bei Preußen und Rußland durchgesetzt hat. Man spricht auch von einem Vertrage mit einer dritten Macht; aber Sie haben Stadion zur Stelle, Metternich, und müssen über diesen Punkt besser unterrichtet sein als ich.

Gestehen Sie es nur: Seitdem Oesterreich die Vermittlerrolle übernommen hat, ist es nicht mehr auf meiner Seite, ist es nicht mehr unparteiisch, ist es feindlich. Sie wollten sich erklären, als der Sieg von Lützen Sie zurückhielt; als Sie mich noch in diesem Grade furchtbar sahen, fühlten Sie das Bedürfniß, Ihre Kräfte zu verdoppeln und Zeit zu gewinnen. Heute haben Sie 200,000 Mann bereit; Schwarzenberg, der sie befehligt, sammelt sie in diesem Augenblick hier, ganz nahe, hinter dem Vorhang der böhmischen Gebirge. Und weil Sie glauben, das Gesetz dictiren zu können, suchen Sie mich jetzt auf. Das Gesetz! Und warum wollen Sie es mir allein dictiren? Bin ich nicht mehr der, den Sie noch gestern vertheidigten? Wenn Sie Vermittler sind, warum halten Sie nicht wenigstens die Wagschalen gleich? — Ich habe Sie errathen, Metternich. Ihr Kabinet will aus meinen Verlegenheiten Nutzen ziehen und sie möglichst vermehren, um das Verlorne ganz oder theilweise wiederzugewinnen. Die große Frage ist für Sie, ob Sie mich ausplündern können, ohne zu kämpfen, oder ob Sie sich offen zu meinen Feinden schlagen müssen; Sie wissen noch nicht recht, welcher von den beiden Wegen Ihnen die meisten Vortheile bietet, und vielleicht sind Sie nur hierher gekommen, um sich darüber besser aufzuklären. Wohlan denn, unterhandeln wir; ich bin bereit. Was wollen Sie?“

Dieser Angriff war lebhaft und Herr v. Metternich legt sich mit einem vollständigen Vorrath von diplomatischen Redensarten dazwischen; der einzige Vortheil, welchen der Kaiser, sein Herr, zu gewinnen wünsche, sei der Einfluß, der den europäischen Kabinetten Mäßigung mittheilen würde, und dieselbe Achtung für die Rechte und Besitzungen der unabhängigen Staaten, die ihn selbst beseele; Oesterreich wolle eine Ordnung begründen, die durch eine kluge Vertheilung der Kräfte die Bürgschaft des Friedens unter die Aegide einer Gesellschaft unabhängiger Staaten stellen würde.

„Sprechen Sie deutlicher“, unterbrach ihn der Kaiser, „und kommen wir zur Sache; aber vergessen Sie nicht, daß ich ein Soldat bin, der besser zu brechen als zu biegen versteht. Ich bot Ihnen Illirien für Ihre Neutralität; sagt Ihnen das zu? Meine Armee ist stark genug, um die Russen und die Preußen zur Vernunft zu bringen, und Ihre Neutralität ist Alles, was ich verlange.“

„O, Sire,“ antwortet Metternich lebhaft, „warum

sollte Euer Majestät in diesem Kampfe allein bleiben? Warum nicht vielmehr Ihre Kräfte verdoppeln? Sie können es, Sire, denn es steht nur bei Ihnen, auch über die unserigen zu verfügen. Ja, die Dinge sind so weit gediehen, daß wir nicht mehr neutral bleiben können; wir müssen für Sie oder gegen Sie sein."

Bei diesen Worten wird der Ton des Gespräches ein gedämpfter; der Kaiser führt Herrn v. Metternich in das Karten-Kabinet. Nach einer ziemlich langen Pause wird die Stimme des Kaisers wieder lauter: „Wie? Nicht blos Illirien, sondern auch halb Italien und die Rückkehr des Papstes nach Rom? Und Polen und Spanien aufgeben? Und Holland und den Rheinbund und die Schweiz? Das nennen Sie den Geist der Mäßigung, der Sie beseele? Sie wollen nur von allen Möglichkeiten profitiren und Ihre Allianz aus einem Lager in das andere tragen, um immer auf der Seite zu sein, wo es etwas zu theilen gibt, und Sie sprechen mir von Ihrer Achtung, für die Rechte der unabhängigenStaaten? In Wahrheit wollen Sie Italien, Rußland will Polen, Schweden will Norwegen, Preußen will Sachsen und England will Holland und Belgien. Kurz, der Friede ist nur ein Vorwand. Ihr wollt alle nur die Zerstückelung des französischen Kaiserreichs! Und um dieses Unternehmen zu krönen, glaubt Oesterreich sich nur zu erklären zu brauchen. Mit einem Federzuge wollt Ihr, daß die Festungswerke von Danzig, Küstrin, Glogau, Magdeburg, Wesel, Mainz, Antwerpen, Alessandria, Mantua, deren Schlüssel ich durch meine Siege gewann, vor Euch in die Erde sinken! Und ich müßte gehorsam Eurer Politik, Europa, welches ich noch zur Hälfte besetzt halte, räumen, meine Legionen mit umgekehrtem Gewehre hinter den Rhein, die Alpen und die Pyrenäen zurückziehen und mich durch einen Vertrag der nur eine ungeheure Kapitulation wäre, wie ein Thor, meinen Feinden überliefern, und für eine ungewisse Zukunft auf die Großmuth Jener verlassen, denen ich heute als Sieger gegenüberstehe! Und während meine Fahnen noch an den Mündungen der Weichsel und an den Ufern der Oder wehen, während meine siegreiche Armee an den Thoren von Berlin und Breslau steht, während ich mit meiner Person hier an der Spitze von 300,000 Mann stehe, bildet sich Oesterreich ein, ohne Schwertstreich mich zur Annahme solcher Bedingungen bestimmen zu können! Ohne auch nur das Schwert aus der Scheide zu ziehen — die Zumuthung ist ein Hohn! Und mein Schwiegervater ist es, der einem solchen Projekte Gehör schenkt, er, der Sie hierherschickt! In welche Stellung will er mich denn zu der französischen Nation bringen? Er irrt sich eigenthümlich, wenn er glaubt, daß ein verstümmelter Thron in Frankreich ein Zufluchtsort für seine Tochter und seinen Enkel sein könnte. O Metternich, wie viel hat Ihnen England gegeben, um eine solche Rolle gegen mich zu spielen?"

Bei diesen Worten wechselte Herr v. Metternich die Farbe; ein tiefes Schweigen tritt ein und man geht in großen Schritten auf und nieder. Der Hut des Kaisers fällt zu Boden, man geht nochmals an ihm vorüber. In jedem anderen Falle hätte Herr v. Metternich sich beeilt, ihn aufzuheben; der Kaiser nimmt ihn selbst auf.

Von beiden Seiten braucht man einige Zeit, sich zu beruhigen.

Endlich nimmt Napoleon die Unterredung mit kälterem Blute wieder auf und erklärt, er verzweifle noch nicht an dem Frieden, wenn Oesterreich endlich seine wahren Interessen verstehen wolle. Er besteht darauf, daß man einen Congreß einberufe, und verlangt ausdrücklich, daß auch, wenn die Feindseligkeiten wieder beginnen sollten, die Unterhandlung über denselben nicht abgebrochen werde, damit wenigstens diese Thür der Versöhnung der Völker stets geöffnet bleibe.

Indem er Herrn v. Metternich entläßt, trägt der Kaiser darauf Bedacht, ihm zu sagen, daß die Abtretung Illiriens nicht sein letztes Wort ist.

Zur Weihnachtszeit.

Am Niederrhein geht die Volkssage, daß in der Weihnacht während einer kurzen Zeit von ein paar Minuten, die nur ein Eingeweihter oder ein sogenanntes Sonntagskind wahrzunehmen wisse, alle Wasser in Wein verwandelt sind, und daß das in dieser Nacht geschöpfte Wasser sich, gleich dem Osterwasser, das ganze Jahr hindurch frisch und kräftig erhalte und daß — als poetischer Hinweis auf die untergegangene Herrlichkeit des Heidenthums in der Christnacht die Glocken aller untergegangenen oder versunkenen Kirchen und Kapellen ihr Geläute ertönen lassen; ferner heißt es, daß die Sonne in der Christnacht zwei Freudensprünge mache und dann ihren Lauf ändere; so der Glaube vorzüglich in Schwaben.

Im diesem erhabenen Augenblicke soll alles Vieh in den Ställen und im Walde auf den Knieen liegen, um die Allmacht Gottes zu ehren.

Andere Ueberbleibsel des alten germanischen Juldienstes finden wir noch mancherlei, so z. B. holt man am Kaiserstuhl und im Albthale in der Christmitternacht das „Heilwag" oder heilige Wasser, welches dem Hause Heil bringt, Leibweh heilt, und vor Schaden bewahrt. An der Sieg und Lahn wird zur Weihnachtszeit der Grundblock, die Unterlage des Feuerheerdes erneuert. Ein schwerer Klotz von Eichenholz wird entweder an der Feuerstelle eingesenkt, oder in einer dazu auserseheneu passenden Mauernische unterhalb des Kesselfanges oder Hohlkakens angebracht. Wenn das Heerdfeuer in Gluth kommt, glimmt dieser Klotz mit, doch ist er so gestellt, daß es dennoch ein Jahr dauert, ehe er durch einen neuen ersetzt werden kann. Seine Reste werden bei einer Neuanlage sorgfältig herausgenommen, in Pulver verwandelt, und als segensreicher Dünger für die Feldbestellung verwendet. Eine ähnliche Sitte herrscht noch jetzt unter den Landleuten in England. Sobald dort das Haus

mit Stechpalmen geschmückt und der mystische Mistelzweig aufgehangen worden ist, wird der Juleblock (Yule clog oder log) angezündet, gewöhnlich eine knorrige starke Baumwurzel, der die heiligen zwölf Tage hindurch brennen muß; ein Stückchen davon muß reservirt werden, womit der Juleblock des nächsten Jahres in Brand gesetzt wird. In der Gegend von Marseille und in der Dauphinee ist dieselbe Ceremonie vorhanden, nur wird hier dieser Block (Carlingue) mit Wein oder mit einem Gemisch von Wein und Oel begossen.

In früherer Zeit scheint es auch im südlichen Frankreich Weihnachtsfeuer gegeben zu haben, wie am Niederrhein und am Scheldeflusse; jetzt lodern derer nur noch in Schweden und Norwegen, sowie bei Gelegenheit des Wintersolstitium-Festes im Städtche Schweina im Meining'schen, wo die Jugend auf dem Döngelsberge eine Pyramide aus Feldsteinen errichtet, zu welcher man am Christheiligenabende mit brennenden Fackeln hinaufzieht, Weihnachtslieder absingt und schließlich die Fackeln auf einen Haufen geworfen, verbrennen läßt. Auf der Ebene wieder angelangt, stimmt man bei Laternenschein und Grubenlichtern Christlieder aus dem Gesangbuche an, welche mit Instrumentalmusik begleitet werden.

Ein anderer altdeutscher Festgebrauch war das Durchwachen der Weihnacht; selbst die Hausthiere durften sich dann der gewöhnlichen Ruhe nicht überlassen, sondern wurden aufgescheucht und gefüttert, indem dies die Thiere vor Seuchen und Krankheit bewahren sollte. Selbst die Bäume wurden in Bewegung gesetzt, auf daß sie im nächsten Herbste reichlicher Früchte trügen. Ja in Bühl, einer Stadt im badischen Schwarzwalde rüttelt man sogar den Essig in den Fässern im Keller auf, damit er sich länger gut erhalten soll. Ganz besonders zahlreich aber sind die Beispiele von allgemeinem Weihnachtsaberglauben, die darthun, daß in dieser mit göttlichen Kräften geschwängerten Zeit dem Menschen auch die Zukunft durch prophetischen Glauben geöffnet werden könnte. Noch jetzt gehen Abergläubische in der Christnacht in die Wintersaat, um die Uebernatürlichen von kommenden Dingen reden zu hören; noch jetzt wird in Schwaben am Tage vor Weihnachten in Scheuern der Platz unter der Oberlucke rein gefegt, und am andern Tage nachgesehen, welche Garben während der Nacht herabgefallen sind; die Körner von diesen gerathen im nächsten Sommer vorzüglich gut und geben reichlichen Ertrag. Noch jetzt hört man in der Neckar Weingegend, z. B. auch bei Tübingen, was ein gutes Weinjahr bedeuten soll, Punkt zwölf Uhr in der Christnacht ein hohles Klopfen an den Fässern im Keller. In der Gegend von Lorch, einem Städtchen im württembergischen Jaxtkreise, schläfern die weiblichen Dienstboten am Donnerstage vor dem Christfeste eine junge schwarze Henne ein, um ihr Erwachen zu erwarten. Verläßt die Henne nun den Kreis, so nimmt man an, daß die, zwischen denen die Henne durchgeht, im Laufe der nächsten Zeit einen Mann bekommen werden. Verunreinigt sie aber die Stelle, wo sich eine Dirne befindet, so gilt dies als ein schlimmes Zeichen. — Was man in Calw, bei Stuttgart, in den zwölf heiligen Nächten träumt, das wird in den nächsten 12 Monaten wahr. In Thüringen st llen sich die Dienstmägde in der Weihnacht auf die Schwelle des Pferdestalles und wenn dann ein Hengst wiehert, so glauben sie; daß um Johannis ein Freier erscheinen wird. Andere legen sich zum Schlafen in eine Pferdekrippe, um zukünftige Ereignisse zu träumen. Wieder Andere horchen auf Kreuzwegen und an Mark- und Chausseesteinen, und hören sie dort in der Einbildung Schwertergeklirr und Roßgewieher, so prophezeien sie daraus Kriegsnoth für das kommende Jahr. Schließlich war es noch vor ungefähr 50 Jahren im Oberbergheim'schen Sitte, daß der Hausvater in einer Familie auf dem Lande in der Weihnachtszeit ein Ferkel aus dem Stalle in das Wohnzimmer holte, und, es kneipend, ihm mehrere Fragen in gebundener Rede vorsprach, z. B.

„Witzchen, sag mir Witzchen
Viel, oder ein Fitzchen?"

Je nachdem nun das Ferkel quiekte, schloß der Bauer auf eine nächstkünftige reichliche oder Mißernte. Dann frug er weiter:

„Witzchen, sag mir alsbald,
Im Feld, oder Wald?"

Nach dem hellern oder tiefern Grunzen des Schweines wurde angenommen, daß entweder die Kartoffeln oder sonstige Feldfrüchte besonders gedeihen würden. Eine reiche Obsternte wurde auch dadurch zu erreichen gesucht, daß man — vorzüglich in Schwaben — Strohbüschel, oder, wie am Rhein, Epheu- und Mistelkränze an die Bäume hing. Wie das Fragen an Schweine auf Opfer, so scheint dieses Bekränzen der Bäume auf die Strohfackeln zu deuten, welche im Alterthume mit den Köpfen der geschlachteten Pferde und wilden Schweine an den Bäumen in den heiligen Hainen befestigt wurden, eine Sitte, die von späteren Concilien als heidnisch verboten wurde. Dies aber ist der Ursprung der spätern Christbäume, die mit ihren grünen Nadelzweigen ein schönes Symbol der, auch während der rauhen Winterzeit lebendigen, göttlich verehrten Naturmächte, mit ihren Lichtern eine Verklärung und Heiligung andeuten. Das Alte war, wie alles Abgestorbene in sich zusammengefallen. Wie das einst alle Kreise durchdrungene Opferfest endlich zur Bescheerung für Kinder zusammenschrumpfte, so wurden auch die Christbäume kleiner, bis sie endlich in ein Zimmer gepflanzt werden konnten und Raum darin fanden. Die festliche Stimmung nahm aber deßhalb nicht ab, sondern pflanzte sich gleichsam von Blut zu Blut, von Geschlecht zu Geschlecht fort, bis auf unsere Tage.

Redaktion, Druck und Verlag v. Philipp Rohr in Kaiserslautern

Pfälzisches Sonntags-Blatt.

Belletristisches Beiblatt der „Pfälzischen Volkszeitung."

Nr. 52. Sonntag, den 27. Dezember. 1868.

Gesang und Krieg.

von L. Uhland.

II.

Nicht schamroth weichen, soll der Sängerorden,
Wann Kriegerschaaren zieh'n im Waffenglanze;
Noch ist sein Lied kein schnödes Spiel geworden,
Denn ihn auch zieret Degen und die Lanze;
Wohl schauervoll ist jener Sturm aus Norden,
Doch weht er frisch und stärkt zum Schwertertanze.
Wollt, Harfner ihr, durch Feindeslager schreiten,
Noch steht's euch frei — den Eingang zu erstreiten.

Wann Freiheit! Vaterland! ringsum erschallet,
Kein Sang tönt schöner in der Männer Ohren,
Im Kampfe, wo solch heilig Banner wallet,
Da wird der Sänger kräftig, neu geboren.
Hat Aeschylos, deß Lied vom Siege hallet,
Hat Dante nicht dies schöne Loos erkoren?
Cervantes ließ, gelähmt, die Rechte sinken
Und schrieb der Liederpracht mit seiner Linken,

Auch unsres deutschen Liedertempels Pfleger,
Sie sind im Kriegesgeiste nicht verdorben,
Man hört sie wohl, die freud'gen Telynschläger,
Und mancher hat sich blut'gen Kranz erworben.
Du! Theodor Körner, Du! o schwarzer Jäger,
Wohl seid ihr ritterlichen Tod's gestorben!
Und Fouqué, wie mir Du das Herz durchdringest.
Du wagtest, kämpftest — doch Du lebst und singest!

Den Frühling kündet der Orkane Sausen,
Der Heere Vorschritt macht die Erde dröhnen,
Und wie die Ström' aus ihren Ufern brausen,
So wogt es weit von Deutschlands Heldensöhnen;
Der Sänger folgt durch alles wilde Grausen,
Läßt Sturm und Wogen gleich — sein Lied ertönen.
Bald blüht der Frühling, bald der gold'ne Friede,
Mit mildern Lüften und mit sanft'rem Liede.

Zum Neujahrsfeste.

Ein neues Jahr tritt den Menschen, nach ihren Lebensverhältnissen und Situationen in verschiedener Gestalt entgegen, je nachdem ihre Anschauungsweise beschaffen ist. Vielen ist es das verschleierte Bild zu Sais, dessen Wesen vergeblich ergrübelt wird, dessen Räthsel man im Voraus aufzulösen strebt. Aengstlichen Gemüthern erscheint ein neues Jahr als die Büchse Pandora, Unglück in sich bergend; nur der besonnene, vorurtheilsfreie Blick weiß die Lösung der Zukunft zu errathen, die Zukunft die gestern noch diesen Namen trug, heute jedoch Gegenwart ist, und wer nur erkennt, was die folgende Zeit von ihm erwartet, der hat die richtige Lebensaufgabe erfaßt; er hat seine Pflichten für die Folgezeit begriffen. Die Bedeutung eines Jahresabschnittes hat von Alters her einen geheimnißvollen Zauber auf das Gemüth der Menschen ausgeübt. Der Volksglaube suchte an diesem Tage Vorzeichen der Zukunft, richtete Fragen an das Schicksal und blickte ahnungsvoll in den neuen Zeitabschnitt eines Lebens, dessen Thor sich in der Neujahrsnacht auf's Neue vor ihm aufthat. —

Der nach neuerer chronologischer Zeitrechnung angenommene erste Januar ist zugleich der erste Tag eines neu in das Leben der Menschheit eintretenden Jahres, und wird derselbe daher als Neujahrsfesttag überall unter den civilisirten Völkern feierlich und festlich begangen, denn der Anfang eines neuen Jahresabschnittes war seit den frühesten Zeiten für die Menschen ein hochwichtiger Zeitpunkt, den man bei verschiedenen Nationen auf verschiedene Weise celebrirte, besonders durch Darbringung von Opfern an die Gottheit. An diesem Tage, an welchem man einen neuen Lebensabschnitt, so zu sagen seinen zweiten Geburtstag feiert, thut man in der Regel Rückblicke auf das soeben zu Ende gegangene Jahr mit seinen Leiden und Freuden, und wünscht sich, den Seinigen und seinen nächsten Umgebungen zu dem neu angetretenen Glück und Segen, Gesundheit und Wohlergehen, was schon an sich eine ernste, feierliche Gemüthsstimmung bei jedem gefühlvollen Menschen hervorruft, und ihn zum Dank gegen die Vorsehung veranlaßt. Auf solche Weise wird dieser Festtag recht gefeiert, wie er von Jedermann gefeiert werden sollte. Von den alten Hebräern wurde der Neujahrstag als Geburtstag Adam's, des ersten Menschen, und zugleich für den Gerichtstag Gottes gehalten und letzterm Brandopfer dargebracht. Das alte von dem Gesetzgeber Moses den Israeliten vorgeschriebene Fest, fiel in den jüdischen Monat Tisri und begann das neue Jahr mit dem 22. September; weil es durch Trompeten und Posaunen eröffnet wurde, hieß es auch Trompeten- und Posaunenfest, oder auch Sabbath des Blasens. Bei den alten Indiern und Persern war es ein großes Volksfest. Im alten Rom opferte man zum Jahresanfange dem Heros Janus einen weißen Stier, und in seinem Tempel, wie aller Orten in Rom wurde viel Räucherwerk verbrannt. Der neugewählte Magistrat zog in feierlicher Prozession auf das Capitol, wo dem Jupiter (Jovis) Opfer dargebracht wurden; auch nahm man an diesem Tage allerhand bis dahin aufgeschobene Geschäfte und Verhandlungen vor, zu deren Gelingen man eine glückliche Vorbedeutung im nächsten Jahre prophezeite. Besonders waren auch sowohl bei den Griechen wie bei den Römern, Neujahrswünsche und Neujahrsgeschenke üblich, bei den Römern besonders in vergolbeten Datteln, getrockneten süßen Früchten, Honig in Gefäßen, alte seltene Münzen, silberne und goldene

Geräthe, wie Löffel, Lampen ꝛc. mit symbolischen Verzierungen, Mode. Solche Geschenke verschmähten selbst die Kaiser nicht, ja sie wurden zur drückenden Abgabe der Klienten der Patricier, die solche als ein Vorrecht beanspruchten. Die sich an diesem Tage Begegnenden riefen sich den Glückwunsch zu: Annum novum faustum felicemque Tibi! Bei den ersten Christen war die kirchliche Feier des Neujahrs im bürgerlichen Jahre nicht beliebt, denn sie glaubten durch eine Nachahmung in Gemeinschaft mit den Heiden zu kommen, ja wegen den unter den Römern gebräuchlichen Ceremonien und wilden Lustbarkeiten während der Saturnalien warnten die kirchlichen Synoden mehrfach vor der Theilnahme, als Ueberreste heidnischer Ueberlieferungen. Die christliche Kirche feierte deßhalb vielmehr das Fest der Beschneidung Christi als „Hohes" oder „Großes Neujahr". Doch blieb man sich darin nicht gleich, denn bald rechnete man den Anfang eines neuen Jahres nach dem Feste Marie Verkündigung am 25. März bis in's 9. Jahrhundert, bald nach dem Tage der Geburt des Heilandes, am 25. Dezember bis in's 16. Jahrhundert, nebenbei aber auch schon den 1. Januar.

Von der Sitte im alten Rom, wonach Eltern ihre Kinder und Angehörigen bei dem alljährlichen Nationalfeste der Saturnalien, im Monat Dezember, beschenkten, schreiben sich höchst wahrscheinlich die Weihnachtsgeschenke der spätern christlichen Zeit her. Lange nach Einführung des Christenthums traten die Weihnachtsgeschenke an die Stelle der früheren römischen Neujahrsgeschenke und letzteren mit Ausnahme von Frankreich, wo Weihnachtsgeschenke heute noch nicht üblich oder eingebürgert sind, erhielten sich in späteren Zeiten nur noch in den sogenannten Neujahrswünschen, in Form von Visitenkarten, welche die persönlich abzustattenden gegenseitigen Wünsche von Freunden und Bekannten vertreten. Das Einsammeln von Gaben und Beisteuern als Geschenk zu Neujahr, das ehedem von untern Beamten in städtischen Diensten und manchen andern Personen, zu deren Besoldung es gehörte, erhoben wurde und zur Plage des Publikums geworden war, ist neuerlich fast überall in Deutschland abgeschafft und diese Leute anderweitig entschädigt worden, da diese Art von Almosen einen Theil ihres Diensteinkommens ausmachte. Dahin gehörte sonst auch der herabwürdigende Umgang des Einsammelns Haus bei Haus der Volks-Schullehrer in kleinern Ortschaften, das sogenannte Neujahrssingen vor den Häusern.

Wir haben in obigen Schilderungen eine Reihe von mehr- oder minderfarbigen Licht- und Schattenbildern aufgestellt, die wir der Zauberlaterne des Weihnachtsaberglaubens entschweben ließen. Wir geben damit den Hintergrund der gesammten Weihnachts- und Neujahrsfeier, von der ältesten bis zur Jetztzeit, sehen tolle Possen sich durch oft unsinniges Gebahren in Gespenster und unheimliche Gestalten zu Göttern verwandeln, die man ehemals als solche verehrte, erkannten aber auch zugleich das Licht der Cultur und fortgeschrittenen Aufklärung der Menschheit, welches der Weihnachtstanne entstrahlte, und thaten Blicke in das Herz des deutschen Volkes, die Manches erklärten, was Sage, Märchen und Aberglaube verdunkelt und verschuldet hat, fanden aber dabei, was Gutes und Eigenartiges in diesen empfänglichen Herzen wurzelt. Möge dieses Herz unserer Nation bewahrt bleiben, wie ihm durch die Winter von beinahe 2000 Jahren hindurch die Tanne des Christbaumes, das Wahrzeichen und Symbol seiner Weihnacht, grün geblieben ist und seinen Glauben an einen Gott Himmels und der Erden durch alle sichtbaren Existenzen geklärt und befestiget hat.

Ueber den Vater des bayerischen Concordats, Frhrn. v. Häffelin,

enthält das Werk: „Die Wandbilder des bayerischen Nationalmuseums von Dr. C. Spruner" (S. 606), folgende interessante Mittheilung: „Die Biographie dieses Mannes bietet eine zu lebendige Schilderung jener Zeit, als daß wir es uns versagen könnten, sie hier kurz zu erzählen: Casimir Häffelin war der Sohn eines Amtsschreibers aus Minfeld im Zweibrückischen. Als blutarmer Meßpriester nach Mannheim gekommen, wußte er sich bei dem vielgeltenden Prälaten Maillot so einzunisten, daß ihm dieser die bedeutendsten Hof- und Kirchenstellen, den Freiherrntitel und eine Malthesercommende verschaffte. Mit Karl Theodor kam er nach München, ward Propst an der Frauenkirche, Director der Schatzkammer und des Antikenkabinets, so daß seine sämmtlichen Aemter ihm 16,000 Gulden jährlicher Rente ertrugen. Aber er wollte Bischof werden und da sein bisheriger Gönner nicht mehr zog, wandte er sich an den päpstlichen Nuntius Graf Zoglio und verläumdete den Mann, der ihn aus dem Staube gehoben, bei demselben so schwer, daß der Kurfürst Maillot von München auswies. Häffelin ward nun wirklich Bischof von Chersones in partibus. In viele schmutzige Händel verwickelt — die Diamanten der Schatzkammer und seine Maitresse, die Wittwe des Schatzmeisters, welche öffentlich die Honneurs in seinem Hause machte und ihm 5 Kinder geboren, spielten dabei eine seltsame Rolle — wurde er endlich seines scandalösen Lebens wegen und weil sich sein Name auf der Liste des Illuminaten-Ordens fand, dem er unter dem Namen „Philo de Byblos" angehörte, nach Malta verbannt. Als ihn eine hochstehende Dame dieser Ungnade wegen bedauerte, sagte er: „Gnädige Frau, denken Sie daran, was ich Ihnen heute sage: Ich werde noch einmal ins Fahrwasser kommen, und dann ist mir der rothe Hut sicher." Als ihn sein Ordensbruder Montgelas nach Rom schickte, war Alles überzeugt, daß er keinen Augenblick anstehen werde, das Interesse seines Landes und seines Herrn seinem Ehrgeize zu opfern. Man hatte richtig geurtheilt, er verrieth Bayern, und seine Verdienste um Rom belohnte Pius

VII. wirklich mit dem Purpur. Erst in seinem 90. Jahre verschied 1827 dieser würdige Purpurträger zu Rom. — Unser gegenwärtiges Concordat ist sein Vermächtniß an das Vaterland."—

Die chinesische Küche.

Die Chinesen sind unstreitig eines der interessantesten Völker der Erde. Eigenthümlich wie in vielen Branchen ihres Lebens, sind sie auch in der Wahl und Zusammenstellung ihrer Nahrungsmittel.

Sie verzehren fast ohne Unterschied jedes lebende Geschöpf, welches ihnen in den Weg kommt: Hunde, Katzen, Habichte, Adler, Eulen und Störche sind regelmäßig auf ihrem Victualienmarkt zu finden. In Ermanglung dieser ist aber ein Gericht Ratten, Feldmäuse und Schlangen auch willkommen; Schwaben und andere ekelhafte Reptilien gehören dort zu den gesuchtesten Leckerbissen.

Die Vorliebe für Hundefleisch ist bei den Chinesen eine wahre Leidenschaft. Junge, fette, saftige und zarte Hündchen werden sehr theuer bezahlt, denn ein Hundebraten, den ein geschickter Koch zubereitet hat, gilt in der That für ein wahres Göttermahl. Bei jedem großen Gastmahl kommt Hundefleisch in dieser oder jener Zubereitung mit auf die Tafel, und Europäer, die es mit genossen haben, erzählen, daß es ganz delicat schmecke. Indeß ist dieß nicht durchgängig der Fall.

Ein englischer Offizier, welcher sich längere Zeit in China aufgehalten hat, brachte unlängst folgenden interessanten Speisezettel von einem großen chinesischen Diner mit, woran ausnahmsweise mehrere Ausländer theilgenommen hatten:

Erster Gang.

1. Vogelnestersuppe. 2. Fettes Schweinefleisch mit Schmorkartoffeln. 3. Schweinefüße. 4. Geschmorte Pilze. 5. Vogelnestsalat.

Zweiter Gang.

1. Gänsekleinsuppe. 2. Junges Katzenfleisch. 3. Geschmorte irländische Kartoffeln. 4. Rattenfleisch. 5. Thee.

Dritter Gang.

1. Haifisch-Flossen. 2. Gebratenes Entenfleisch. 3. Gedämpfter Hund. 4. gebratene Hünchen. 5. Gekochter Schinken. 6. Schweinebraten.

Vierter Gang.

1. Geschmorte Gurken. 2. Rattenpastete. 3. Katzenragout. Gekochter Schinken mit Schweinefleisch (?!) 5. Spanferkel. 6. Schneckenpastete. 7. Schneckensuppe. —

„Ich kostete," erzählte der Berichterstatter, „das erste dieser Gerichte; allein beim ersten Löffel packte mich ein so arger Ekel, daß ich nicht anders meinte, als es kehre sich in meinem Magen das Unterste zu oberst, und ich mußte wohl oder übel davon abstehen, an der Tafel theilzunehmen. Uebrigens wurden die Gerichte sämmtlich in schönen Porzellangefäßen aufgetragen."

Ein sehr tragisches Ende

hat ein Berliner Geschäftsmann, Karl Lang, genommen, der vor etwa 2 Jahren sans adieu nach Amerika auswanderte, d. h. mit Hinterlassung seiner Schulden heimlich „ausrückte". Lang, eine in kaufmännischen Kreisen ziemlich bekannte Persönlichkeit, hatte in der Spandauerstraße ein Posamentier- und Bettfederngeschäft von bedeutendem Umfange. Jeder seiner Geschäftsfreunde glaubte damals, daß er ein wohlhabender Mann sei, denn er machte anscheinend ein gutes Geschäft, hatte stets Geld und bei seinen Bekannten einen fast unbeschränkten Credit. Eines Tages jedoch war er plötzlich verschwunden, und seine Gläubiger, deren er, wie sich hinterher herausstellte, nicht wenig hatte, suchten ihre zum Theil sehr erheblichen Verluste so gut wie möglich zu verschmerzen. Lang hatte noch am Abend vor seiner heimlichen Abreise in schmählicher Weise zwei Uhrenhändler betrogen. Unter dem Vorgeben, eine Uhr kaufen zu wollen, hatte er sich von ihnen eine ganze Garnitur goldener Uhren zur Auswahl nach seiner Wohnung schicken lassen, wovon die Betrogenen nicht eine einzige wiedergesehen haben. Obgleich er das Eldorado aller Europamüden nicht mit geringen Mitteln betreten hatte, soll es ihm dort doch sehr schlecht ergangen sein, da auch er um den größten Theil seiner Baarschaft betrogen wurde. Vom Hausknecht brachte er es jedoch schließlich in New-York zu der Stelle eines Agenten für deutsche Auswanderer, die er nach Möglichkeit zu seinem Vortheile auszubeuten suchte, bis sein Geschick ihn ereilte. Nachdem er nämlich einen kürzlich nach Amerika ausgewanderten Landsmann, als dieser eben gelandet war, überredete, ihm sein Geld anzuvertrauen, was er in einer Brieftasche bei sich trug, führte er denselben am Strande entlang und stieß ihn dann in's Wasser. Lang wußte, daß die Brieftasche 5000 Thaler enthielt. Wider sein Erwarten wurde der Mann durch Schiffer gerettet, Lang aber verfiel der Volksjustiz; er wurde ergriffen und gelyncht, indem die über seine schändliche That empörte Volksmenge ihn an einem Baum aufknüpfte bevor noch die Polizei Kenntniß von dem Vorfall erhalten konnte.

* Ein furchtbares Geheimniß.

Man liest in einem amerikanischen Journal: Eine englische Familie wanderte 1838 nach Amerika aus, in England ihr einziges Kind zurücklassend, einen jungen Knaben, welcher auf einem Schiffe als gemeiner Schiffsjunge diente.

Kurze Zeit nach ihrer Ankunft in New-York, brachte die Frau ein junges Mädchen zur Welt und starb in Folge ihrer Entbindung. Kaum waren zwei Monate seit jenem Ereignisse verflossen, wurde der Vater durch eine Kessel-Explosion getödtet!

Das Kind wurde in ein Findelhaus gethan, von wo aus es nach einigen Monaten Aufenthalt einer Haushaltung, welche keine Kinder hatte, übergeben

und von welcher es adoptirt wurde. Seine Adoptiveltern zogen es sorgfältig auf und ließen ihm guten Unterricht ertheilen. Ein Mechaniker, im Glauben daß es ihre Tochter sei, heirathete sie, als sie im Alter von achtzehn Jahren war, und siedelte mit ihr nach Missouri über.

Sie bewohnten jenen Staat, als der Krieg zwischen dem Norden und dem Südem entbraunte.

Der Mechaniker nahm Parthie für die Union und ließ sich einreihen.

In der ersten Schlacht der er beiwohnte, wurde er getödtet.

Seine Wittwe verblieb in Missouri, wo ihr Mann einige Verwandte und zahlreiche Freunde hatte. Im Jahre 1863, kam ihr eine passende Parthie vor und sie verheirathete sich wieder. Sie lebte mit diesem neuen Ehemanne sehr glücklich und bekam zwei Kinder, als plötzlich eine gräßliche Entdeckung, die Existenz dieser und jener der Adoptiveltern, der jungen Frau das Leben für immer vergifteten.

Der Ehemann durch Geschäfte in den Norden berufen, wollte die Gelegenheit benutzen, um jene zu sehen, welche er als den Vater und die Mutter seiner Frau ansah. Dieselben bereiteten ihm einen freundlichen Empfang; sein Namen fiel ihnen aber auf, sie befrugen ihn über seine Heimath, sowie Familie, und entdeckten, daß es niemand anders, als jener Schiffsjunge sei, welcher an Bord eines englischen Schiffes zurückgelassen wurde, als die Eltern des Adoptivkindes nach Amerika übersiedelten.

Man hat jenen Unglücklichen nie wieder gesehen, nicht in New-York, nicht in Detroit, nachdem ihm das schmerzliche Geheimniß entdeckt war. Zahlreiche Nachforschungen geschahen; seit drei Monaten wurden Annoncen in den Zeitungen wiederholt, um Erhebungen wegen ihm zu pflegen, aber bis jetzt waren alle Schritte ohne Resultat. Was die junge Frau anbelangt, so haben solche ihre Adoptiveltern in Missouri aufgesucht und dieselbe mit ihren Kindern bei sich aufgenommen.

Wespenstiche.

Die österreichischen Finanzen führen nur ein Scheinleben.

Je mehr Anmuth ein Weib hat, desto mehr fehlt es uns an Muth es zu sagen.

Es ist merkwürdig, daß die loyalsten Blätter gewöhnlich ungehalten sind.

Der Arm der Kirche ist lang. Es wird sogar behauptet, sie habe auch lange Finger.

Die Jesuiten sind die besten Schulleerer.

Das Stückchen Deutschland an Dänemark ausgeliefert, wäre ein Schelmenstückchen.

Schweigen, sagt man sei Gold, und doch halten die Ducaten den Rand nicht.

Dann und wann entfernt sich noch ein Deutscher heimlich nach Amerika. Der hatte Heimweh.

Deutschland geht noch in den Wellen unter, welche die Turner jahraus, jahrein machen.

Furcht ist die Anstandsdame der Tugend.

Ein strenges Concursverfahren sorgt dafür, daß Menschen, welche zu viel Geld verschwenden, später eingezogen leben.

Die beste Auskunft über die unduldsamen Orthodoxen holt man sich beim Echo.

Man spricht oft davon, daß Ernst deutscher Kaiser werden sollte. Es war aber Scherz.

Wenn jede Rede, die in Deutschland gehalten wird, eine Rhede wäre, so könnten wir die mächtigste Flotte der Welt haben.

Die Justiz soll ohne Ansehen der Person urtheilen. In manchen Ländern hat sie wirklich kein Ansehen mehr.

Reden ist Silber. Wer das Wiener Schützenfest mitmachte, hat aber auch Blech hören müssen.

Nichts ist gefährlicher als eine verliehene Verfassung. Das Verliehene wird gewöhnlich mit Zinsen zurückgenommen.

Perlen bedeuten Thränen. Wenn es umgekehrt wäre, so wäre Polen die Perle Europas.

In den Kämpfen, in die uns die Liebe verwickelt, gehen zuerst die Augen über.

Wenn ein König sein Volk drückt, muß er sich bald selbst drücken.

Selig ist ein jüdischer Name. Daher das Sprichwort: Selig ist der Besitzer.

Die einzige Scharte welche Louis Napoleon gründlich ausgewetzt hat, ist die Charte.

Frankreich wünscht das Mittelmeer zu besitzen und Oesterreich mehr Mittel.

Redaktion, Druck und Verlag v. Philipp Rohr in Kaiserslautern